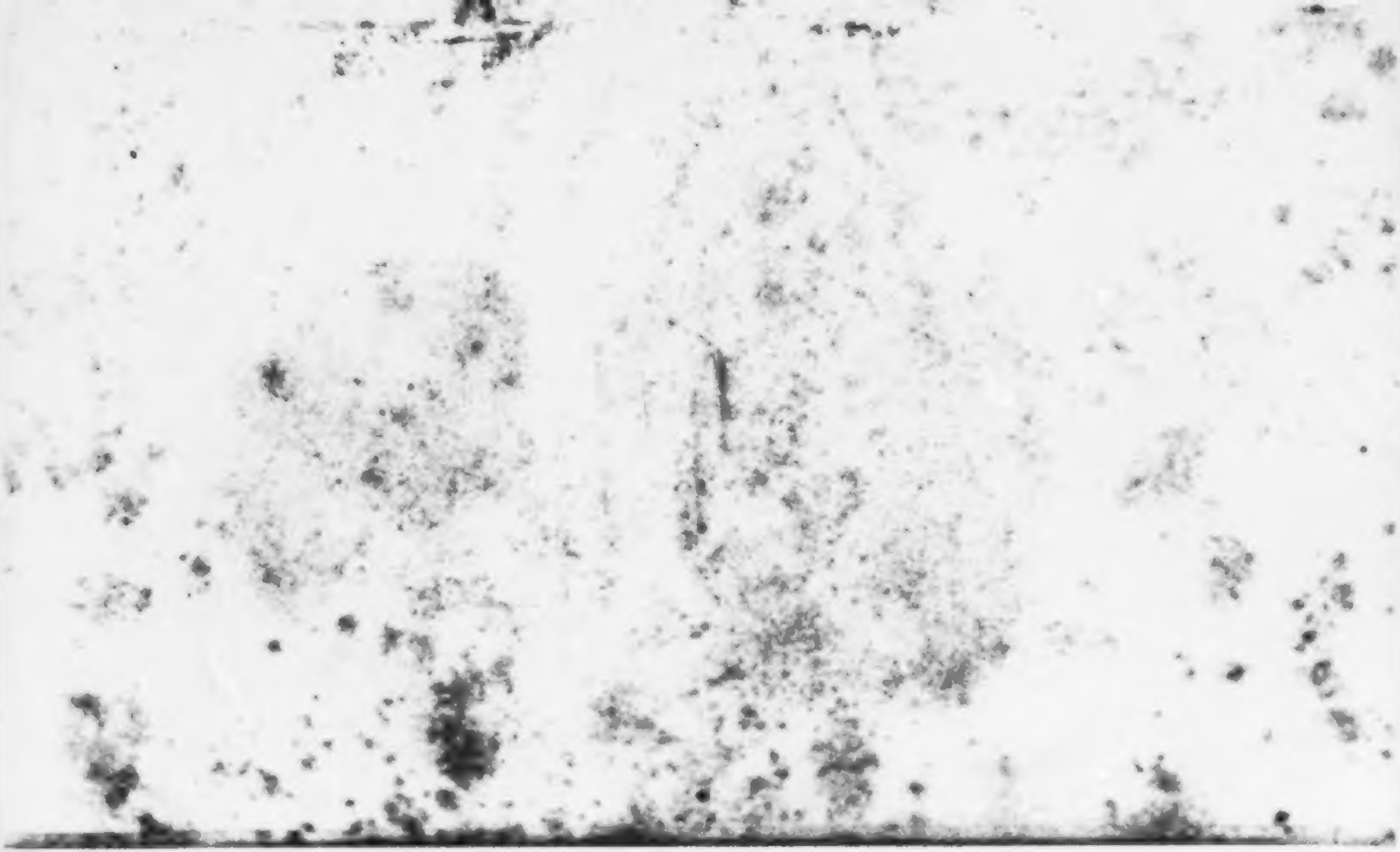
Agnese Schebest.



Aus dem

Leben einer Künſtlerin

von

Agneſe Schebeſt.

Mit dem Bildniß der Verfaſſerin.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart

Meinen geliebten Kindern

Georgine und Fritz Strauß

herzlichst gewidmet

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHENSIS

Vorwort.

Die wiederholt freundlichen Anregungen meines Herrn Verlegers und mehrseitig ausgesprochene Wünsche meiner Freunde veranlaßten mich zu dieser Arbeit, der sich Anfangs — zu meiner Entschuldigung möcht' ich es bemerken, da ich nicht die Fähigkeit in mir fühle, als Schriftstellerin aufzutreten — mein ganzes Wesen widersträubte. Wie Viele werden auch an dieser meiner kleinen Bescheerung wahrhafte Freude und warmes Interesse haben!

Indessen ermuthigte mich der Gedanke, daß Einige vielleicht doch nicht so ganz theilnahmlos eine Epoche von einem Menschenleben in seinem Ringen und Streben an sich vorübergehen lassen werden.

Mir aber wird hierbei die Freude, mit meinem Danke gegen Gott auch jenen edlen Menschen, die eine arme Waise wie Schutzgeister in Menschengestalt segnend geleitet haben, für alle empfangenen Wohlthaten meinen Dank aussprechen

zu dürfen. Und wenn, neben den freundlichen Erſcheinungen reiner Geiſter, bisweilen auch der Erdenſtaub unreiner vor dem Auge des Leſers aufwirbelt, ſo möge dieſer dabei freundliche Nachſicht üben und bedenken, daß dem Künſtler Mancherlei entgegentritt, — nicht immer Geſtalten von klaſſiſcher Bedeutung, wie ſie freilich im Audienzſaal und vor dem Throne eines gebildeten Publikums allein erſcheinen ſollten.

Doch verweilt ja auch nicht Jeder gerne nur in einem Audienzſaal oder auf einem Throne.

Am 15. Februar 1813 wurde ich zu Wien geboren. Mein Vater war ein Böhme, gebürtig aus Sazawa, eines wohlhabenden Müllers Sohn; die Mutter eine Deutsche aus Preßnik bei Leitmeritz. Ihre Eltern waren dort begüterte Bürgersleute; doch mußten die Kinder die Feld- und Gartenwirthschaft selbst bestellen, und die Mutter erzählte uns oft, wie sie mit dem halbblinden Gaul ins Feld geritten sei, was mir als Kind unbeschreiblich schön vorkam, und ich wünschte mir, in meinem Leben nie mehr zu besitzen, als so ein halbblindes Pferd, das nie durchgeht und einen doch bisweilen leichter über die Erde hinträgt. Freilich wünschte ich dazu auch einige Aeckerle und ein kleines Häuschen.

Mein Vater, der nicht zwei deutsche Worte sprechen konnte, kam als Minenführer in die Festung Theresienstadt unweit Leitmeritz und meiner Mutter Wohnort. Er kam einmal, um die Mutter zu sehen, mit unserem nachmaligen Onkel, dem Hauptmann Merl (später Vorsteher einer topographischen Lehranstalt in Grätz, wo noch jetzt einige seiner Söhne als Offiziere in Garnison sind), in ihr elterliches Haus; sie aber lief bei seinen ersten Besuchen auf und davon. „Ich kann das Soldatenvolk nicht schmecken", und: „was hätt' ich auch mit dem böhmischen Zoback (zu deutsch — was denn?) reden können"! pflegte sie zu sagen. Der Vater aber kam getreulich immer und immer wieder, und da er nichts mit ihr reden konnte, weil sie kein Wort böhmisch sprach, so mußte der Onkel den Dollmetscher machen, und er

begnügte sich mit dem Anschauen und Zuhören. Der Vater wurde hierauf nach Wien versetzt, soll aber dort aus Sehnsucht nach der Mutter so gemüthskrank geworden sein, daß man über seinen bedauerungswürdigen Zustand dem kommandirenden General der Festung Theresienstadt Mittheilung machte. Dieser ließ der Mutter eines Tages durch seinen Adjutanten ankündigen, daß, wenn sie nicht augenblicklich nach Wien gehe und den Schebesta heirathe, er sie dazu zwingen werde. Das ganze Dorf kam darüber in nicht geringes Erstaunen, und Jedermann sah Ulrichs Rosel darum an, daß man in Wien ihrer so gar nöthig habe. Der arme Mann wurde von der Mutter recht innig bedauert, und obgleich sie in der letzten Zeit nicht wie anfangs seinen Besuchen aus dem Wege gelaufen sein mochte, da er ein bildhübscher Mann gewesen, und immer vornehmer ausgesehen haben soll als die Anderen, ja sogar vornehmer als der Herr General, so wollte es ihr dennoch nicht in den Kopf, so urplötzlich auf und davon zu reisen, ihre alte Mutter und ihre Heimath zu verlassen und in eine so weit entfernte, große und fremde Stadt zu ziehen. Die Großmutter ging deßhalb zum Commandanten der Festung und stellte ihm vor, daß die Reise nach Wien doch gar sehr viel kosten würde und daß die Leute vorerst ja nicht einmal mit einander reden, wie viel weniger einander heirathen könnten. „Nun, so soll sie auf Regimentskosten oder auf meine eigenen hingeschafft werden", erhielt sie zur Antwort. Ob der Vater, das Regiment oder der General die Reisekosten bezahlt hat, weiß ich nicht; aber Letzterer hat das Geld dazu wirklich vorgestreckt. Und so reiste denn meine gute Mutter auf — Commando — nach Wien ab. Der Vater sah sie und wurde wieder gesund; geheirathet wurde aber noch nicht sogleich; sie wollte erst etwas Rechtes erlernen und er indessen deutsch. Nach Verlauf von einem Jahre waren sie Mann und Frau. Sie lebten sehr glücklich mit einander, und ihre Ehe ward durch Kinder gesegnet. Nach mir kam ein Knabe

zur Welt, der aber bald darauf ſtarb; dann meine zwei Jahre jüngere Schweſter. Der Vater, obgleich noch jung und immer noch unfähig, ſich im Deutſchen mit Leichtigkeit verſtändlich machen zu können, wurde dennoch als Oberminenführer mit dem Mineurcorps nach Aleſſandria commandirt. Dort ſollten ſeltene Produktionen von Felſenſprengungen vor ſich gehen, auch eine Feſtung ſollte in die Luft geſprengt werden. Dem Vater wurde dabei die Leitung des Baues mehrerer Sprengbrunnen, ſowie die Ladung derſelben übertragen. Wie es aber dabei dem armen Vater erging, ſchildert nachſtehender Brief meiner unglücklichen Mutter, den ſie an den früher genannten Schwager: Hauptmann Merl in Grätz nach ihrer Zurückreiſe aus Italien von Hainburg aus geſchrieben hat.

Hainburg den 27. April 1816.

Schätzbareſter Herr Schwager und liebe Schweſter!

Eine Reihe von Jahren lebte ich in dem Stande der Ehe ſehr glücklich und zufrieden, aber du allmächtiger Gott! nur zu ſchnell verflogen die ſo glücklich durchlebten Jahre. — Der 15. Auguſt 1815 war der unglücklichſte Tag, den man ſich nur denken kann, und an welchen ich noch auf meinem Todtenbette mit grauſem Schrecken denken werde. — Den 1. Juni 1815 wurde die Compagnie, bei welcher mein Mann iſt, nach Aleſſandria in Piemont commandirt, um dieſe Feſtung zu demoliren, und mein Mann nahm mich mit unſern zwei Kindern ganz getroſt mit.

Die Arbeit wurde gleich nach dem Eintreffen der Compagnie mit größter Geſchwindigkeit und größter Zufriedenheit betrieben. Den 13. Auguſt 1815 wurden einige Experimentbrunnen angelegt, über welche mein Mann angeſtellt war und folglich für die Arbeit und das Laden verantwortlich ſein mußte. Nach verrichteter Arbeit wurden die Brunnen abgeſprengt, was Alles ſehr gut gegangen iſt, nur beim letzten

ging es leider nicht mit dem beſten Erfolg. Mein Mann, den ich nur immer wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit in der praktiſchen Minenarbeit loben gehört hatte, kam ganz tiefſinnig zu Hauſe und ſagte die wenigen Worte: es müſſe bei den Mineurs Etwas vorgegangen ſein und er werde ſich morgen hievon überzeugen, um ſeinem General ſodann Rede ſtehen zu können.

Ich, als Weib, unwiſſend in ſeinem Vorfall, konnte in dieſer Sache gar keinen Rath geben. Der das Unglück nicht ahnende Mann ging den andern Tag zu ſeiner Arbeit, und nachdem Alles angeſtellt war, verfügte er ſich mit zwei Infanteriehandlangern zu dem den Tag vorher abgeſprengten Brunnen, ſtellte ſich auf eine Latter (Leiter) und die Handlanger mußten ihn herunterlaſſen. Sie mochten ihn einige Klafter herabgelaſſen haben, als er durch den Pulverdampf, welcher noch immer unten war, bewußtlos hinabſtürzte. Durch den Lärm der Handlanger kamen gleich mehrere Mineurs herbei, aber ſie hatten eben das Loos, wie mein Mann, und ſtürzten Einer nach dem Andern ſinnenlos auf denſelben. Durch die Anſtalten der in dem Augenblick herbeigeeilten Offiziere wurde doch Einer nach dem Andern herausgebracht, wobei beſonders geſcheide verfahren wurde, doch war mein Mann der Letzte, den man herauf brachte und folglich zum längſten unten. Man brachte meinen Mann, weil er ſelber ſehr ſchwer war, wie auch durch den tödtlichen Pulverdampf, den er ſo lang in ſich gezogen hat, ganz bewußtlos zu Hauſe. Den Schrecken, den ich bei Erblickung meines ſo ſchwer verunglückten Mannes empfand, iſt keine Feder vermögend zu ſchildern. Drei Tage hindurch rang ich ſelber mit Tod und Leben, doch hatte man ſo noch einige Hoffnung von ſeinem Aufkommen. Aber, o Trauerpoſt! die ich in derſelben Stunde erfuhr, die Worte tönen noch immer in meinen Ohren: er wird zwar aufkommen, aber ſeinen Verſtand wird er ſchwerlich mehr erhalten. O, es war nur zu wahr, er war durch die ganze Zeit im Spital, aber leider

ohne Hoffnung in Hinsicht seines Verstandes. Er genaß zwar und nahm an Kräften zu, war aber noch immer ganz betäubt. Mich und die Kinder liebte er vorzüglich und weinte immer, wenn er uns sah, sonst aber sprach er Alles durch einander und wußte sich an Nichts zu erinnern. Und so ist er noch bis zur Stunde, und mein Elend unaussprechlich, Gott erhöre uns und lindre unser Schicksal!

Den 12. Januar 1816 sind wir wieder aus Italien heraus, und mit Ende März zu Hainburg in Oestreich eingetroffen, wo sonach die Veranstaltung geschah, daß mein Mann in's Spital nach Wien kam. Ich befinde mich einstweilen hier in Hainburg.

Derselbe ist jetzt 3 Wochen zu Wien im Spital; man gibt aber gar keine Hoffnung von seiner Wiedergenesung, folglich ist keine andere Hoffnung, als sie werden selben in's Invalidenhaus geben. Dieses, Vielgeliebte! ist mein ganzes unglückliches und so trauriges Schicksal.

O, ich bitte recht sehr, mir gütigst mit Rath beizusteben; ich bitte nochmals, schreiben Sie mir, denn ein Brief von Ihnen wird schon ein Trost für mich sein.

Einen Handkuß von meinen armen Kindern. Leben Sie wohl, Theuerste.

Ihre unglückliche Schwägerin
Rosalia Schebestin.

Es kam anders, der arme Vater wurde nach Prag in's Krankenhaus gebracht und die Mutter bekam in der kleinen Festung von Theresienstadt freie Wohnung und eine kleine Pension. So war sie doch wenigstens ihrer Heimath ganz nahe. Sie lief meist den Weg von 10 Stunden nach Prag zu Fuß zum kranken Vater; sie lief in der Nacht oft mutterseel allein dahin, damit sie nur am andern Abend wieder bei uns war. Oft hütete uns die Großmutter, zuweilen waren wir auch allein, nur unter Aufsicht

der Nachbarin. Den 12. November ſtarb mein armer Vater im Krankenhauſe der k. Neuſtadt Prag an der Auszehrung. Die Mutter weinte bitterlich, ſo oft ſie von ihm redete.

Sein gewiſſenhafter redlicher Sinn, durch den er ſich allgemeine Achtung erwarb, hatte ihn auch in das Unglück geführt. Es ſtellte ſich ſpäter heraus, daß einige der Mineurs, welche bei'm letzten Brunnen beſchäftigt waren, von dem durch den Vater an ſie vertheilten Pulver heimlich verkauft hatten; [illegible]glich war die Ladung zu ſchwach geweſen, und es hatte keine [illegible]rige Exploſion entſtehen können.

Mit welchen Empfindungen die arme Mutter nun zwiſchen Vergangenheit und Zukunft ſtand, wird Jeder ſich vorſtellen können, der ſich in ihre Lage hinein zu denken fähig iſt. Der Schmerz und Jammer um den unglücklichen Gatten, die Sorge für ihre armen Kinder, dann der Verluſt eines großen Theils ihres Vermögens durch die Bankozettel, die fortwährenden Opfer, die ſie zu bringen hatte, alles Das wäre ja ſchon hinreichend geweſen, um die arme Frau gänzlich niederzudrücken. Dazu kam nun auch noch der Kummer um ihre alte Mutter, die, ſo lange ſie zu geben hatte, ſehr hoch geſchätzt wurde von ihrer ganzen Familie; als ſie aber, nach Vertheilung ihrer ſämmtlichen Habſeligkeiten an ihre 6 bis 8 Kinder, nichts mehr für ſich behielt als nur die Hoffnung, daß ihr ein Wittwenſtübchen in ihrem gewohnten Eigenthum, Unterhalt und Pflege bis an ihr Ende bei ihren Kindern werden möchte, da machten ſie ihr das Gnadenbrod ſo ſauer, daß ſie ſich endlich noch zu unſerer Mutter flüchtete, zu ihrer ärmſten Tochter, wo ſie allein noch innige Liebe und Pflege bis in ihr letztes 85. Lebensjahr fand. Woher bei all' dieſem Jammer dennoch Frieden und Segen zu uns kam? — das hat nicht wohl ein Anderes ſo recht in tiefſter Seele zu erkennen Gelegenheit gehabt als wir. Hätte meine demüthige, gottvertrauende Mutter nicht wie eine fromme Dulderin alles

Das ertragen, bei Tag und Nacht mit allen Kräften gerungen, und sich abgemüht für die Übrigen, — wie wäre es uns Allen ergangen? — Woher kam aber diese unerschütterliche Kraft und Ausdauer? Nur von jenem ewigen Geiste, zu dem das liebende Weib mit ganzer Seele vertrauend empor blickte, der allein nur Kraft zu großen und edlen Thaten gibt. —

Außer einer einzigen ferne wohnenden Schwester der Mutter hatten wir anfangs Niemand, der sich um uns sonderlich bekümmert hätte. Jener General, der damals gleichsam scherzweise, vielleicht aber auch aus wohlwollenden Absichten die arme Mutter nach Wien drängte, war inzwischen gestorben. Er hätte vielleicht durch Rath und That ihr Schicksal erleichtern helfen. Es war nun ein Generalfeldzeugmeister an dessen Stelle gekommen, ein Franzose, dessen Name mir entfallen ist. Er sprach kein deutsches Wort und sah immer sehr böse aus nicht sowohl von Herzens wegen, sondern weil er eine Kugel im Leibe hatte, die ihm solche Schmerzen verursachte, daß man ihn auf seinen Spaziergängen oft jämmerlich wimmern hörte. Ich hatte anfangs eine solche Angst vor ihm, daß ich ihm schon von Weitem aus dem Wege lief, wenn er auf seinen Krücken sich durch die Allee aus der großen in die kleine Festung mühselig daher schleppte, denn er soll nicht selten ausgeschlagen haben mit einer seiner Krücken, wenn man mitleidsvoll vor ihm stehen blieb. Er hatte außer den Besuchen einer Verwandten, Gräfin von St. Julien — die im Herbste mit ihrer Tochter zu ihm kam und im Frühjahr wieder auf ihr Gut reiste — von weiblichen Wesen nur eine Haushälterin um sich. Diese hatte nicht wenig durchzumachen, da sie ihm alle paar Stunden die Wunde frisch verbinden mußte und nicht selten einige Schläge dabei empfing. Eines Tages brachte sie einen Pack alter Leinwand zu uns und sagte: Ich bringe Arbeit für die Kinderle: wenn ihr mir alle Samstage recht viel Charpie bringen werdet, so will ich euch auch einmal etwas recht

Schönes dafür schenken. Welche Freude! das war ein Geschäft, welches wir kleine Leute und unsere alte Großmutter ja recht leicht bestreiten konnten. Samstags trugen wir, meine Schwester und ich, die Charpie in die große Festung hinein, wohin wir eine halbe Stunde zu gehen hatten, und — ich bekam ein Töpfchen Schmalz, das zwar hauptsächlich nur abgeschöpfte Fette vom Fleisch war, aber womit doch, mehrere Wochen lang unser Essen geschmälzt werden konnte. Meine Schwester bekam ein Säckchen voll Mehl. Ich vergesse nie die Freude, die wir für die erste Belohnung unserer Arbeit hatten.

Die Mutter gab sich alle Mühe, das Wenige, das sie noch hatte, zum Vortheil umzutreiben. Unsere Wohnung war hübsch und geräumig, daß wir Vieles für den Winter einheimsen konnten. Wir hatten einen schönen großen Stall und einen großen Grasplatz vor dem Hause. Die Mutter mästete deßhalb auch Geflügel. Auch ein paar Schweinchen hielten wir und eine Ziege; so hatten wir nicht Noth; immer, wie sie zu sagen pflegte, „a Bröckerl Fleisch“. Und was über das Bröckerl hinaus langte, schickte sie auf den Markt zum Verkauf. Auf des Generals Feldern durften wir nach der Ernte eine Aehren- und Kartoffelnachlese halten. Gras gab es für unser Vieh überall genug, wir durften nur zusammenlesen, und so waren wir bei aller Armuth dennoch so reich, glücklich und vergnügt, wie ich es nach dem kaum mehr geworden bin. — Was war das für eine Freude, wenn so ein Thierchen Junge bekam oder Eier legte, oder wenn wir Samstag Abend Blumen für unsere Heiligenbildchen suchen gehen durften; und wie festlich war es am Sonntag bei uns! Zuerst wurde, wie alle Tage, gebetet, dann, wie nicht alle Tage, Kaffee getrunken, dann wurde Stube und Kammer in Ordnung gebracht, dann brachen wir grüne Zweige vom Gebüsch hinter unserem Hause und holten die Blumensträußchen, die über Nacht im frischen Wasser vor dem Fenster standen, herbei, und unsern

Heiligenbildern wurde damit ein Altar gebaut. Das sah gar festlich aus und wir dachten, so schön wie bei uns kanns nirgends mehr sein! Nun wurden wir schön säuberlich und sonntäglich angezogen und obgleich wir weder Köchin noch Kammerjungfer hatten, hielt uns die Mutter von außen und innen doch so rein und nett, daß wir durch unsere Reinlichkeit den Leuten ordentlich aufgefallen sind. Ehe wir aufwachten, hatte die gute sorgsame Mutter schon ihre Thierchen versorgt. Nun kam auch die Großmutter herbei mit ihrer Orgelpfeifenjacke und ihrer schönen Haube von schwarzer breiter Spitze, mit einem goldgestickten Käppchen über dem Wirbel und hinten hinab eine lange Schleife von schwarzen, breiten Bändern, dazu einen schönen, schwarzen, feinen Tuchrock, der wohl in hundert gequetschten Falten sie umschloß. Dann gingen wir allesammt in die Kirche.

Ich habe noch heute ein Gebetbüchlein, das ich zum Geschenk von ihr bekam, das in geschriebenen Lettern gedruckt ist und den Titel hat: Kurz und gut katholisches Meßbüchlein. — Die fromme Einfalt darin und der stammelnde Ausdruck der Gefühle kann mich aber heute noch so erbauen wie 1822, wo ich es empfing. Nach der Kirche eilte die Mutter nach Hause um zu kochen und wir spazierten langsam mit der Großmutter nach. Es versteht sich, daß das Mütterlein etwas extra Gutes für das Tischchen gerichtet hatte, wornach uns schon auf dem ganzen Nachhauseweg der Mund wässerte. Suppe und eine Mehlspeise erwartete uns meist. Nach Tisch liefen wir zwei ein wenig vor und hinter dem Haus umher, oder es kamen Kinder zu uns oder auch große Leute zum Besuch, wo dann die Großmutter zu erzählen anfing von der Libussa oder dem König Wenzel, oder vom Huß, oder auch von dem, was sie schon alles durch die fortwährenden Kriegszeiten erlebt habe und daß ihr Mann gerade in der härtesten Zeit ihr wegstarb. Wir hörten ihr sehr gerne zu, denn sie wußte viel, nur wenn sie gar bis weit hinten hin, zu den

Türken kam und zu erzählen begann, wie viele Kriege die Kaiserin Catharina mit ihnen hatte (was sie ohne Zweifel vom Großvater selig her so genau wußte), da liefen wir davon. Waren wir aber mit ihr allein, so erzählte sie uns, wie sie, trotz allem Verbot der Geistlichen, dennoch recht fleißig die Bibel gelesen habe, ja, daß sie sogar, um dieselbe verbergen zu können, ein geheimes Fach in dem Fußboden hatte, und fast alle Sonntagsnachmittage mehrere Bauern- und Bürgersfrauen bei verschlossenen Thüren um sich versammelte, ihnen daraus vorzulesen. Endlich habe man dieselbe ihr geradezu hinweggenommen und gedroht, sie als Ketzerin aus der katholischen Kirche zu verstoßen, wenn sie fernerhin dieses Treiben nicht aufgeben werde. „Was hab ich machen wollen? sagte sie, ich hab mich geduckt, weil ich ein Weib bin, hab aber deßwegen doch von der Bibel gedacht, was ich gewollt hab."

Es kam nun die Zeit, daß ich in die Schule gehen mußte und nebenher auch nähen lernen sollte, das war keine Kleinigkeit.

Am sauersten wurde mir das Schreiben und wenn es meinem Talent nachgegangen wäre, so würde ich am liebsten stets ohne große Buchstaben geschrieben haben, und ich sehe auch heute noch nicht ein, warum man sich der großen Buchstaben wegen so viel Kopfzerbrechens macht. Daß man den Anfang jedes Satzes sowie die Titel und Eigennamen damit beginnt, leuchtete mir immer ein und das konnt ich mir auch leicht merken, die weitere Buchstabendistelei ist aber eine sündliche Quälerei und macht mir das Leben heut noch bei meiner Schriftstellerei sauer genug. Was man damals in einer deutsch-böhmischen Schule lehrte, war klein bei einander. Unser Lehrer schrieb ganz gemüthlich anstatt Vater „Vatter", anstatt himmlisch „hümmlisch", und selbst in meinem Gebetbuch, das doch für den Druck bestimmt wurde, steht ganz harmlos: „Laß ab mein Herz vergeblich dich zu quällen, oder:

„O Herr, Gott meines Heils, des Tags hab ich zu Dir gerufen und des Nachts vor Dir. Laß mein Gebet vor Dein Angesicht kommen, — Neige Deine Ohren zu meiner Bitt, — Denn meine Seele ist mit Uebeln erfüllt, — Und mein Leben ist der Gruben zugenahet.“ Außer dem ABC-Büchlein, den Evangelien und dem Katechismus, dazu ein wenig Rechnen, weiß ich nicht, daß uns noch ein anderes Buch und Geschäft aufgeladen worden wäre. Nachmittags wurden auch hie und da Lieder gesungen, aber ohne sich erst viel mit Notenlesen abzumühen. Der Lehrer zeigte uns das Lied vor und wir sangen es nach; wer es am leichtesten nachsingen konnte, der durfte sich sogar der Hoffnung hingeben, auch einmal allein in der Kirche singen zu dürfen. Ich dachte nie daran, daß auch ich einmal zu solcher Ehre kommen werde, denn ich wußte, daß ich ein armes Kind war und daß den reicheren und vornehmeren immer der Vorzug gebühre. Indeß lernte ich bei der Frau Schullehrerin das Weißnähen, das ich gerne trieb.

Ich mochte etwa zwei Jahre lang tagtäglich zweimal den halbstündigen Weg in die Festung gelaufen sein, als mir in der Allee ein großer, wunderschöner Herr mit feingeprägtem Kopf, dunklen Augen und dunklem Bart begegnete, der nur einen Arm hatte, den halbleeren Aermel aber vorne hingeknüpft trug und von 4—6 andern Herrn begleitet war, die mich alle nach und nach umringten, von dem ich aber keine Silbe verstand.

Ein Dolmetscher war dabei, der mich fragte: wohin ich gehe? „Nach Hause zum Essen“. Der schöne Herr hatte inzwischen seine Hand auf meinen Kopf gelegt, und ich getraute mir kaum, vor lauter Respekt, unter dieser Hand zu reden. Da fragte mich der Dolmetscher wieder, woher ich komme? „Aus der Schule.“ Wo ich wohne? „In der klauen Festung, im klauen Pavillon“ gab ich zur Antwort. Er fragte mich: was ich Alles lerne? „Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und

Nähen." Kannſt Du auch ſchön ſingen? „Das waiß i nit; wann i's könnt, nach dürft i a mal in de Kirchen ſingen."

Die Herren ſprachen dazwiſchen immer wieder mit einander und der Dolmetſcher ſagte: Wenn Du einmal ſingen wirſt, dann wollen wir alle Dir zuhören kommen. Ich wurde ganz roth vor Freude und lief nach Hauſe, als hätte mich der Wind hingeblaſen, und erzählte alles Das, und die Mutter erzählte mir dieſe Worte wohl hundertmal wieder, darum blieben ſie auch feſt mir im Gedächtniß. Auch der Schullehrerin erzählte ich's, und dieſe machte große Augen und erzählte es ihrem Mann, und der machte auch große Augen und ſagte: „da werd ich dich bald einmal ſingen laſſen, denn das iſt gar ein vornehmer Herr, ein griechiſcher Fürſt Namens Ypſilanty, der hier als Gefangener lebt. Es war die Zeit gegen Weihnachten, und mir wurde vom Schullehrer 6 Wochen vorher die feierliche Ankündigung gemacht, daß ich am Chriſtabend ſingen dürfe, daß ich es doch aber auch dem Fürſten ſagen werde, wie gerne der Herr Schulmeiſter Langer ſeinen Wink als Befehl annehme.

Ich begegnete der Geſellſchaft oft, die dann nicht ſelten mit mir die ganze Allee hinausging; der Fürſt führte mich dann wohl auch ſtückweiſe an der Hand und gab mir hie und da etwas für meine Sparkaſſe und ließ mich fragen, ob ich auch ſchon recht nähen könne? I kenn ſchon bald e Hemed ganz allani machen," gab ich zur Antwort. Darauf wurde einmal ein Ballen Leinwand an die Lehrerin geſchickt, woraus Hemden und Sacktücher für den Fürſten gefertigt werden ſollten; es wurde dabei bemerkt, daß mir recht viel daran zu thun gegeben werden ſolle. Wer war froher als ich, für den ſchönen und noblen Fürſten gar das Allernothwendigſte machen zu dürfen? —

Ich mochte etwa neun Jahre alt geweſen ſein. Mit unbeſchreiblichem Eifer nähte ich oft bis ſpät in die Nacht hinein. Ein Dutzend Sacktücher durfte ich ganz allein machen, auch die

Hemden und Aermel zuſammennähen; nur die Krägen, Manſchetten und Achſelſtücke ſetzte die Schullehrerin auf. Zeichnen durfte ich die Wäſche auch und war nicht wenig froh über meine ſchöne Arbeit. Natürlich waren die Steppereien der Frau Schullehrerin muſterhaft und meine Stichelchen waren eben keine Hexerei. Der Fürſt gab ihr ſoviel ſie dafür verlangte, und mir gab ſie davon 6 fl. Scheingeld. Das war unerhört viel, und ich war faſt außer mir vor Freude, denn ich konnte und durfte für mich und meine kleine Schweſter ein Kleid dafür kaufen. Den Tag konnten wir gar nicht erwarten, wo der große Einkauf ſtatt finden ſollte. Was ſuchte ich aber auch für Wunderdinge heraus? Das ganze Firmament hatten wir um uns herum, und man hätte Aſtronomie an uns ſtudiren können! Man ſtelle ſich vor, einen himmelblauen Zeug, darauf hingeſät hochrothe Sonnen mit gelben Strahlen, weiße Sterne und grauliche Monde. Eines Sonntages begegnete uns der Fürſt in dieſer Pracht und Herrlichkeit; er legte die Hand abwechslungsweiſe auf unſere Köpfe und ſah uns in die Geſichter, es fiel ihm aber gar nicht ein, unſere Himmelsglorie lange näher zu betrachten; da ſagte ich's dem Dolmetſcher, daß ich mich für die ſchöne Wäſche bedanken laſſe, die ich nähen helfen durfte, und auch für das Andere, und bemerkte, daß wir nun ſo glücklich ſeien wegen der zwei ſchönen Kleider, die wir uns dafür anſchaffen gedurft. Aber die Griechen ſchienen gar kein ſonderliches Intereſſe für Aſtronomie zu haben, denn ſie ſahen uns immer wieder in's Geſicht, daran doch wenig Andres geſehen werden konnte, als daß wir, wie ſtets, ſauber gewaſchen und gekämmt waren.

Der Weihnachtsabend war inzwiſchen vor der Thür, und ich hatte keine kleine Freude und die Mutter keine kleine Angſt, daß ich vor aller Welt in der Kirche ſingen ſollte. Wenn ich ſtecken geblieben wäre, ſo hätte ſie ſich zu Tode geſchämt, ſagte ſie mir hintendrein. Acht Tage vorher bekam ich alle Abende ein

Ei mit zerstoßenem Zuckerkanntel. Ich habe das Lied kaum so oft gesungen, als ich Eier essen mußte, denn auch des Mittags kamen meist Eierspeisen.

Endlich kam der Tag, und richtig, die Griechen waren mit der Gräfin von St. Julien und ihrer Comtesse Tochter in dem Kirchlein. Ich hatte ein Liedchen zu singen, wozu der Schulmeister auf der Geige die zweite Stimme spielte; es fing an: „Seht, ich verkünd'ge Euch große Freude ꝛc." Es war mir ganz eigen um's Herz, als ich vom Chor herab die beleuchtete Krippe vorne am Altar sahe und nun mein Liedlein ertönen lassen sollte. Im ersten Augenblick hatte ich einen Schreck über die vielen Leute. Als es anfing, blieb mir der Athem fast aus. Der Lehrer hatte sein Solo schon fast ausgegeigt, und nun sollte die Singstimme eintreten. Waren nun die vielen Eier, oder die Furcht vor dem Lehrer und der Mutter, oder die Pietät vor der Krippe und dem geweihten Ort die Veranlassung, daß die Stimme, wenn auch im Anfang etwas schüchtern, dennoch hell und immer heller ertönte, ich weiß es nicht; es war aber so still rings herum, als wären des Schulmeisters Geige und ich allein auf der Welt, und die Mutter, nach der ich zuerst Verlangen hatte, als ich glücklich zu Ende war, sah, als ich sie fragend anblickte, wie es wohl geklungen habe, gerührt aus ihren lieben Augen herüber auf mich, denn sie stand bisher voll Bangigkeit in einem Winkel des Chors. Aus diesen Augen empfing ich auch späterhin am liebsten Urtheil, Theilnahme und Belohnung. Am Christfest Morgens, bevor wir angekleidet waren, kam ein Bote, daß wir zwei Kinder mit der Mutter noch vor der Kirche zur Gräfin v. St. Julien kommen sollten. Wir waren in größter Erwartung der Dinge, die unserer harreten. Als wir die breite Treppe in's Commandantenhaus hinaufgingen, zitterte uns allen das Herz. Die Haushälterin kam, nachdem wir eine Weile still gewartet hatten, denn anzuklopfen getrauten wir uns nicht, den

langen Gang hergelaufen und lachte, und zog uns in ein schönes Zimmer, wo wir zwei Kinder nur zu schauen hatten und uns kaum getrauten aufzutreten. Nach einem Weilchen wurden wir in das Toilettenzimmer der Gräfin geführt, wo mir die kleine Comteſſe ein zimmtbraunes Mäntelchen, in dem ich ſie vorher oft geſehen hatte, umhing, das mit blauem Seidenzeug gefüttert war, dazu ein ganz neues Häubchen mit vielen blauen Schleifen. Meine Schweſter bekam ein wattirtes Ueberröckchen von ſchwarzem Seidenzeug und ein Käppchen mit Schwanpelz ringsum beſetzt. Im Leben vergeß ich dieſe Freude nicht; die Mutter ſank ſchier in die Knie vor Freudenſchreck. Ja, konnten ſich nur alle Leute darüber freuen, wenn ſo ein Paar arme Würmchen auch einmal an Lichtblicken des Glückes ſich erwärmen dürfen. Wir hatten bald mehr Neider als Freunde. Der gute Lehrer jedoch, der zwar nicht ganz orthographiſch ſchreiben konnte, aber ein treues Herz hatte, blieb frei von allem Neid; er redete ſeiner Frau zu, an ihren Bruder, den vielgerühmten Singmeiſter und Kammerſänger Johannes Mickſch meinethalb zu ſchreiben, denn er habe gehört, daß der fürſtliche Dolmetſcher geäußert hätte, ſein Herr habe geſagt: „das Kind ſollte zur Sängerin ausgebildet werden.“ Die Lehrerin ſchrieb darauf auch baldigſt an ihren Bruder nach Dresden und er antwortete ihr, ſie ſolle das Kind einmal zu ihm bringen. Das war ihr denn auch mehr als recht; ſie wußte ja, daß es bei einem ſolchen Beſuch nicht ganz leer ablaufen werde, ein Wunſch, der einer Schulmeiſterin in Böhmen und beſonders einer Mutter von 12 Kindern nicht allzuſehr zu verargen war. Mickſch hatte freilich noch viele arme Verwandte, die alle keine geringen Gaben von ihm empfingen und die, weil ſie einmal gehört hatten, daß er einen Dukaten für die Stunde bekomme, nicht ganz ſelten kamen, um bei ſeinem Mitleid anzuklopfen. Da ſie keine kleine Summe von Einkünften zuſammenbrachten, wenn ſie berechneten, daß man recht leicht täglich

12 Stunden geben könne; und wenn er gar noch die Nächte dazu verwendete, mußte der Mann, der nebenher auch noch einen bedeutenden Gehalt hatte, mit Dukaten gar nicht wissen, wo hinaus!

Es wurde also der Reise wegen großer Rath gehalten. Meine Mutter, die in allem, was kam, eine höhere Bestimmung ahnte und sich in diesem Glauben neigte oder aufrichtete, blickte mit unbeschreiblichem Vertrauen in die Zukunft. Sie war in Wien oft im Theater gewesen und hatte da gesehen, wie die Sänger und Schauspieler geehrt und geliebt wurden und daß es Menschen sind, wie andere Leute auch. Sie sagte: „es wäre ganz schön in der Welt, wenn alle Leute so gut wären wie der Schikaneder" (der Dichter des Textes zur Zauberflöte), von dem sie oft den Papageno spielen sah. Die gute Großmutter dagegen hatte an dem Gedanken keine sonderliche Freude, denn sie hatte außer Seiltänzer- und Taschenspieler-Künsten noch nie etwas gesehen, das ihre Gedanken vom Alltäglichen abgeleitet und über das Menschenmögliche nachzugrübeln bewogen hätte. Ihr kam es vor, als könnten alle solche Kunststücke nur dann vollbracht werden, wenn man vorher seine Seele dem Bösen verschrieben habe. Lange halfen alle Vernunftgründe und Vorstellungen, die ihr von der guten Mutter gemacht wurden, rein zu gar nichts, als daß sie ihr altes zitteriges Köpfchen nur immer tiefer vor sich niederhängen ließ, die Augen von uns abkehrte und mehrere Tage fast gar nicht mit der Mutter sprach; bis endlich die gute Schulmeisterin zu uns kam und sie fragte, ob sie wohl glaube, ihr Bruder sei des Teufels Faktor, der die Seelen armer Kinder in die Hölle liefern wolle? Derselbe sei nicht nur Singlehrer in Dresden, auch königl. Kammersänger und Chordirektor, der nicht nur junge Leute für's Theater, sondern auch die Knaben für die Kirche und die vornehmsten Herrschaften im Gesang auszubilden habe und selbst alle Sonn- und Festtage in der Kirche

ſingen müſſe und obendrein ein gottesfürchtigerer Mann ſei als wir alleſammt, da er ſelbſt ſchon viele Meſſen geſchrieben habe, auch ſogar dem frommen König Auguſt ſeine Kirchenmuſiken durchſehen und von Fehlern (wenn ſich je manche vorfänden) reinigen dürfe. Dieſe Zornepiſtel der Frau Schullehrerin brachte die Großmutter auf ebenen Boden und ſie fing an darüber nachzuſinnen, ob ein Mann, dem der Gottesdienſt heilig iſt, wirklich im Stande ſein könnte, die Seele ihrer Enkelin der Hölle zuzuführen. Das fromme Vertrauen, daß ich mit Hexereien, ſelbſt wenn mir ſolche auch von Andern vorgemacht werden ſollten, mich dennoch gar nicht abgeben würde, gab ihr, nebſt dem Vertrauen zu dem gottesfürchtigen Bruder der Frau Schulmeiſterin, endlich Frieden. Es wurde nun beſchloſſen, im Laufe des Sommers auf dem kleinen Handelsſchiffchen, das alle Samſtag von Leitmeritz nach Dresden abfuhr, zum Papa Mikſch hinunterzufahren. Mir war's bei den Gedanken an die Zukunft ganz wirbelich geworden und ſie flogen wie auf Schlittſchuhen über alle Eisſchollen der Gegenwart hinweg in eine mährchenhafte Zukunft. Zuerſt dachte ich natürlich nur daran, wie wundervoll ich es den Meinigen einrichten werde. Das höchſte von Pracht hatte ich in des General-Feldzeugmeiſters Wohnung geſehen: mit Teppichen belegte Fußböden, goldene Spiegel, bemalte Tapeten, ſchöne Uhren und Vaſen, ſammtene und ſeidene Möbel und, ſchöner als Alles, die wundervollen Blumen mitten im Winter! Nur ein einziges Zimmerchen wünſchte ich ſo zu haben, nicht etwa um darin zu wohnen, ſondern nur um bisweilen hineinſchauen zu dürfen. Die Mutter hatte uns oft erzählt, wie viele Tauſende ſo eine Sängerin jährlich eingenommen habe. Gott, wenn ich einmal ſo viel einnehmen dürfte, da würde ich gleich ein Häuschen kaufen, das aber nicht in einer winkeligen Gaſſe zwiſchen andern Häuſern liegen ſollte, auch keine Kanonenkugeln dürften davor liegen, wie vor dem Commandantenhauſe; draußen im

Freien ſollt' es ſtehen, in einem ſchönen blumenreichen Garten oder auf einem Berge, von wo aus man weit in die Welt hineinſehen und einen recht großen Himmel über ſich haben könnte; dazu eine Wieſe, einige Felder, auch ein großer Stall voll Thierchen. All dieſe Herrlichkeiten hatte ich ſchon von den vielen Einkünften, die ich haben würde, in Gedanken eingekauft und uns alle mit den glücklichſten Geſichtern darin arbeiten ſehen. Nur der Großmutter wünſchte ich Ruhe im Sonnenſchein, der Mutter und uns aber keine, weil ich wußte, wie wenig ihr am Nichtsthun und Hinſitzen gelegen war und wie auch wir vor langer Weile hätten ſterben müſſen, wenn uns die Tauben gebraten in den Mund geflogen wären. Die Mutter ſah ich ſchon Sonntags ſo ſchön gekleidet, wie die Gräfin St. Julien einherſchreiten, meine Schweſter ſollte dann wie die Comteſſe gekleidet gehen. Meine alte Großmutter aber, die ſollte vor ihrem Ende noch im allerſchönſten Aufzug, wie ihn außer unſerer Nachbarin kein Menſch trug, einherwandeln: in einem purpurrothen Contuſch von Damaſt mit grauem Pelz beſetzt, dazu im gepuderten Toupet mit goldenen Zitternadeln und einer feingekerbten Spitzenhaube. Es war mir unbegreiflich, wie ſich außer meiner guten Schweſter Niemand mit mir ſo recht von Herzen freuen wollte auf die glänzende Zukunft. Die Großmutter ſagte: „du willſt mich gewiß noch für die Gagen (die Elſtern, die den glänzenden Dingen nachfliegen) herausputzen?“ die Mutter aber ſagte: „bleib du nur ein armes, aber rechtſchaffenes Kind, das wird meine höchſte Freude ſein.

Obgleich nach jenem Chriſtabend ich mich ſchon recht arg darauf gefreut hatte, einen freundlichen Gruß von dem Fürſten Pyſilanti zu bekommen und von ſeinem Dolmetſcher zu hören, wie ſein gnädiger Herr mit mir zufrieden geweſen ſei, ſo ſah ich ihn doch lange nicht auf unſerer Allee: Er iſt krank geweſen und hat nachdem hie und da beim General zu Mittag geſpeist; dort

hat er auch jene Aeußerung gemacht, die durch den Dolmetſcher dem Lehrer Langer und durch des Generals Haushälterin uns zu Ohren gekommen iſt. Da ich wußte, daß er als Gefangener in unſerer Feſtung war, ſo dachte ich nicht anders, als daß man ihn mit ſammt ſeinen Begleitern nun am Ende gar in einen finſtern Kerker geworfen habe, und es war mir ſchmerzlich leid um den braven und hohen Herrn, der doch ſogar gegen ein armes Kind ſo freundlich ſein konnte. Einige Zeit vor unſerer Abreiſe nach Dresden aber begegnete er uns, mir und der Mutter: weil ich aber ſah, daß der General mit ſeinen Krücken, und noch viele Herren außer dem gewöhnlichen Gefolge der Griechen bei ihm waren, ſo bab' ich die Mutter hinter ein Schanzthor gezogen, wo wir dann ihren Blicken durch einen Wall verborgen blieben. An ihm vorüber zu gehen, ohne ihn zu grüßen, hätte uns beiden zu wehe gethan; und ihn zu grüßen, getrauten wir uns nicht, da er von ſo vielen Leuten umgeben war. Den andern Tag aber begegneten mir und meiner Schweſter die Griechen wieder, und der Fürſt ſchenkte mir ein goldnes Knöpfchen mit einem wundervoll geſchnittenen Stein, den ich heut noch beſitze, und ließ mir durch den Dolmetſcher ſagen, daß er ihn für mich ſchon lange bei ſich getragen habe. Ich küßte ihm dafür die Hand, ſagte ihm, daß ich nun Sängerin werde und in der nächſten Zeit ſchon nach Dresden reiſen ſolle, um geprüft zu werden. Da kam der General angefahren auf kleinem offenem Wagen, und wir Kinder liefen auf und davon. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich den edlen Fürſten noch einmal im Leben geſehen habe oder nicht; denn die Mutter hat uns alles das ſpäter wohl hundertmal erzählt und dadurch die ſchönen Eindrücke unauslöſchlich in unſer Gedächtniß eingeprägt.

Am andern Morgen ging die gute Mutter nach Leitmeritz, um einige Einkäufe zu machen. Sie trug mir auf, doch ja das Feuer zur rechten Zeit anzuzünden und die von ihr angefüllten

Töpfchen daran zu ſetzen. Die Schweſter half mir Hobelſpäne herbeiholen; ich ſchlug indeſſen das Feuer an. Damals bediente man ſich noch des Zunders und eines Steins, auf den man mit einem Stahl ſchlug, bis es Funken gab; auf die glimmenden Theilchen des Zunders wurde alsdann ein Schwefelholzchen oder Faden gehalten, der ſich daran entzündete. Gott weiß, wie es kam, — waren die jüngſtvergangenen oder die bevorſtehenden Dinge Schuld, daß mir der Kopf nicht ruhig war, oder hatte die Freude meine Hände in's Zappeln gebracht, daß ich vielleicht einen brennenden Hobelſpan an mir hinabgeſchuſſelt habe? kurz, in einem Nu ging mein Röckchen in Flammen auf. Die Schweſter erſchrack ſo ſehr, daß ſie anfangs nicht gleich ſchreien konnte. Die Großmutter war fort; ich rannte in meiner Todesangſt etwa 100 Schritte vor an die Thorwache; aber je mehr ich lief, deſto ärger ſchlug die Flamme an mir empor. Der wachehabende Soldat, der mich von weitem kommen ſah, war ſchnell gefaßt und riß eiligſt ſeinen Rock herunter, warf ihn über mich hin und mich auf den Erdboden, bis jedes Fünkchen an mir erſtickte. Er ließ mich hierauf durch einen andern Soldaten zu unſerer Nachbarin tragen, die im erſten Schreck die Tinte der ganzen Nachbarſchaft zuſammenholen ließ, denn das ſei das allerbeſte Mittel gegen Brandflecken, behauptete ſie. Ich hatte zum Glück ein wollenes Unterröckchen an, das nicht ſo leicht Feuer fing als das Oberkleidchen. Die Nachbarin kleidete mich aus und beſtrich mich vom Wirbel bis zu den Zehen mit Tinte, auch da, wo ich nicht verbrannt war; hilft's nichts, ſo ſchadet's doch nichts, dachte ſie. Die Leute, die zum Thor herein kamen, als ich gerade in Flammen hinlief und das Löſchmanöver mit angeſehen hatten, gingen, nachdem alles glücklich vorüber war, ihres Weges weiter; in der Allee begegneten ſie der Mutter und erzählten ihr den Vorgang. Die gute Frau wußte nicht, ſollte ſie die Laſt behalten, die ſie trug, oder abwerfen, um ſchneller

nach Hauſe zu kommen; ſo ſehr ſie eilte, ſo langſam kam ſie von der Stelle, als hätte der Schreck ſie gelähmt. Endlich ſtand ſie bleich und zitternd vor ihrem — kohlſchwarzen Kinde. — Meine ſonſt ſo ſtarke Mutter ſah faſt erſtarrt auf mich nieder. „Es iſt jo nur a Tintu, Frau Schebeſtin,“ rief die Nachbarin ihr zu. Sie ſtürzte vor mir faſt ohnmächtig zuſammen und eine Thränenfluth machte dem gepreßten Herzen Luft. Kaum getraute ſie ſich, mich zu befühlen, noch weniger, mich abzuwaſchen, um doch ja nicht das Heilmittel in ſeiner Wirkung zu ſtören. „Ueba und üba hob i di Neßi (Agnes) mit Tinten a' g'ſtrichen, weil dei' guat iſ' vor'n Brand.“ Die ganze Nacht hatte die Mutter keine Ruhe und ſtrich mir die wenigen Stellen, wo ich Schmerzen fühlte, nochmals mit Tinte. Am andern Morgen brachte ſie warmes Waſſer und fing an, jene Stellen von der Tinte zu reinigen, wo ich keine Schmerzen hatte. Wie froh und glücklich wurde ſie, als das ganze Kind faſt unverletzt herauskam. Die wenigen Fleckchen, die ich hatte, waren auch bald wieder hell, und ſo hatte ich die erſte Feuerprobe in meinem Leben glücklich überſtanden.

Es kam nun endlich der erſehnte Tag herbei, wo es nach Dresden gehen ſollte. Die Mutter hätte zu gerne die Reiſe mit mir gemacht, und doch wollte und konnte ſie aus ihren kleinen Mitteln nicht nur ſo leichthin derartige Spazierfahrten unternehmen. Von der armen Lehrerin war es auch nicht zu verlangen, daß ſie auf eigene Koſten, nur mir zu liebe, in den Tag hinein fahren und Geldopfer bringen ſollte. Die Mutter entſchloß ſich daher, eine kleine Schiffsladung Getreide, Obſt, Geſchirr u. ſ. w. zuſammen zu kaufen, um durch den Gewinn davon unſere Reiſekoſten zu decken; denn ſie pflegte zu ſagen: „es iſt beſſer, ehrlich ſich gewehrt und genährt, als vornehm gebettelt und herum ſchmarotzt.“ Es wurde den Tag vor unſerer Abreiſe nicht wenig geweint, denn, was hätte die Großmutter mit meiner kleinen

Schweſter anfangen ſollen, wenn das Schiff untergegangen wäre? Es wurde darum zur Beruhigung unſerer aller Herzen noch eine fromme Andacht gehalten, Blumen und Zweige herbeigeholt, alle Heiligen und Schutzpatrouinen zuſammen und übereinander geſtellt, und gebetet und geweint davor. Nach beendigtem Gebet aber ſtanden wir alle geſtärkt auf, mit innigem Vertrauen auf den lieben Gott, die heilige Mutter Gottes und unſern Schutzengel. Nun ging es muthig den andern Morgen, noch vor Tagesanbruch, nach Leitmeritz, von wo das Schiff bei Zeiten abfahren ſollte. Wer zum erſtenmal auf dem Waſſer fährt, und nicht herzhafter iſt, als ich es war, wird meine Zuſtände begreiflich finden. Obgleich die Elbe bei Leitmeritz lange nicht ſo breit iſt wie bei Dresden oder wie der Rhein bei Köln, und noch viel weniger etwa der Zuſammenſtrömung des blauen und weißen Fluſſes bei Chartum zu vergleichen wäre, ſo kam mir doch das Waſſer unüberſehbar vor, und es tauchten allerlei Meerungeheuer vor mir auf, wenn auch nicht in beſtimmten Geſtalten, denn von Delphinen und Nilpferden hatte ich damals noch keinen ſonderlichen Begriff. Wenn das Schiffchen ſchaukelte, ſo wurde mir's ſchwindelnd vor Angſt. Die Mutter und die Lehrerin erzählte mir, was ſie nur jemals von Seefahrern und Weltumſeglern wußten und die Schiffer, die hin und her liefen und lange Zeit mein Seelen- und Magenweh mit angeſehen hatten, fragten mich endlich: „No Klane (Kleine) wie g'fallt dir's auf'm Waſſer?“ „Guat, ſchlecht“, hab' ich kleinmüthig geantwortet. Es ging auch nach und nach beſſer mit meinem Befinden und meinem Muth. Wenn ich aber eine verlockende Beſchreibung von dem Reize der Naturſchönheiten der ſächſiſchen Schweiz und von meinen Entzückungen zwiſchen drinn geben ſollte, ſo müßte ich mich in eine Gemüthsſtimmung hinein phantaſiren, deren ich mich wahrlich nicht entſinne. Vielmehr glich ich bei all den Eindrücken nur einem Schweben zwiſchen Schrecken und Staunen. Höch-

ſtens, daß ich die Hände vor Bewunderung in einander ſchlug und die Mutter an mich preßte, oder vor Angſt ſie umklammerte; in Freude und Grauen aber nichts weiter wußte als: „Ach Gott!“ — Je ausdrucksvoller und ſteiler die Gebirgsketten um uns her ſich erhuben, deſto mehr ſtrudelte und wirbelte das Waſſer, und unſer Schiffchen ſtieg bald hoch aufwärts, bald fuhr es ſteil hinab, ſo daß das Waſſer nicht ſelten über uns zuſammenſpritzte. Oft war es, als öffne ſich der dunkle Waſſermund nur, um uns ſofort in ſich zu ſchlingen. Aber das ließ unſer Schutzengel nicht zu, und wir kamen endlich glücklich und wohlbehalten durch die ſchöne Gebirgswelt hin nach —

Dresden.

Es mag wohl nicht leicht eine deutſche Stadt geben, deren Anblick einen ſo mächtigen und zauberhaften Eindruck macht wie das alte, reiche und liebliche Dresden. Es war mir, als tauchte ein Feenbild vor mir auf. Die Anhöhen des rechten Ufers von Pillnitz aus mit Weinreben, herumgeſtreuten Landhäuschen und Dörfern, links die Ebene mit üppigen Fluren bedeckt. Leiſe wie ein Schwan zog unſer Schiffchen beim goldnen Sonnenſchein immer näher und näher der neuen Heimath zu.

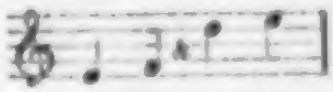
Nun lag die erſehnte Stadt vor uns mit ihrer ſchönen Elbbrücke, der herrlichen Kirche, der erhabenen Brühl'ſchen Terraſſe ꝛc. Ich konnte nicht genug ſchauen. Als unſer Schiff angefahren war, fanden ſich auch bald Leute ein, die ſich die Fracht zum Ausverkauf anzueignen bemüht waren. Ich ſollte indeß mit der Frau Lehrerin zum Papa Mikſch gehen, während die Mutter ihre Gerſte, das gedörrte und grüne Obſt, das Geſchirr, das Geflügel und die Eier auf dem Schiff verwerthete. Sie hatte vorgeſchlagen, uns in einem nahegelegenen Gaſthaus an der Elbe zu erwarten, oder mich bei Herrn Mikſch abzuholen. Wir gingen durch das große Thor die lange Schloßgaſſe hinauf,

und wendeten uns links über den Markt hin, Mikſchens Wohnung zu. Mir klopfte das Herz ſo ſehr, daß ich kaum Athem hatte, als wir in dem hohen Hauſe, über zwei Treppen hinauf, endlich vor ſeiner Thüre ſtanden. Die Schullehrerin klingelte und eine reinliche Magd öffnete. Sie ſah uns befremdet an, da aber die Frau Langer gleich fragte, ob ihr Bruder zu Hauſe ſei, ſo geleitete ſie uns mit freundlichen Worten, die ſie meiſt in der lieben, mir unvergeßlichen ſächſiſchen Singweiſe heraus ſcandirte, als: „Ach Herr je?! ne?! die Frau Schweſter? woll'n Se nich in die Stube gähn? Der Herr Oberdirekter iſt gerade aus der Probe häm (heim) gekommen und kleidet ſich nor um.“ — Dieß pflegte er immer gleich nach ſeiner Ankunft zu thun, um die Straßenkleider im Haus nicht abzunutzen. Ich getraute mir kaum, der Frau Schulmeiſterin zu folgen, der indeſſen von der Dienerin das Zimmer geöffnet wurde. Ich blieb an der Thüre zaghaft ſtehen, und ſah mir nur ganz ſtill die ſchöne blaue Stube an, mit dem großen Flügel, den ſchwarzen Roßhaarmöbeln, dem großen, mit grünem Tuch ausgeſchlagenen Schreibtiſch, der frei an der Seite eines Fenſters ſtand, und an deſſen beiden Seiten viele Schubläbchen mit goldnen Ringen herabliefen; den großen Spiegel am Zwiſchenpfeiler der Fenſter, darunter ein weißmarmorner Pfeilertiſch und die Noten- und Bücherkäſten. Endlich ging eine Seitenthüre auf, und herein trat der etwa 60jährige Mikſch. Seine Geſtalt war, was man unterſetzt nennt, die er aber noch ganz rüſtig aufrecht trug. Er hatte einen edlen und charaktervollen Kopf, in deſſen Mienen ein unausſprechlich rührender und ehrwürdiger Ausdruck lag. Es war mir ſpäter immer, wenn ich in ſein Geſicht ſah, als tönten höhere, erhabene Harmonieen mir daraus entgegen. Bruder und Schweſter begrüßten ſich zuerſt, und ich ſchien für ſie gar nicht gegenwärtig zu ſein. Es dauerte aber nicht gar lange, ſo ſetzte ſich der alte Meiſter an den Flügel, rief mich zu ſich hin und fragte mich:

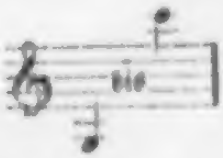
„wie alt biſt du?“ Ich gehe in's elfte Jahr. „Wie heißeſt du?“ Schebeſtin. „Den böhmiſchen Anhängſel, der dort den Frauennamen beigefügt wird, mußt du hier weglaſſen und dich nur Schebeſt nennen.“ Es fiel mir nun gar nicht ein, daß mein Vater Schebeſta hieß, was viel ſchöner geklungen hätte. Er ſah mir eine Weile ernſt, aber doch mild in's Geſicht und fragte mich noch Mehreres, dann ſagte er: „ſtelle dich da vor mich hin und ſinge mir die Scala vor.“ Ich beſann mich, was das wohl ſein könnte, die Scala. „Weißt du nicht, was die Scala iſt, kennſt du auch keine Noten?“ Nein. „Nun ſo ſinge mit der Sylbe „a“ die Töne mir nach, die ich dir vorſingen werde.“ Das iſt keine Hexerei, dachte ich, das kann ich leicht nachmachen. Nachdem ich mit ihm die Scala von c bis etwa f auf- und abgeſungen hatte, ließ er mich die Tonleiter allein ſingen. „Du mußt den Mund aufmachen, ſonſt kann ich's nicht hören, ob du eine Stimme haſt; bedenke nur immer, daß wenn's in einer Stube hell werden ſoll, ſo mußt du die Fenſterladen nicht zu-, ſondern aufmachen.“ Ich wiederholte die Scala, wobei er mir immer mit großer Aufmerkſamkeit in's Geſicht ſah, dann ſagte er lächelnd: „Es ſcheint mir, daß du dich zu einem böhmiſchen Gnadenbild ausbilden willſt, weil du den Kopf ſo andächtig auf der einen Seite herabneigſt? Wenn du eine Sängerin werden willſt, mußt du ihn frei und aufrecht halten; ſo, — und nun ſtelle dich dorthin, ohne dich anzulehnen und zu halten, du wirſt deßhalb nicht gleich umfallen.“ Die Arme mußte ich hinunterhängen laſſen. Nirgends einen Anhalt, und dazu auch noch ſingen ſollen, jammerte ich in mich hinein, das iſt doch auch gar zu ſchwer. Ich hielt mich endlich an meinen Rockfalten feſt, aber mit den Augen wußte ich kaum wohin. Endlich blieben ſie an den Schnörkeln und Füßen des Marmortiſches hängen. Als nun die äußeren Theile glücklich untergebracht waren, ging es auch mit dem Singen leichter. Er ließ mich die Scale noch

mehreremal in verſchiedenen Vokalen ſingen, weil man dabei oft am leichteſten die Mängel und Schwächen des Stimmorgans erkennen lernt. Als er nun gar aufſtand und mir in den Mund ſah, da kam ich in keine geringe Verlegenheit. Am liebſten hätte ich die Augen dießmal nach innen gekehrt, wenn es nur möglich zu machen geweſen wäre, erſtens, um meine Verlegenheit zu verbergen, zweitens, um meinen Hals mit auszugucken. Das hätte ich nimmer geglaubt, daß man ſo Vieles mitbringen müſſe, um ein Sänger werden zu können. Einen geſunden kräftigen Hals, eine breite gewölbte Bruſt, eine nicht zu lange und dicke Zunge, keine zu langen Gaumenſegel, keine zu dicken Tonſillen, einen ſchön gewölbten Gaumen, keine mißgeſtalteten wulſtigen Lippen und vollſtändige Zähne ꝛc.

Er ſchien mit meiner Ausſtattung ſo ziemlich zufrieden zu ſein; nur damit nicht, daß mir bei einigen Tönen das Geſicht zuckte und die Zunge immer unruhig war, wenn ich dieſe anſchlagen ſollte. Es waren die Regiſterübergänge in der untern wie in der obern Oktave.



Was zwiſchen, über und unter jenen Tönen lag, wurde mir leicht, darum konnte ſich auch ſpäter der Umfang meiner Stimme von



erſtrecken.

Er holte einen ſilbernen Löffel herbei, mit deſſen Stiel er mir die Zunge ruhig niederhielt; ſie ſträubte ſich zwar dagegen, ſo leiſe ich auch ſingen und dieſe gefährlichen Klippen anfangs überſchreiten mußte. Aber da Mikſchens Geduld immer noch größer war als dieſe meine Schwächen, ſo überwand er ſie auch

dergeſtalt, daß ich ſpäterhin die feindlichen Töne anſchlagen konnte, wie ich nur wollte, die unteren Uebergangstöne entweder mit Bruſt- oder Mittelſtimme, die oberen mit Mittel- oder Kopfſtimme nehmen durfte, ſanft oder auch energiſch. Daß dieſe Töne nie die Friſche und Fülle der übrigen erreichen konnten, und daß ſpäterhin Kritiker, die beſonders darauf aus ſind, bei den Schwächen Anderer ihren glänzenden Scharfſinn leuchten zu laſſen, jeweils zu ſo hohen Anſtrengungen und Bemühungen veranlaßt wurden, that mir ernſtlich leid, doch ſchadete mir das Alles nicht viel; im Gegentheil nahmen wieder hundert Andere Partei für die größere Zahl meiner geſunden Töne und vielleicht noch mehr für das, was über den Tönen ſchwebt, wofür ich aber eben ſo wenig konnte als für meine Regiſtertöne.

Mitſch ließ mich nun mehrere Tonfiguren ſingen, um mein Gehör zu prüfen; dieſe nachzumachen wurde mir nicht ſchwer. Er fragte mich, ob ich ſchon viel Muſik gehört habe und ihm auch etwas vorſingen könne? „O ja! die türkiſche Muſik auf dem Paradeplatze, die immer ſo ſpielt, daß man dazu tanzen oder marſchiren kann, die hörte ich oft; dann ſpielt uns der Herr Lehrer viele Lieder auf der Geige vor; dann kann ich auch zwei böhmiſche Liedchen und die Lieder vom Papageno ſingen, die uns die Mutter gelernt hat.“ Ich ſollte ihm am Klavier das erſte Liedchen vom Vogelfänger vorſingen, und es ging recht gut im Takt; nur von den Zwiſchenpauſen wußte ich noch nichts, und an's Abwarten nicht gewöhnt, wollte ich das Liedchen nacheinander abſingen. Es dauerte indeß nicht zu lange, ſo hatte ich das Pauſiren inne, was auch bei dem Muſikſtudium nicht gerade das Schwerſte iſt.

Er fragte mich, ob ich ſchon bei der Firmung geweſen ſei? Da ich aber mit „Nein“ antworten mußte, ſo rieth er mir, nach Hauſe zurück zu kehren und im nächſten Frühjahr nach der Firmung zu ihm zu kommen, er wolle mir dann unentgeldlich Unter-

richt ertheilen. — Ich fand gar keine Worte, um meinen Dank ausdrücken zu können, die hellen Thränen liefen mir herunter. Hätt' ich nur die Mutter herbei zaubern können! Er ſagte aber, daß wenn es der Mutter möglich ſei, ſo ſoll ſie ihn auch beſuchen, damit er über das Weitere mit ihr ſprechen könne. Nun wurden wieder Familienangelegenheiten abgehandelt, mit der Schweſter, die er aufforderte, gaſtweiſe bei ihm zu wohnen, die Magd aber mußte mich der Mutter zurückbringen. Ich wollte ihm die Hände küſſen, was er aber nicht litt; und ſo ging ich mit Thränen in den Augen und jubelndem Herzen weiter. Der Neumarkt ſchien um mich herum zu tanzen, und ich wäre am liebſten über den Boden hingeflogen. Die Mutter war voll banger Erwartung, und ich winkte ihr ſchon von Weitem mit der Hand zu. Alles, von A bis Z, mußte ich ihr vorerzählen, und als ſie ihre ſieben Sachen los hatte, gingen wir in ein kleines Wirthshäuschen und aßen, aber ach! — gekochten Peterling als Gemüſe mit Eierkuchen. Die Eierkuchen ſchmeckten wohl vortrefflich, ganz abſcheulich aber iſt ſo ein Peterlinggemüſe. Wir tranken, weil wir keine Suppe bekamen, einen Kaffee und gingen darauf bald zu Bette, obwohl wir Beide kaum in's Schlafen kommen konnten. Am andern Morgen ging die Mutter mit mir zum Papa Mikſch. Er befragte ſie, ob es ihr auch möglich ſein werde, daß ſie mich in Dresden ſpäter verköſtigen könne? Sie verſprach Alles aufzubieten, und wenn ſie Tag und Nacht darnach ringen müſſe. Da ſagte er, daß ihm ein Freund eingefallen ſei, wo ich, wenn er mich in ſein Haus nähme, ſehr gut aufgehoben ſein würde. Es war das der edelherzige Bildhauer und Profeſſor Pettrich. Er verſprach, mit ihm deßhalb Rückſprache zu nehmen und uns von dem Erfolg durch ſeine Schweſter Nachricht zu geben. Wenn das doch auch in Erfüllung ginge! wünſchten wir Beide, und die Mutter bat ihn recht inſtändig, das doch ja nicht zu vergeſſen. Wir gingen mit dankbarem

Herzen und neuen Hoffnungen von dem edlen Mann, und fuhren Mittags mit unſerem Schiffchen der alten Heimath zu. Die Schullehrerin blieb noch acht Tage lang bei ihrem Bruder und kam alsdann, wie es ſchien, ſehr befriedigt nach Hauſe zurück. Wir konnten ihr Eintreffen kaum erwarten und gingen noch an ſelbigem Tage in die Feſtung, um ihren Beſcheid wegen der Wohnungsangelegenheiten zu holen. Dieſer lautete: daß ihr Bruder wohl mit dem Profeſſor geredet habe, und dieſer mich auch gerne in ſein Haus aufnehmen würde, wenn die Mamſell Julie, ſeine Haushälterin, nur nichts dagegen hätte; das wiſſe er aber vorher, daß dieſe ſonſt Niemand außer ihm, ſeiner Tochter und ſeiner alten Katze, neben ſich dulden werde, und dieſe ſind ihr oft viel zu viel. Es ſei aber eine arme Wittwe da, die oben in ſeinem Hauſe zwei Manſardenſtübchen bewohne; die würde mich recht gerne zu ſich nehmen, für Koſt und Wohnung müſſe ich aber monatlich 4 Thaler bezahlen, dürfe dann aber, ſo oft ich wolle, in ſeine Werkſtatt hinunter kommen, wo ich dann ſeine Tochter Gustchen und ſeine Katze finden werde. Auch habe er einen Garten am Hauſe, in welchen ich oft mit der Arbeit hineinſitzen könne; alles Das habe er ſeinem Freunde Mikſch zu Liebe verſprochen.

Der kommende Winter verflog, ich weiß nicht wie. Ein ſchmerzlicher Verluſt traf uns; denn unſere liebe gute Großmutter mußten wir zur ewigen Ruhe geleiten, die ſie längſt ſich gewünſcht hatte, um — keinem Menſchen zur Laſt fallen zu müſſen. Das war ein harter Verluſt; wir liebten ſie, und ich freute mich ſo ſehr darauf, ihr das Leben noch recht leicht und froh machen zu können. Ihren Spinnrocken hab' ich noch viele Jahre mit uns in der Welt herum reiſen laſſen, bis auch er den Weg alles Irdiſchen gegangen iſt.

Das Frühjahr kam heran, und ich empfing die Firmung. Nun ging es in Gottes Namen für immer nach Dresden.

Aber ſo ſehr ich mich auch darauf freute, ſo fiel mir der Abſchied von der geliebten Mutter und Schweſter und von allen meinen kleinen Freuden doch recht ſchmerzlich ſchwer. Nur der einzige Gedanke, für die Meinigen in Zukunft ſorgen zu dürfen, ſtärkte und ermuthigte mich; und ſo ging ich denn auch, mit innigem Vertrauen auf den Schutz unſeres himmliſchen Vaters, als arme Waiſe in die neue Welt hinein. Meine Wohlthäter aber habe ich nie und nimmer vergeſſen. — Mein Schweſterchen blieb bei der Nachbarin, als die gute Mutter mein Neſtchen in Dresden einzurichten bemüht war. Vater Mikſch begleitete uns in Profeſſor Pettrichs Haus, und der alte dicke Herr reichte mir die Hand. Es war ein ſtiller, eher ernſter als heiterer Mann, der ſo in ſich hinein, und meiſt in ſeiner Werkſtatt, lebte, da er ſonſt nicht viel Erquickliches um ſich her hatte. Sein Sohn war in Rom, und deſſen Briefe waren ſein ganzes Labſal. Seine Haushälterin war eine von jenen gewiſſenhaften Erſcheinungen, die ſich und Andern um der lieben Reinlichkeit willen das Leben unbeſchreiblich erſchweren. Nur die Gutherzigkeit des Profeſſors und die lange Gewohnheit konnte ihn zu dieſer Duldſamkeit erzogen haben. Sein geräumiger Hof war mit großen Steinplatten belegt. Man konnte ſelbſt bei'm ſchmutzigſten Wetter nicht wohl unſaubere Schuhe in die Wohnung tragen, und doch ſah ich oft, wie der alte Herr, nur des lieben Friedens wegen, ſeine Schuhe vor der Hausthüre wechſelte, bevor er in das Heiligthum eintrat. Der Hausöhrn, ausgetäfelt mit polirten Steinplatten und von glänzender Reinlichkeit, war auch noch mit Tüchern belegt; auch die Stuben hatten einen Kreuzgang mit Tüchern, ſogar die Stühle und der Sopha waren nicht ſelten mit allen möglichen Tüchern überdeckt, ſo daß, wenn ein Beſuch kam, die Mamſell Julie — die ich, mit Ausnahme des Sonntags in der Kirche, nie ohne eine ſchneeweiße Nachthaube und eine Art Bettjacke geſehen habe — zur einen Thüre mit den

Bodentüchern hinaus, Mamſell Guſtchen ebenſo beladen durch die andere Thüre abſtiegen ſah. Ich bemerkte oft, wie ärgerlich der gute Profeſſor über all' den Unſinn wurde. War aber der Beſuch wieder fort, ſo war er auch ſchon längſt wieder ausgeſöhnt und Alles war vergeſſen und vergeben. Sie hatte auch neben dem auffallenden Reinlichkeitsſinn wirklich ſo vortreffliche Eigenſchaften, daß ſie die größte Achtung verdiente.

Mamſell Julie und Guſtchen kamen auch bei unſerem Erſcheinen ſogleich herbei, und ſo wurde auf dem Hofe große Begrüßung gehalten. Ob Mitſch nach dem noch ſo glücklich ſein durfte, in das Innerſte des Heiligthums einzutreten, oder ob der liebe gute Profeſſor ihn in ſein Atelier, neben dem kleinen Löwenbändiger, den drei Grazien, Amor und Pſyche, oder neben dem farneſiſchen Herkules, zum Niederſitzen einlud, weiß ich nicht. Seine Tochter aber und die zwar grimmige Feindin alles Staubes, aber dennoch gutmüthige Mamſell Julie, führten uns hinauf zu der faſt immer kränkelnden armen Wittwe. Frau Gerhard empfing uns in ihrem kleinen, ſonnig gelegenen Zimmerchen ſehr freundlich; ſie zeigte mir mein Bett, das ziemlich nahe bei dem ihrigen ſtand, und mein Komödlein; auch durfte ich meine Kleider in ihren Kaſten hängen. Unſere Garderobe war beiderſeits nicht ſo reichhaltig, daß ſie neben einander keinen Platz gefunden hätte. Die Frau verſprach, Mutterſtelle an mir vertreten zu wollen, und hatt' ich auch kein Mutterherz, an das ich mich mehr ſchmiegen konnte, ſo war ſie doch eine ſtreng rechtliche und ordnungsliebende brave Frau.

Ich ſuchte, ihr zur Erleichterung behülflich zu ſein, ſo gut ich's nur konnte. Morgens holte ich ihr die Wecken, machte ihr das Kaffeeholz klein und brachte die Stube in Ordnung; denn die arme Frau war krank an der Gicht, und ſaß oft halbe Nächte lang aufrecht in ihrem Bett, um den leidenden Fuß zu ſtreichen. Anfangs wußte ich kaum, wo ich nur ein Plätzchen finden würde,

um meine Singübungen machen zu dürfen; ich lief mehrere Monate hinaus in's Feld und übte da, wo ich keine Leute sah. Das ging aber nicht immer so leicht. Wenn das Wetter schlecht war, mußte ich, wollte ich allein sein, auf dem Boden meine Stimmübungen machen.

Papa Mikſch lehrte mich die Noten und auch die Taſten des Klaviers kennen; aber ich hatte ja keines zum üben! Da erbarmte ſich der gute Profeſſor und gab mir ſein „Spinettel", wie er es nannte, hinauf. Dieſes Spinettel hatte kaum einen ſtärkeren Ton als ein Puppenklavierchen, aber es war doch ein Klavier, und ich konnte mir doch nun bald die Töne, die ich zu ſingen hatte, der Reihe nach angeben.

Zwei Jahre lang hatte ſich nun ſchon der gute Vater Mikſch mit mir abgemüht, anfangs wöchentlich in 2 Stunden, wobei er ſehr ſchonend mit mir verfuhr, weil ich noch jung und ſchnell in die Höhe gewachſen war.

Er machte neben der Tonbildung nicht nur die Anfangsgründe der Muſik von a an auf das Gründlichſte mit mir durch; auch die Gefühlsthätigkeit machte er empfänglich für die Unterſchiede in der Tonweſenheit, durch Beiſpiele und kritiſch techniſche Erklärungen. Und ſo wie ſpäterhin ein klaſſiſches altes Lehrbuch mir den Sinn für Mimik und Plaſtik allein recht innig erſchloſſen hat, ſo lauſchte ich ſchon jetzt dem tiefen Verſtändniß der innern Klangwelt, mit dem Mikſch den Tonſinn ſeiner Schülerin zu veredeln bemüht war. Ich hätte in all' den ſchönen Lehren Beider nur noch 10 Jahre lang mich ſonnen und darin vor Allem ein völlig klares Bewußtſein mir langſam erwerben mögen; aber ich war in allen Stücken eben leider gar zu weit zurück, und glich nach und nach der Raupe, die auf einem Blatt in halb wachem, halb ſchlafenden Zuſtande langſam ſich fortbewegt. Nur erſt dann, als mich das Schickſal in die freie See hinaus warf, mußten Vorſtellungskraft und Gefühl lebendiger ringen in mir;

und wenn ich nicht unterging, oder auf Irrlichter merkte, so war nur die Lehre jener Männer Schuld daran, denen ich folgte, wie der junge Pilot seinem Compaß.

Um mich im Notenlesen einzuschulen, ließ er mich oft mit den Chorknaben Messen und mit dem Theaterchor Opern singen. Da er aber sah, daß ich nicht eben zu jenen beherzten Mädchen gehörte, die da mit keckem Selbstvertrauen vor Welt und Menschen hintreten, in der Einbildung, ein Genie ersten Ranges zu sein, so brachte er mich in den Singchor, wo ich meine Zaghaftigkeit ablegen sollte. Hiemit war denn auch eine Gage von 8 Thlr. 8 Groſch. monatlich verbunden und dadurch der armen Mutter eine Last entnommen; die auch mich stets beunruhigt hatte. Der Dresdener Singchor gehörte, wenigstens damals unter Mikſch's Leitung, zu einer der ehrenwerthesten Anstalten. Aus diesem Singchor rang sich manches Talent empor; auch H. L. Mannstein, der nachmals so gerühmte Verfasser der klassischen Gesangschule des großen Bernachi von Bologna. Er hatte gleichfalls bei Mikſch Gesangunterricht; und daß auch er dessen Lehren sich mit Treue gemerkt und in seiner Gesangschule angewendet hat, konnte ihm nur zur Ehre gereichen. Mikſch wußte sich stets über jedes der Chormitglieder, dessen Handeln und Wandeln, gründliche Auskunft zu verschaffen; wenn er aber irgend etwas Uebles von seinen Leuten hörte, so wurden sie ohne Erbarmen augenblicklich fortgejagt.

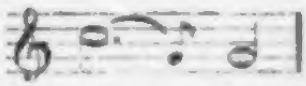
Solange ich noch keine Oper auswendig konnte, mußte ich aus der Singstimme den Chor hinter der Coulisse mitsingen; wurde aber eine neue Oper einstudirt, so durft' ich auch mit hinausgehen, wo ich aber, zum Aergerniß der ersten und zuverlässigsten Choristin, Mamsell Billig, mich stets viel zu weit im Hintergrund aufhielt. Sie hatte, weil ich bei ihr in Gnaden stand, mich stets unter ihren Augen, wie eine zärtliche Henne ihr Küchlein. Trotz aller Protektion blieb ich aber doch am liebsten

im Hintergrunde zurück, aus Furcht, wenn ich meinen Arm ausſtreckte, ſo würde es mir gewiß Jedermann gleich anſehen, daß ich die Ungeſchickteſte von Allen war. Auch konnt' ich mich durchaus nicht von der Nothwendigkeit überzeugen, weßhalb man den einen Arm um den andern nur ſo blindlings in den Tag hinaus recken ſollte! Ich dachte mir oft, wenn die Sänger ſo gar lange in ſolcher Poſition ſtunden; ob es nicht viel belehrender und ergötzlicher für die Zuſchauer ſein würde, wenn einmal auf dem Arm ſelbſt das Warum mit deutlicher Schrift zu leſen wäre; oft hielten ſie ihn wie die Wegweiſer, und man hätte getroſt, ſo dacht' ich, darauf ſchreiben können, etwa: „Dieſer Weg führt auf die bretterne Saloppe" (eine Landparthie bei Dresden). Unſere gute Billig, die der weibliche Chor ſtets als ſeinen Leitſtern betrachtete, ſtand dabei meiſt im Vordergrund; blitzte aber mit ihren Augen nicht ſelten nach mir herüber.

Am beſten gefielen mir ſtets ſolche Opern und Stücke, welche mit einer Hochzeit endigten. Kam zum Schluſſe Mord und Todtſchlag vor, ſo ging ich lieber gar nicht hinein. Was ſoll man ſich auch den ganzen Abend mit abhärmen, wenn zuletzt doch nichts aus der Heirath wird. — Der Freiſchütz war die erſte Oper, die ich hörte, und zwar in einer kleinen Gitterloge am Proſcenium. Der Eindruck war aber ſo gewaltig, daß ich immer ſtiller wurde, aus Vergnügen, Staunen und Furcht. Ich dachte ernſtlich darüber nach, ob man bei'm Theater nicht doch am Ende vom Böſen geholt wird; denn die Wolfſchlucht, und der unheimliche Blick des Kaspar, und die Eulen, die ihre Feueraugen ſtets nach innen hinein kehrten; die Feuerräder und das wilde Heer, alles Das betäubte mich ſo ſehr, daß ich an jenem Abend mein Nachtgebetlein nur noch inniger gebetet habe als ſonſt. Freilich kamen mir nach und nach, als ich hinter der Couliſſe die Dinge genauer betrachtete, all' die Wunder ganz natürlich vor.

Mikſch hatte mich nun auch zuweilen ein kleines Solo aus irgend einer Meſſe in ſeiner Stube ſingen laſſen, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß durch das Solfeggiren und Scalaſingen meine Stimme an Kraft, Umfang, Biegſamkeit und Geläufigkeit ſo weit gediehen war, daß ich mich an dergleichen Aufgaben wagen durfte. Im Chor hat er mir nie eine Anſtrengung auferlegt; auch hielt er nicht viel auf die ſogenannte Notenfreſſerei. Er pflegte zu ſagen: „Du ſollſt die Notenköpfe nicht nur von außen betrachten, ſondern ihnen auch tiefer ins Geſicht ſehen lernen, wozu du jedenfalls Zeit nöthig haben wirſt.“ Dann durfte ich die Arien des Gabriel in Haydn's Schöpfung und das Duett der Eva einſtudiren. Dieſe Parthien mußte ich einmal in der Kirche ſingen; eine Zeitſchrift brachte mir danach ein ſchönes Gedicht, was dem alten Vater Mikſch und mir keine geringe Freude machte.

Mit welcher Klarheit des Bewußtſeins dieſer Mann jeden Charakter der verſchiedenen Muſiken, die mannigfaltigſten Schattirungen des Tones, den Sinn der Dichtung und den angemeſſenen Ausdruck, bis auf das kleinſte Wort hinaus zu entwickeln verſtand, das war ſchon unbeſchreiblich ſchön. Sein Recitativ, ſein Adagio, ſein Allegro war ſtets ſo charakteriſtiſch, ſo aus dem innerſten Kern der Aufgabe heraus gebildet, daß es die höchſte Luſt gewährte, mit ihm im Reich der Töne zu leben und den eigenen Stoff nach höheren Geſetzen zu formen. Um meine Phantaſie und das Gefühl zu bilden, legte er mir z. B. einfachſte Aufgaben vor, wie dieſe:



„Hier ſiehſt du, ſagte er, ein paar ſimple Noten; ſinge mir nun darauf das Wort Liebe, — erſt wie ein frommes Kind im Gebet, — dann wie eine hohe ſtrenge Prieſterin, — dann wie ein feuriger Held, der das Wort, ſein Vaterland zu retten, einem

Heere zuruft, — dann wie ein naives, ſchelmiſches Mädchen, das mit dem Worte nur tändelt und anlocken will, — zuletzt aber, weils ihr doch ſo wenig ernſt mit der Bedeutung deſſelben iſt, wie ein Schmetterling, der davon fliegt." Wie verſchiedene Tonfärbung hiebei angewendet werden, wie das Vocal-Colorit, die Beobachtung der Zeichen < > <^ beim Anſchlag des Tones, alle die Schattirungen im Portamento di voce mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet werden mußten, wird jeder begreifen, der nur ein klein wenig darüber nachgedacht hat, daß „Liebe" nicht wie „Diebe" geſungen werden darf. Solche freilich, die in dem Wahne leben, der Künſtler müſſe erſt durch Erlebniſſe herangereift werden, um dieſem ſchönen Worte und der ganzen Skala von Leidenſchaften und Seelenſtimmungen den richtigen, vollen Ausdruck geben zu können; ſolche wiſſen wohl kaum, auf wie gar zu beſcheidener Stufe ihre Begriffe von der Aufgabe des Künſtlers, ſtehen. So lange nicht eine höhere Idee, durch edle Grundſätze geläutert, ſein Schaffen und Walten durchdringt und belebt, ſo lange der alles verklärende Schimmer der Poeſie ſeine Gebilde nicht vergeiſtigt, ſo lange könnte ſein Auge leicht wohl nur trüber werden durch den Eindruck wirklicher Erlebniſſe.

Auf die richtige Behandlung und Anwendung des Portamento di voce legte Mikſch ein großes Gewicht; er ſagte, daß es ihm vorkomme, als höre man auf der kleinen luftigen Brücke |⁀⁀⁀⁀⁀|, welche die Tonſtufen an einander bindet, die Geiſter der Muſik mit uns flüſtern, und es galt ihm durchaus nicht gleichbedeutend, ob auf jenem Brücklein raſcher, ätheriſcher Tonſtrahl oder melodiſcher Schmelz einherglitt. Viele Naturſänger halten nun zwar das auch für melodiſchen Schmelz und rührenden Gefühlsausdruck, wenn ſie in einem Qualm von überflüſſiger Athemausſtrömung ihre Töne gemüthlich auf- und ab miaunzen, wobei nicht ſelten auch noch ein Anhängſel von Naſen- oder Kropfklang mit einherſpaziert, -- eine Vortragsweiſe, die ihre

Liebhaber finden mag, dem Künſtler indeß kein ſehr nachahmungswürdiges Muſter gewährt. Fermaten, Schnörkel, Triller und dergleichen durften bei Miſch auch nur dann angewendet werden, wenn ſie als Schmuck von charakteriſtiſcher Bedeutung ſich geltend machen ſollten. Ihm war es nie in den Sinn gekommen, — wie ich dies ſpäter von Rubini und vielen andern Sängern erſten Ranges in Paris und in Italien hörte, — die Schlußfermate eines ernſten oder gar wehmüthigen Adagio's, mit einem Brillantfeuer von Coloraturen, Trillern und ſonſtigen Seiltänzerſprüngen auszuſchmücken. Er wendete ſich mit Abſcheu von ſolcher Effekthaſcherei ab, und nannte jede Sängerin, welche darauf ausging, und wäre es auch eine ſeiner beliebteſten Schülerinnen geweſen, eine gemeine Coquette, die läppiſchen Zuhörern, ſchnödem Beifall zu Liebe, Sand in die Augen ſtreut. Ebenſo würde er nie geduldet haben, daß die Schlußfermate bei gröberen Leidenſchaften, wie beim Haß, Zorn ꝛc. mit einer „Coloratura alla sapone“ abgegäbnt werden durfte. Nicht etwa, als ob er ein Feind aller Verzierungen geweſen wäre; nein, er verſtand alle dieſe Hexereien ſo gut wie Monſieur Bordogni in Paris, und wie jeder andere „primo maestro del canto“ in Italien. Nur ſollte der Schmuck nicht als hirnloſe Phraſe angewendet werden.

Miſch nahm endlich auch eine Opernpartbie mit mir durch. Bei dem Vortrag der verſchiedenen Stücke pflegte er dann oft zu ſagen: „Denke nur immer daran, — wer bin ich und was will ich? Es gibt Sänger und Sängerinnen, die nur beſorgt ſind, daß ihre Garderobe den rechten Schnitt habe und aus ihnen etwas Rechtes mache; im Uebrigen bleiben der Herr X und das Fräulein Y ſich aber vom Wirbel bis zur Zehe ſo ganz getreu, daß man dieſem Helden und dieſer Griechin gleich an der Naſe abſehen kann, ob ſie von der Plauenſchen oder von der Pirnaiſchen Gaſſe oder wo ſie ſonſt her ſind. Es war der Benjamin im „Joſeph und ſeine Brüder“, den ich einſtudirte, ich habe nicht

ſelten vor Rührung dabei die hellen Thränen geweint. Es iſt doch ein gar zu gutes Kind, dachte ich und war von ſolcher Pietät für meinen Bruder Joſeph und für den alten Jakob durchdrungen, daß es mir zuletzt ganz gleich geweſen wäre, ob Jakob und Joſeph in Geſtalt eines Ofens vor mir geſtanden wäre oder vielleicht auch gar nicht, — ich hätte ſie doch mit dem ganzen Herzen angeſungen. Mit dem Singen ging es, nun mußte ich die Rolle aber auch noch ſprechen und darſtellen lernen, und Mikſch beſann ſich, wem er ſeine Schülerin wohl am beſten anvertrauen könne. Da fiel ihm die ſo ſehr geliebte und allgemein geehrte Madame Werdy ein, die noch in der Weimar'ſchen Glanzperiode, als frühere Madame Voß, ein Liebling der Weimaraner und Göthe's geweſen iſt. Ihr Mann war der Schauſpieler Werdy, dem die Frau Rath (Göthe's Mutter) im Frankfurter Theater, als er in einem Göthe'ſchen Stück ſpielte, zur Loge herunter gerufen hat: „Recht ſchön, Herr Werdy, ich werde das meinem Sohne ſchreiben." Dieſe Frau nun übernahm es freundlichſt, mich im Vortrag des Dialogs und in der Repräſentation meiner Rollen einzuſchulen. Ihr milder, ächt weiblicher Charakter gab ihr auch noch in ihrem hohen Alter eine, wenn ich ſo ſagen darf, faſt jungfräuliche Anmuth.

Madame Werdy war dabei aber auch eine muſterhafte Hausfrau, daß ſie aller Orten ihres Gleichen nicht gar leicht gefunden hätte. Hausfrauen und Künſtlerinnen haben verſchiedene Wege zu gehen: was mich betrifft, mir wäre es nie wohl geworden in der Nähe jener Genie's, die wüſte Wirthſchaft um ſich her zu dulden. Niemals mag eine Frau, und wäre ſie eine prima donna assolutissima, wahre Achtung einflößen, wenn ihr äſthetiſcher Sinn nicht zu allererſt die kleine Welt, die ſie umgibt, lichtend und ordnend durchdringt. Da wäre mir der Vogel, der ſein Neſtchen zierlich baut, mit frohem Geſang die Lüfte durchkreiſt und für ſeine Jungen Nahrung ſucht, ein edleres

Vorbild zur Uebung menſchlicher und künſtleriſcher Weisheit geweſen.

Dem Vogel gleich, kam auch alle 3 Wochen mein Mütterchen und brachte irgend welche Mehlwürmer und Hanfkörnlein für ihr Junges. Wir gingen dann oft miteinander in die Kirche.

Wer in der katholiſchen Kirche zu Dresden jemals einer Meſſe beiwohnte, bei welcher der Sopran-Caſtrat Signor Saſſaroli ſang, der wird ſich erinnern, daß man durch ihn nicht ſelten aus aller Andacht und allem Beten gebracht wurde, und ſtatt vorwärts zum Altar, rückwärts nach dem Chor emporblickte, wo er, zu aller Staunen, oft in einem Athem über 30 Sekunden lang mit jenem berühmten „Formare, fermare, finire" — Bilden, Halten, Endigen — wunderbare Cadenzen auf einzelne Töne bildete; oder auch mit einer Reihe von aneinanderhängenden Kettentrillern und chromatiſchen Läufen, die Kirche dergeſtalt erfüllte, daß dem Zuhörer der Athem ſtockte. Oft, wenn man meinte, er müſſe nun gleich dem Erſticken nahe ſein, weil er ſchon ſo Vieles in einem Athemzug hervorgezaubert hatte, begann er zuletzt noch einen Triller, den er mit Stimmasball ganz ruhig vollendete. Ich habe außer ihm und Rubini in Paris nie wieder Künſtler gehört, welche mit ſo geringem Athemaufwand zu ſingen fähig geweſen wären; obſchon alle beſſeren Italiener und auch die beſſeren deutſchen Sänger die alte goldene Regel feſt halten: ihre Töne nicht in all zu vielem Athem zu erſäufen. Wer die phyſiſche Kraft des Athems kunſtgerecht zu behandeln ſich übt, der wird leicht, wenn es noth thut, ohne ſonderliche Anſtrengung ein ganzes Orcheſter übertönen, während der bloße Naturaliſt da, wo er um alles in der Welt gewaltige und große Töne hervorbringen ſollte, ſich ſtümperhaft durchquälen muß, weil er durch überflüſſiges Herausſtrömenlaſſen von Athem, keine reintönende Luftſäule zu bilden im Stande war. Saſſaroli's Stimmumfang war groß an Quantität und Qualität; — aber — es

war etwas Hohltönendes, kein warmer, zum Herzen dringender, poetiſcher Lebenshauch darin. Ich hörte bisweilen Sängerinnen, deren Stimmencharakter außerordentlich viel Aehnlichkeit mit dem Klang eines Caſtratentones hatte, voll Klang, aber hohl. Dennoch wußte Signor Saſſaroli durch vollendete Kunſtfertigkeit ſeinen Vortrag ſo intereſſant zu beleben, daß er fortwährend in Staunen, Spannung und Bewunderung erhielt. Ob er durch ſeinen Tonſchmuck dem Sinn des Textes oder mehr der vollendeten Technik ſeiner Kehle huldigte, weiß ich freilich nicht, da er lateiniſch ſang.

Eines Morgens gingen wir, die Mutter und ich, zur Beichte. Ich hatte den Abend vorher mich recht gewiſſenhaft vorbereitet, und alle meine Sünden auf ein Streifchen Papier recht hübſch nach einander aufgeſchrieben, das ich dann in mein Gebetbuch legte. Der geiſtliche Herr, dem ich beichtete, pflegte, wie es überall geſchieht, hinter einem zuſammengelegten Tuch ſein Geſicht zu verbergen, und nur das Ohr dem Beichtkinde hinzuhalten. Ich hatte mein Sündenregiſterlein aus meinem Buche, ohne daß er's merken konnte, glücklich abgeleſen und gewiß nichts vergeſſen; als er mich — obgleich er noch jung war — mit väterlichem Ernſte fragte, ob ich auch keine Bekanntſchaft habe? Ich ſagte, ja! Da ſah er mich fragend an. Ich dachte: vielleicht ſoll ich jetzt gleich ſagen, wie viele Bekanntſchaften ich habe. Ich ſchlug die Augen nieder, weil er mich mit faſt ſtrafendem Blick anſah, beſann mich ſchnell, um ja keines von meinen lieben Leutchen zu vergeſſen, und ſagte ganz vergnügt heraus, ich hätte ſchon 4 Bekanntſchaften. Der geiſtliche Herr ſchlug voll Entſetzen die Hände zuſammen und ſah mich eine Weile mit durchbohrenden Blicken an, wobei ich immer verlegener wurde; denn ich wußte nicht, was ich wohl Ungeſchicktes geſagt haben könnte. Auch war es mir gar nicht bewußt, daß ich mich meiner Bekanntſchaften zu ſchämen hätte. Endlich brach er los mit Vor-

würfen über meinen Leichtſinn und die Kühnheit, mit der ich ihm das nur ſo in's Geſicht ſage. Ich ſah ihn anfangs verwundert, dann immer ſtarrer an; weil er mir aber drohte, keine Abſolution ertheilen zu wollen, wenn ich meinen Sinn nicht ändere, ſo liefen mir die Thränen herab und ich ging ohne Abſolution aus dem Beichtſtuhl, zog die Mutter zur Kirche hinaus und erzählte ihr, was vorgegangen ſei. Da ſie's aber gleich merkte, daß hier ein Mißverſtändniß vorwalten mußte, ſo ſagte ſie: „Warte nur hier vor der Kirche; ſo bald ich communicirt habe, geh ich mit dir zum Papa Mikſch, der wird es dann ſchon dem Herrn Hof-Kaplan ſagen. Nach deinen alten Freunden hat der geiſtliche Herr nicht fragen wollen, du haſt ihn nicht verſtanden und ihm eine verkehrte Antwort darauf gegeben.“ Sie eilte zurück, da man ſchon zum Abendmahl klingelte, und nach Vollendung des frommen Dienſtes ging ſie mit mir zu Mikſch. Der lachte zuerſt wohl über die Ereiferung des jungen Geiſtlichen, ärgerte ſich aber auch hinterher. Er verſprach, es dem Hofkaplan zu erzählen, den ich zuweilen mit großer Andacht bei Mikſchen im Garten ſah; weil ich's mir aber nicht, wie in Thereſienſtadt, getraut hätte, ſeine Hand oder den Saum ſeines Kleides zu küſſen, — denn ich merkte längſt, daß man mich in Dresden deßhalb ausgelacht hatte, — ſo blieb ich ſtets ehrfurchtsvoll im Hintergrund, doch wollte er ſich wohl meiner erinnert haben, als Mikſch von mir ſprach.

Von jeher hatte ich den Glauben, alle Geiſtlichen und Gelehrten ſeien heilige Männer. Frau Gerhard aber, die aus Rudolſtadt bei Jena gebürtig war, wußte mir von der Bravheit eines proteſtantiſchen Pfarrers nicht genug zu erzählen, der ſo ehrlich geweſen ſei, daß er am Schluſſe ſeiner Predigten ſtets geſagt haben ſoll: „Folget meinen Worten, aber nicht meinen Werken.“ Dadurch wäre ich nun wohl faſt um meinen frommen Glauben an die Geiſtlichkeit gebracht worden; aber immer mußt

ich mir's wiederholen: wozu diente denn wohl alle Gelehrsamkeit, wenn man dadurch nicht schon auf Erden verklärt und selig werden könne? und immer wieder kam ich darauf zurück, daß die Geistlichen und die gelehrten Herrn eben doch nur wie heilige Männer denken könnten.

Der Hofkaplan war durch Mikschens Mittheilung sehr aufgebracht über den jungen Geistlichen. Am andern Morgen mußte ich wieder zu Gottes Tisch, und dießmal war ein alter Herr im Beichtstuhl, welcher nichts von meinen Bekanntschaften, worunter man in Böhmen: Befreundete versteht, wissen wollte.

Um meinen anderweitigen Pflichten nachzukommen, ging ich auch recht fleißig in's Theater und kümmerte mich nun nicht mehr so theilnehmend darum, ob sie am Schluß einander bekamen oder nicht. Besonders viele Freude machte mir die italienische Oper; nicht etwa, als hätt' ich verstanden, was sie gesungen haben, sondern vielmehr darum, weil der Signora Palazezi die Töne wie Goldperlen von den Lippen rollten; und obgleich sie klein und gar nicht schön war, doch eine gewisse Naivetät an ihr sehr anziehend wirkte. Es war ihr nun freilich ziemlich gleich, ob sie eine heitere oder tragische Rolle sang. Ihr Ton schmetterte immer wie Lerchengesang lustig durch die Räume, und ihre kleinen Händchen ließ sie, ohne sich dabei den Kopf zu zerbrechen, blindlings in den Tag hineinspielen. Die zweite Primadonna hatte ein feines Köpfchen, keine so goldreine Stimme wie S. P., aber sie gab sich mit dem dramatischen Ausdruck ihres Gesanges mehr Mühe. Auch sie war klein von Person; um indeß neben ihrer Geliebten ein wenig den Mann machen zu können, legte sie so hohe Absätze in ihre Stiefelchen, daß ihre Füßchen ganz rund wurden, und sie dabei nicht selten in's Schwanken gerieth, wodurch ihre Helden beim ersten Schritt in die Scene stets das Ansehen hatten, als ob sie weder schuß- noch stichfest stehen, vielweniger denn gar dreinschlagen dürften, was die Helden doch

von jeher thun mußten, um ſich im Reſpekt zu erhalten. Von ihr bekam ich den erſten und einzigen Eindruck des Bellini'ſchen Romeo's, den ich zwar nicht verſtand, weil er damals nur von der italieniſchen, nicht von der deutſchen Operngeſellſchaft aufgeführt ward, den ich aber auch ſeines gar traurigen Endes wegen keineswegs je zu ſingen vermeinte. Bei den Italienern hatte man immer das Gefühl, daß ſie dort ſtehen, um rein, ſchön und brillant zu ſingen; im Uebrigen waren es nur verkleidete Perſonen und keine Charaktergeſtalten. Der Primo Tenore z. B. pflegte ſich gewöhnlich den römiſchen Mantel an das Tricot des Armes ſo feſt annähen zu laſſen, daß Jener, wenn es ihm einfiel, ſein Joch abzuſchütteln und etwa durch maleriſche Falten das Renommé ſeiner edleren Phyſiognomie zu retten, ſtets mit dem Tricot, welches ja die pure Haut vorſtellen ſoll, in ein qualvolles Zerren gerieth. Der Primo Tenore aber ließ, unbekümmert um Haut und Mantel, ihre Tragödie für ſich allein abſpielen, während ſeine Trillerkette mit großer Pünktlichkeit und unter ſtürmiſchem Beifall emporflatterte. In der deutſchen Oper dagegen nahm ich viel zu viel Intereſſe an dem Gang der Handlung, als daß ich mir über die verſchiedenen Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſen Rechenſchaft hätte geben können; auch war dazu mein geiſtiges Verſtändniß noch zu wenig entwickelt. Ich wußte nur, daß Madame Schröder-Devrient in allem, was ſie that, ſchön ausſah; warum ſie aber dieſes ſo und nicht anders ausdrückte, darüber nachzudenken, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Ich meinte, wenn ich von andern die Partbie wieder in veränderter Ausführung ſah, das liege vielleicht einmal ſo in den Menſchen, daß einer dem andern nicht gleich ſein könne. Mir hätte es darum auch niemals einfallen können, Anderen ihre Weiſen nachzuahmen, und lieber hätte ich ſpäterhin Tadel über mangelhafte Geſangs- und Darſtellungsweiſe ertragen, als den Ruhm, nur der bloße Affe einer andern zu ſein. So lange ich

geſchult wurde, hörte ich allerdings mit größter Pietät auf meinen Lehrer, und ihn allein hab' ich auch verſtanden; daß ich aber dennoch ſpäterhin immer mit Mad. Schröder-Devrient Vergleiche aushalten mußte, kam wohl daher, weil ſie, ſo lange ich denken kann, ihre Geſangspartien bei Mikſch einſtudirte, und dieſer mich einige von denſelben Parthien, die ich ſpäter nennen werde, mit den gleichen Schattirungen ſingen ließ. Jedenfalls aber that man mir damit viel zu viel Ehre an, denn, abgeſehen davon, daß Madame Schröder-Devrient eines der größten dramatiſchen Genie's war und bleiben wird, ſo war ſie ja auch 10 bis 15 Jahre älter als ich. Sie war ſchon Mutter, als ich noch ein Kind war, und ſchon eine berühmte Sängerin, als ich erſt noch die Notenköpfe kennen lernte. Rühmlich war übrigens die Ehrlichkeit, mit der ſie unſerem alten Mikſch dankte, als ſie von London ſo hochgefeiert zurückkam, indem ſie ſagte: „Dort erſt erkannte ich, was ich bei Ihnen gelernt habe!“

Ich war nun ſchon längſt völlig vorbereitet in meiner Rolle, und die Oper durfte nur noch auf's Repertoire geſetzt werden. Ja, wenn das bei einem Hoftheater nur ſo etwas Leichtes wäre! Mikſch hatte Neider in Hülle und Fülle; erſtens, weil ihm bei Hofe volles Vertrauen geſchenkt ward, zweitens, weil er, wenn er über fremde Sänger zu Rathe gezogen wurde, ſeine Meinung unumwunden herausſagte, und drittens, weil er gute und ſogar ausgezeichnete Schüler und Schülerinnen gebildet hatte. Alte Primadonnen, Schauſpielerinnen und noch ſonſtige Leutchen liefen ſich, ihrer Töchter und Schützlinge wegen, bei Pontius und Pilatus die Schuhe faſt ab, machten böſe Geſichter auf mich herunter und ſuchten zu intriguiren. Alle möglichen Leute ſtellten ſich auf die Hinterfüße und ſperrten und ſpreizten ſich, um, wie es gewöhnlich einem armen Tröpflein zu geben pflegt, mich herunter zu drücken. Aber das alte Sprichwort: je mehr Feinde, deſto mehr Glück, hat ſich mein Lebetag an mir bewährt. Es

kam endlich, trotz aller Hinderniſſe, dennoch zur Aufführung der Oper. Nachdem die erſten Klavierproben glücklich vorüber waren, ging es auf die Bühne, die ich mit unbeſchreiblicher Angſt betreten habe. Zuerſt wurden mit Quartett, dann mit vollem Orcheſter, Proben gehalten; wobei aber die Mitglieder des Orcheſters und jene der Bühne mich nach dem Schluß der Romanze „Ach mußte der Tod ihn uns nehmen" — dergeſtalt mit Beifall ermunterten, daß ich aus lauter Freude im nächſten Geſangſtücke einen Viertelton zu hoch einſetzte. Papa Mikſch lief hinter den Couliſſen unruhig hin und her, der Kapellmeiſter Reißiger klopfte mit dem Stöckchen, das Orcheſter hielt ein, und Papa Mikſch, dem ich es anſah, daß ich eine Dummheit gemacht haben mußte, ſagte: „du ſingſt ja viel zu hoch!" Ich erſchrack nicht wenig und nahm mich, da ich ja eben Beifall geerntet hatte, nicht gering zuſammen. Es ging nun auch glücklich bis an's Ende. Der Hoftheater-Intendant, Herr v. Lüttichau, war zufrieden und nur noch darüber beſorgt, wie ich als Knabe mich ausnehmen würde. Der Oberinſpektor wurde deßhalb zur Conferenz herbeigezogen und man rieth und berieth, was wohl meiner Garderobe und — ſonſtigen Verſchönerung wegen gethan werden ſollte. Da meinte der Oberinſpektor, für ſo einen ausgehungerten Judenjungen würde ich ohne Zweifel reichlich genug von der lieben Natur ausſtaffiret werden ſein, und er wolle die 10 Thaler, die das koſten könnte, vorerſt lieber für ſolche aufſparen, von deren bezaubernder Schönheit den ganzen Abend herunter deklamiret wird.

Der Abend kam endlich heran; und nachdem Papa Mikſch, Madame Werdy und das Orcheſter auf der Probe mit mir zufrieden waren, ſo freute ich mich eher, als daß ich mich vor der Aufführung der Oper gefürchtet hätte. Ohne das bemerkte ich, wie die beiden alten Leutlein ja ſchon genug Angſt für mich hatten. Der erſte Auftritt war mir das Aergſte. Das Röllchen

fängt aber glücklicherweiſe mit einem Dialog an; doch war ich ſo mit ganzem Herzen bei dem, was ich zu reden hatte, daß es mir auch wohl darin wurde. Schon im Dialog hat man mir applaudirt; da ſah ich verſtohlen in die Couliſſe zu Madame Werdy und war nur froh, daß ſie ihren Beifall ſchon weg hatte. Nun kam die Romanze, und auch dem Papa Mikſch wurde rechtſchaffen applaudirt; ſogar die allerhöchſten Herrſchaften ſollen lauten Beifall geſpendet haben. Nach glücklich beendigter Vorſtellung ließ Herr v. Lüttichau den Papa Mikſch in ſein Stübchen neben der königl. Loge rufen und machte ihm die freudige Mittheilung, daß er allerhöchſten Orts beauftragt worden ſei, für meine fernere Ausbildung Sorge zu tragen. Meine Gage wurde von 100 nun auf 200 Thlr. erhöht, auch ließ mir H. v. Lüttichau durch Madame Werdy einen ſehr ſchönen dunkelblauen Tuchmantel, mit Pelz ausgefüttert, zum Geſchenk beſorgen. Papa Mikſch wurde beauftragt, mir wöchentlich 3 Stunden zu geben, Madame Werdy ſtudirte mir den Dialog und die Darſtellung in ſämmtlichen mir zugetheilten Rollen gratis ein. Auch italieniſche Stunden wurden mir von einem alten Italiener gegeben, der meiſt ſein Mittagſchläfchen während meiner Ueberſetzung machte, wobei ich dann auch die Hiſtörchen lieber in deutſcher, als in italieniſcher Sprache ſtill für mich ablas. Klavier- und Generalbaßſtunden nahm ich auf eigene Rechnung. Später mußte ich ſogar zu einer Oper von C. B. von Miltitz tanzen lernen, wäre indeß nie eine Taglioni geworden. Endlich mußte ich zu der Oper „Templer und Jüdin“ gar auch noch reiten lernen. Doch, obgleich man mich auf meinem Pferdchen ſtets mit ſtürmiſchem Beifall empfing und nach der glücklich abgeſungenen Arie — die ich unter obligatem Trappeln und Stampfen meines Schimmels produciren mußte — noch einmal hervorrief, ſo hätte ich mich auf hohem Roß doch nie durch's Leben bringen mögen, ſo vielen Spaß es mir allerdings machte, ein ſo edles Thier bändigen zu können.

Es wurde mir nun überall zu eng bei meiner lieben Frau Gerhard; und obgleich ſie mir die eine Stube faſt ganz allein überließ, ſo konnte doch weder ihr noch mir, da ich mich immer belauſcht wußte, das fortwährende Geſinge und Geklimper, das Lautleſen meiner Rollen ꝛc. angenehm ſein; zudem war ſie immer leidend. Ich ſehnte mich daher recht arg nach einer höheren Gage, um auch meine liebe Mutter und Schweſter zu mir nehmen zu können. Vom Papa Mikſch und ſeinen beiden Söhnen, von denen der Eine Hofſchauſpielerſekretär, der Andere Arzt in Dresden war, erhielt ich ſtets Bücher zum Leſen, immer belehrenden Inhalts. Die Weltgeſchichte war mir wohl ſehr intereſſant, doch glaubte ich noch lange nach meiner Ankunft in Dresden, daß von Aleſſandria an und von Prag aus die Welt ohne allen Zweifel aufhöre und von da an wohl nichts weiter als nur noch Wolken ſein könnten. So kamen mir die Indianer, Gallier und alles faſt bis zu den Preußen herab, ſtets nur wie Mondbewohner und Kobolde vor. Griechenland allein, wo der Fürſt Ypſilanti her war, dachte ich mir gleich hinter Aleſſandria. Ich müßte ganz und gar unwahr ſein, wenn ich ſagen wollte, daß ich, außer an den Thaten jener edlen hiſtoriſchen Perſönlichkeiten, auch für die verſchiedenen Schlachten und die Datums, in welche die erſten puniſchen Kriege, die Schlacht bei Actium, die Zerſtörung von Karthago ꝛc. fielen, ein ſonderliches Vergnügen gehabt hätte; im Gegentheil hätte mich dieſes Studium faſt um mein Bischen Verſtand gebracht. Ich warf deßhalb eines ſchönen Tages Helden, Weltweiſe, Haudegen und Friedensſtörer bis auf Weiteres in das allerunterſte Fach meiner Kommode und ſah mich nach etwas Anderem um. Da ſpielte mir ein guter Geiſt, ich weiß nicht ob durch den milden und gutherzigen Profeſſor Pettrich, oder durch Mikſchens, die Mythologie in die Hand. Darin waren doch auch Bildlein zu ſehen. Dieſe zogen mich gewaltig an, und ich glaubte ſteif und feſt daran, daß alles, was darin erzählt iſt,

hiſtoriſche Wahrheiten und keine Erfindungen ſind. Natürlich wohnten all die Götter gleichfalls unweit Aleſſandria. Bisweilen las auch der gute Profeſſor einen Brief von ſeinem Sohne vor und erzählte von Roms Herrlichkeiten, was mich immer unbeſchreiblich feſſelte. Ich ſtand nun auch bei Mamſell Julie ſchon ſo ſehr in Gnaden, daß ich ſogar recht oft zum Abendeſſen eingeladen wurde. Auch im Garten durfte ich mich oft genug einfinden; aber ich reſpektirte auch ihren Reinlichkeitsſinn nicht wenig. Die Schuhe unterm Arm lief ich meiſt auf meinen Strümpfchen nur über die Hausflur und Stube hin und hätte um Alles von meinem Näh- oder Strickzeug nie ein Fädchen im Garten liegen laſſen mögen.

Bei Darſtellung meiner Rollen war mir der mimiſche und plaſtiſche Ausdruck, der mir zwar vorgemacht wurde, von dem ich mir aber keine Rechenſchaft geben konnte, immer ein Kreuz. Ich erkundigte mich, ob es denn gar keine Bücher gäbe, worüber man darin Aufſchluß erhielte? Es wurde mir Engels Mimik in die Hand gegeben, wobei ich aber nicht ſelten allzugroßer Gelehrſamkeit halber einſchlief. Auch die Aphorismen von Schmidt, und ſpäter auch Schröders Leben bekam ich zu leſen. Was mir aus dieſen Büchern intereſſant war, brachte ich auf's Papier, um es dem Gedächtniſſe leichter einzuprägen. Ein aus dem Engliſchen von Chriſt. Friedr. Michaelis überſetztes Werk enthielt Das über Deklamation und Aktion, was mich am meiſten anzog. Darin waren insbeſondere Quintilians Ausſprüche citirt, und ich gab mir Mühe, nun auch dieſen alten Herrn zur Lektüre zu bekommen. Er belehrte mich am einfachſten und gründlichſten, wie das freilich die rechten Leute immer zu thun pflegen. Muß man dabei auch bedenken, daß er hauptſächlich für Redner ſeine Grundſätze aufgeſtellt hat, ſo kann man doch recht leicht das herausfühlen, was für die höheren Leidenſchaften einer Tragödie, und das was für die bloße Converſation nöthig iſt. Doch dieſen bekam ich

erſt kurz vor meiner Abreiſe aus Dresden in die Hände; ich ſpielte daher ohne inneres Verſtändniß der Geſticulation und Mimik die Rabin blindlings nach, wie man es mir vormachte.

Nach Verlauf eines Jahres wurde meine Gage wieder um 200 Thaler erhöht. Ich nahm nun ohne Weiteres meine Mutter und Schweſter zu mir; und ging es auch anfangs recht knapp her, ſo haben wir doch mit einander gelebt und getragen. In Hofrath Meißners Palais auf der Seegaſſe, wo im erſten Stock eine engliſche Familie, im zweiten Hofrath Meißner mit ſeiner Familie und im dritten Stock ein großes Zimmer und zwei Manſardenſtübchen waren, dort war es, wo wir uns einmietheten. Die Mutter, die mich immer beredete, mir doch um Gotteswillen nicht ſogleich eine ſo große Laſt aufzuladen, da ſie ja doch in Thereſienſtadt frei Logis und auch eine kleine Penſion beziehe, mußte, ob ſie wollte oder nicht, mir folgen. Von dieſen 400 Thalern mußten wir nun zu drei leben, Hauszins bezahlen, Holz und Kleider kaufen und ein Clavier miethen; auch das Stundengeld und nach und nach die ſchwarzen Roßhaarmöbeln ſollten davon abbezahlt werden, die mir ein Schreiner auf monatliche Abzahlung hin nicht eben ſehr billig angerechnet hatte. Es ging aber doch, denn die Mutter hatte ja auch etwas mitgebracht, um beiſteuern zu können; ich war nur glücklich, meine liebe Alte, wenn auch noch knapp, doch endlich ernähren zu können, auch mein gutes Schweſterchen bei mir zu haben, während beide mit allen Kräften nützlich zu wirken und zu ſchaffen ſuchten. Das Mütterchen kochte und ſpann, die Schweſter räumte auf, nähte, flickte und ſtrickte für uns. — Nach einem Jahr bekam ich abermals eine Gehaltszulage von 100 Thalern.

Indeſſen hatte ich die Irma im Maurer, die Oberprieſterin in der Veſtalin, Agathe im Freiſchütz, Emeline in der Schweizerfamilie, Myrrha im Opferfeſt und noch viele andere kleinere Parthien geſungen. An Michaelis 1830 wurden mir abermals

100 Thaler zugelegt, und am 15. Auguſt 1831 erhielt ich vom Intendanten einen Brief folgenden Inhalts:

„Se. Majeſtät der König haben auf meinen Vortrag Ihnen vom 1. dieſes Monats an bis Ablauf Ihres gegenwärtigen Contrakts eine Gehaltszulage von 400 Thalern allergnädigſt bewilligt, ſo daß Sie nun 1000 Thaler Gehalt beziehen unter der Bedingung, daß Sie alle und jede Rolle, welche die General-Direktion Ihnen auch im Schauſpiele zutheilen wird, ſpielen; folglich nicht allein für die Oper, ſondern auch für das Schauſpiel engagirt ſind. Ich denke, recht bald den erſten Verſuch im Schauſpiel mit Ihnen vorzunehmen und bin im Voraus überzeugt von Ihrem Fleiß und der Nützlichkeit für die königliche Bühne, indem ich mich ſelbſt freue, daß ich Ihnen dieſe Annehmlichkeit eines höheren Gehalts zu fernerer Aufmunterung habe bewirken können, bin ich mit aller Achtung

der Ihrige

15. Aug. 1831. v. Lüttichau.

Es war dieſes allerdings eine große Ehre für ein achtzehnjähriges Mädchen, das nicht wie viele Andere von Kindesbeinen an Muſik getrieben und ſonſtige Bildungsſtufen durchgemacht hatte.

Es wurde mir nun die Dorothea in „Hermann und Dorothea“ geſchickt. Carl Devrient ſpielte den Hermann. Das Stück machte erfreuliche und ergreifende Wirkung, und ich konnte darin ja mit meiner lieben Mama Werdy und ihrem Gemahl, welche beide darin beſchäftigt waren, ſpielen. Tieck ſagte, es wäre Schade, daß ich nicht Schauſpielerin geworden ſei; Papa Miſch dagegen erwiderte, daß es Schade wäre, wenn ich nicht Sängerin geworden ſei; ins Schauſpiel könne ich noch immer eintreten, wenn einmal die Stimme zum Singen nimmer tauge. Ich bekam nun noch eine zweite, dritte und vierte Rolle: Die Prinzeſſin im Prinzen von Homburg, die Thekla im Wallenſtein und die Marie in: Welche iſt die Braut? Emil Devrient ſagte während der

Vorſtellung hinter der Couliſſe zu mir: „Bleib bei uns, was willſt Du drüben bei den Auserwählten?“ Ich ſang aber doch ruhig weiter und dachte vielmehr daran, was Miksch mir gerathen hatte. Auch gab es in den Opern Gelegenheit genug, mich im angemeſſenen Vortrag des Dialogs fortwährend einzuüben. Der Zufall wollte nun aber, daß Fräulein Gley, ſpätere Madame Rettich nach Wien und Madame Schröder-Devrient nach London zu Gaſtſpielen eingeladen waren und ich ſo viel zu thun hatte, daß es mir, die ich doch noch ſo jung war, bei aller Ehre, die mir dadurch angethan werden ſollte, doch allzu anſtrengend werden mußte. Der Intendanz, die ſo viel für mich gethan hatte, deßhalb Einwendungen zu machen, wenn ich beinahe alle Tage durch Proben oder Vorſtellungen in Athem gehalten wurde, hätte ich nicht gekonnt, aus Dankbarkeit, und weil ich es eben auch ſelbſt gerne that.

Nun ſollte ich aber auch noch in der italieniſchen Oper ſingen und ſogar Altpartien. Da konnt es wohl kommen, daß heute Tankred und über drei Tage Oberon gegeben werden ſollte; nicht etwa, um mich mit Gewalt zu ruiniren, ſondern etwa weil eine Primadonna ſich zur unrechten Zeit einfallen ließ, krank zu werden. Tankred liegt in den unteren, die Rezia im Oberon in den obern Regiſtern meiner Stimme. Ich hätte zwar immer ganz leicht beide Partien ſingen können, nur nicht in ſo kurzen Zwiſchenräumen, was ich auch ſpäterhin umging, ſo oft ich es nur konnte.

Ich hatte alſo Arbeit und Ehre, ſo viel ich mir nur wünſchen konnte; aber da mir der Sinn ſtets voll Noten und Rollen ſteckte, ſo hatte ich meiner geliebten Mutter und Schweſter mich wenig widmen können. Sie hatten kaum mehr etwas von mir, außer daß ſie das eine- und anderemal mich mit inniger Theilnahme über die Bühne hin begleiteten. Viele Bekanntſchaften zu machen, hatte ich auch allzu wenig Zeit.

Doktor Rublaks, ein ehrwürdiges altes Ehepärchen, sein Schwiegersohn, Herr Heine, der, außerdem daß er ein vortrefflicher Comiker war, auch sämmtliche Costümezeichnungen für die Dresdner Hofbühne zu besorgen hatte, und dessen Frau, dann Professor Pettrichs, Mikschens und Werdys: das waren alle meine Bekannten und aufrichtigen Freunde. Darum blieb mein Leben auch so harmlos und von verderblichen Eindrücken unberührt. Kleine Ausflüge in Gottes freie Luft, zu denen die Mutter stets mich zwingen mußte, weil ich glaubte, Versäumnisse gegen meine Pflicht zu begehen, wenn ich nicht immer hinter dem Lernen saß, waren von nachhaltigem Eindruck und erquickender Einwirkung. Unbeschreiblich schön ist der große Garten mit seinen hohen Pappeln und wunderlichen Marmorgruppen, nicht minder Rackenitz, der Plauen'sche Grund, auf dessen Anhöhen einst berühmte Schlachten geliefert wurden, dann das reizende Tharand; und die wundervolle Parthie nach der sächsischen Schweiz. Diesmal ging es besser mit dem Eindruck dieser reizenden Gebirgswelt. Tief unten schlängelte sich die Elbe, auf der ich einst so seekrank war, wie ein Silberfädchen durch das Gebirge, und vor uns lagen der steile Lilienstein, der Königsstein und die beiden Bärensteine; dann die wundervolle Basteі, auf der mir's schwindelte, von welcher trotz allem Schwindel ich aber immer und immer wieder in die wilden Schluchten hinabsehen mußte; und gegenüber die Thäler, die im Sonnenschein wie Feenbilder auftauchten.

Alles was ich noch über den Eindruck dieser zauberhaften Gebirgswelt las, hätte mich nicht so innig erheben können, als es die Natur ohne Worte that. Der Künstler insbesondere sollte sich oft an solchen Naturschönheiten erquicken und sich dadurch dem Alltäglichen und den Kleinigkeitskrämereien entheben. An solchen Eindrücken konnten wir dann jahrelang mit einander noch in der Erinnerung fortleben.

Aber auch der kleineren Freuden, die das Gemüth anregten, haben wir nie vergessen! — War ich und meine Schwester Nina irgendwo bei unsern genannten Freunden eingeladen, so waren wir beide ganz still und hörten zu, wie Andere so gebildet redeten, die wir nicht halb so viel wußten, und waren oft recht innig gerührt von ihrer Freundschaft für uns. Unbeschreibliche Freude machte mir ein Geschäft, an dem ich Theil nehmen durfte. Mikſch hatte ſich nämlich zwei große Gärten an dem rechten Elbufer, nahe dem ſchwarzen Thore gekauft, der untere blieb Obſtgarten, der obere, in dem zwei Häuſer ſtehen, ſollte zum Blumengarten hergeſtellt werden. Dazu ließ Papa Mikſch eine ſchöne hohe Grotte hineinbauen und darüber hin auf die Rückſeite einen kleinen Weinberg auftragen. Ich durfte nun recht oft beim Anbau mithelfen und dachte nur immer, wie ſchön wäre das, wenn ich einmal meiner Mutter ſo etwas aufbauen dürfte. Aber die Mutter war herausgeriſſen aus ihrem gewohnten Wirken und unſer armſeliges Stadtleben konnte ihr nicht genügend ſein, das fühlte ich wohl; doch war ſie ja froh, wenn ſie uns nur ſah. Weil ſie ſo allein und auf uns Kinder nur meiſt beſchränkt war, ſo nahm ich, als wir mehr Einkünfte hatten, noch eine arme Couſine zu uns; dieſe aber lernte bald einen Mann nach ihres Herzens Wunſch kennen, und es währte nicht lange, ſo kam es zur Heirath. Es war der ehrenwerthe Bankier Paſſenge in Dresden. So war das Mütterchen wieder nur zu uns hingewieſen.

Mein Contrakt lief im Frühjahr 1832 zu Ende. Ich hatte noch vorher einen Ausflug nach Berlin und Leipzig gemacht, wo ich mehrere Rollen ſang, die ſehr freundlich aufgenommen wurden. Alle, die mir nahe ſtanden, riethen mir, ein neues Engagement in Dresden nicht anzunehmen, ſondern in die Welt hinaus zu gehen; hier müßte ich mich, ginge es ſo fort, zu Grunde richten. Ich habe davon gerade nichts geſpürt, ſo angeſtrengt

ich auch bisweilen beſchäftigt war, vielmehr nur empfunden, daß mir die Arbeit wohl that. Dennoch erkannte ich, daß ſelbſt, wenn ich auch noch ſo begabt geweſen wäre, ich doch eben nicht drei Herren, dem Schauſpiel, der italieniſchen und der deutſchen Oper, dienen konnte. Auch bewarb ſich ein gewiß ehrenwerther und ſehr geachteter Mann um meine Hand, der für eine lange Reihe von Jahren, ſo viel ich mich erinnere, mit 3000 Thaler per Jahr angeſtellt war; auch wußte man, daß er eine bedeutende Penſion zu beziehen habe, wenn er dienſtunfähig ſein werde. Solche Verſorgungspartien werden meiſt für ein großes Glück gehalten und man weiß oft nicht, was anziehender auf die Angehörigen und Nachbarn wirkt, ob der Mann, ſein Rang oder ſein Geld. Ich aber kam mir und den Meinigen zu jung vor für ihn; überhaupt aber wollte ich eben nicht ſchon eine Frau werden. Es wurde dadurch der Entſchluß in mir nur noch mehr beſtärkt, von Dresden fortzugehen. Wohin aber? Ich ſchrieb auf's Gerathewohl in die weite Welt hinein und ſogar bis nach Peſth. Von dorther bekam ich auch eine Einladung auf ſechs Gaſtrollen mit dem Bemerken, wenn ich gefiele, würde dieſe Zahl verdoppelt werden. Alle riethen mir, das Gaſtſpiel anzunehmen; aber ich hatte ja kein Geld um mir Garderobe anzuſchaffen. Für das, was ich im letzten Jahre erhielt, hatte ich genug zu thun, die Meinigen und mich mit den allernöthigſten Dingen auszuſtatten. Da bot mir, die beſcheidenſte von allen meinen Freundinnen, der ich meine Verlegenheit anvertraute, freiwillig ein Anleben von 500 Thalern dar und bemerkte, daß ich es nur nach und nach von meinen Gaſtrollen abzahlen dürfe. Es war das jene Chorſängerin Mamſell Billig. Ich möchte wohl wiſſen, ob viele ſolche aufopfernde Leute unter der vornehmen Claſſe ſich finden ließen, die mir damals ihre ganze Habe anvertraut hätten?

Aber ihr Vertrauen war feſt, und ich war ſo glücklich, ihr meine Schuld ſchon in den nächſten Monaten zurückerſtatten zu

können. Obgleich mir der Abschied von meinem verehrten Lehrer und meiner geliebten Meisterin und von all meinen Wohlthätern recht schmerzlich fiel, so mußt es nun doch einmal sein. Ein rührender Beweis von Wohlwollen wurde mir noch einige Tage vor meiner Abreise zu Theil. Die junge Gemahlin des Prinzen Max (Bruder Sr. Majestät), eine geborene Herzogin von Lucca, ließ mich zu sich rufen; sie lag krank zu Bette. Als ich vor ihr stand, sah sie mir mit ihren schönen italienischen Augen freundlich in's Gesicht und zog ein rothes Etui hervor, welches sie mir mit den Worten gab: „Tragen Sie das mir zum Andenken." Es waren darin ein Paar wundervolle Ohrringe nebst langen Gehängen und eine Broche dazu von feinster Gold-Email auf dunklem Grund, nebst großen Rubinen. Von allen Kostbarkeiten, welche ich später empfing, trage ich diese, wegen ihrer anspruchslosen Schönheit, am liebsten. Auch Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Amalie ließ mich auffordern, in einem ihrer Stücke, welches die allerhöchsten Herrschaften im Schloßtheater zu Pillnitz selbst aufführten, einige Lieder zu singen, wonach mir ein bedeutendes Geschenk gemacht wurde.

Es wurde nun Dresden mit bitterem Herzeleid verlassen, doch mit der Hoffnung, daß ich bald wieder einkehren werde, um die Mutter mir zu holen. Meine gute Schwester ging mit mir; außerdem aber begleitete mich der feste Glaube an Gottes Schutz und der entschiedene Vorsatz, in Pesth keine gefährlichen Herrenbesuche anzunehmen. Mikisch und die Mutter sagten mir, dort gebe es gar schöne Leute, und da könne mein guter Ruf bald zu Grunde gehen. Mir war's nicht bange davor, und ich fuhr getrost von den Segenswünschen meiner Lieben begleitet, mit meiner zwei Jahre jüngeren Schwester nach

Peſth.

Die Reiſe von Dresden nach Peſth war mit keinen geringen Anſtrengungen verbunden, da zu jener Zeit die Deutſchen noch kein ſonderliches Verlangen darnach hatten, auf Jupiters Flammenſitz die Welt zu durchfliegen. Wir fuhren, obgleich im Eilwagen, immerhin noch langſam und gründlich genug Berg und Thal auf und ab, und konnten bei der hundert Meilen weiten Tour den Freuden des Spazierenfahrens auf Jahre hinaus Genüge geleiſtet haben. Dennoch ging es viel zu flüchtig durch unſere heimathlichen Berge bei Töplitz, und all die ſchönen Gegenden dort umher. Wie gerne wären wir, wenigſtens auf eine Stunde nach Thereſienſtadt hinübergeeilt, hätten die Allee der kleinen Feſtung durchlaufen, und nur einen Blick in jene beſcheidenen Räume gethan, wo wir als Kinder ſo ſchmerzliche und frohe Stunden durchlebt hatten, aber der Eilwagen nahm ebenſo wenig Rückſicht auf die Herzenswünſche ſeiner Paſſagiere, als es die heutigen Dampfroſſe thun. Den andern Morgen um 6 Uhr waren wir in jener Stadt, wo unſer unglücklicher Vater begraben lag und wohin einſt ſein treues Weib ſich unter dem Druck äußerer und innerer Noth ſo mühſelig durchhelfen mußte. Hätten wir nicht gehofft, recht bald und auf längere Zeit und mit unſerer geliebten Mutter hieher zurückzukehren, ſo würde uns keine Macht abgehalten haben, das Fleckchen Erde aufzuſuchen, das des armen Vaters Aſche barg. Zu den Erzählungen, denen wir als Kinder mit ſo großer Aufmerkſamkeit lauſchten, war uns ja nun ſo vieles Große und Herrliche überraſchend vor das Auge gerückt, daß wir nicht genug ſchauen konnten.

Das uralte Caſtell des ſtolzen Wiſ'herad lag nun endlich vor uns, deſſen Mauern ſenkrecht in die brauſende Moldau herabſteigen, — auf dem einſt die große Fürſtin Libuſſa das Macht-

wort: „Es werde Prag“ geſprochen haben ſoll! Nie hätten wir es uns ſo herrlich denken können. Die ſchönen Gartenterraſſen zwiſchen dem Wiſ'herad und der Neuſtadt, die Baſtionen des Hradſchin, die im Hintergrund immer höher empor ſteigenden Berge; alles Das machte einen mächtigen Eindruck auf uns. So bezaubernd ſchön aber der Anblick war, ſo konnten wir doch nicht ohne inneren Schauer an den Hradſchin, den weißen Berg und den ſtolzen Wiſ'herad hinauf ſehen. Wir ſtanden, meine Schweſter und ich, juſt wie es das ehrliche deutſche Sprichwort ſagt, — wie die „Einfalt vom Lande“ in tiefes Schauen verſunken, und es fehlte wenig, ſo hätten wir das Schmettern des Poſtillonshornes, unſerer Reiſekaſſe zum geringeren Vortheil, völlig überhört.

Die Reiſe von Prag nach Wien war unbeſchreiblich lang und einförmig. Anfangs hie und da ein Kloſter, wo es zur Huſſitenzeit barbariſch hergegangen ſein mag, dann eine lange Reihe von Dörfern und Städtchen, in denen nichts als Armuth und Bettelei zu ſehen war. Wir dankten Gott, als wir endlich, nach einer Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten wieder eine große viel genannte Stadt vor uns hatten — diejenige, wo ich vor 19 Jahren das Licht der Welt erblicken durfte. Ich bildete mir faſt etwas darauf ein, in einer ſo unüberſehbaren Stadt zur Welt gekommen zu ſein, aber — wenn i nur was davon hätt! ſagt der Staberl.

Da wir übrigens außer dem Stephansthurm und noch vielen Kirchen und anderweitigen Thürmen nichts als Häuſer und Paläſte vor uns ſahen, ſo erging es uns wie bei'm Anblick großer Bücher, die man reſpektvoll liegen läßt, bis Zeit und Muße kommt, den Inhalt gründlicher kennen zu lernen.

Wir eilten, obgleich ſchon recht ermüdet, ohne großen Aufenthalt weiter, über Hainburg, wo wir ſchon als kleine Kinder nach der Rückreiſe von Aleſſandria waren, nach Peſth. Dort

endlich ruhten wir aus und erholten uns von dem ſchwindelnden Zuſtande, den uns die ununterbrochene Fahrt von fünf Tagen und vier Nächten gebracht hatte.

Am andern Morgen, ſchon in aller Frühe, war Hr. Direktor Grimm vor unſerer Thür, uns zu beſehen und im Namen ſeiner Frau zu Tiſche zu bitten. Beide waren einfache und würdige Leute, die mir Achtung und Vertrauen einflößten. Es wurde nun das Repertoire gemacht, und ich wählte zur erſten Gaſtdarſtellung die Emeline in der Schweizerfamilie, doch unter der Bedingung, daß mir noch einige Tage Raſt gegönnt werde. Wir machten nun einige Fußpartbien in's Freie.

Peſth liegt auf einer ſandigen Ebene; Ofen dagegen iſt um ſo reizender gelegen. Die Feſtung auf einer Anhöhe dehnt ſich nach der rechten Seite am Donauufer weithin aus, links der Blocksberg, an den ſchwäbiſche Auswanderer ein Dörfchen aufgebaut haben, das allgemein das Schwabendörferl genannt wird. Zwiſchen beiden Städten fließt die ſtattliche Donau. Das ehemalige Theater und der Gaſthof, in dem wir wohnten, ſtanden nahe am Strom. Wir hatten nur wenige Empfehlungen, aber an ſolide Familien. Herr Valdnigg, erſter Tenoriſt am Königl. Hoftheater zu Dresden, war früher auch in Peſth erſter Sänger und Mitdirektor der dortigen Bühne geweſen. Er ſtand noch in hoher Achtung als Künſtler wie als Menſch, und ſeine Empfehlungen, ſo wie die ſeiner liebenswürdigen Gemahlin (einer ungariſchen Gräfin) öffneten uns die Thüren und Herzen. Die Oper war auch zu meiner Zeit mit guten und ſogar ausgezeichneten Kräften beſetzt. Der bisher erſten Sängerin, welche meiſt die hohen und Coloratur-Parthien ſang, wurde ſpäter eine ehrenvolle Stellung in München geboten. Der erſte Tenoriſt, der zwar die in der Rolle vorgeſchriebenen Umarmungen regelmäßig vergaß, war doch ein tüchtiger Muſiker; er hatte viel ſchöne Lieder und zu Texten, welche ihm ſeine kleine zierliche Frau ge-

dichtet, mehrere ſehr geſchätzte Opern komponirt. Der Baſſiſt hatte zwar eine allmächtige Stimme; er ſah und ſang freilich immer ſo finſter drein, gleichſam wie ein Blitzableiter, welcher die Leidenſchaften ſeiner Mitſpielenden geduldig an ſich abgleiten ließ; und doch wußte er auf die Zuhörer bisweilen die gewaltigſten Wirkungen hervorzubringen.

Es kam nun der längſt erwartete Tag heran, und Alles war geſpannt, die Dresdener Sängerin zu hören. Mein Schweizercoſtüme war nach der Zeichnung von Heine (unſerem Dresdener Coſtümier) ganz ächt und einfach, mit ſimplen bunten Bändchen ausgenäht, nirgends Atlasbänder und Flitterzeug, mit dem man ſich meiſt, nicht nur in Oeſterreich, ſondern auch auf anderen Bühnen, glänzend und möglichſt theateraliſch herausputzt. Hat mir nun dieſer Flitter gefehlt, oder war ich für die ſehnſüchtige Emeline nicht roth genug geſchmückt, kurz, als das liebliche Niternell angefangen hatte, und ich mit halbgeſenktem Blick, das herabhängende Hütchen über der Schulter, in Träumereien verſunken, der Bank gegenüber der Hütte zuſchritt, hörte ich in einer Proſceniumsloge ganz deutlich die Worte: „Ul je, wieder a'n' Alte!" — Es war gut, daß ich nie eitel war; ſonſt hätte mich dieſer demüthigende Empfang leicht verwirrt machen können. Ich hatte zum Glück Freude auszudrücken und mußte, ob ich nun wollte oder nicht, Befangenheit und Altersſchwäche (ich war ja doch ſchon 19 Jahre alt) zu überwinden ſuchen. Die Rolle ging glücklich zu Ende, und ich wurde wiederholt gerufen.

Der Direktor, der inzwiſchen herumgehorcht hatte, freute ſich nur, daß der Oberon von Weber die nächſte Oper ſein durfte; dort hatte ich Gelegenheit, mich als Prinzeſſin ſchöner zu kleiden. Vor Prinzeſſinnen hat man immer Reſpekt, und die Leute hatten ihn auch vor mir; denn bei jedem Erſcheinen wurde ich mit Applaus empfangen, was mir als arme Schweizerin nie paſſirte. Als man mir aber ſogar die Ehre anthat, die große Arie der

Rezia: „Ozean du Ungeheuer“ da capo zu verlangen, bei der man ſchon nach der einmaligen Execution genug haben kann, da erhob ſich ein alter vernünftiger Mann, der allgemein als ein Freund klaſſiſcher Muſik bekannt war, und ſtets den wärmſten Antheil an all' meinen Leiſtungen genommen hat, und rief aus ſeinem Sperrſitz in die tobende Menge hinein: „Ihr Leut, ſeids doch kane Narr'n, ihr ruinirt ſie ja!“ Die neben ihm Sitzenden glaubten, er ſei ein Anti-Schebeſtianer, faßten ihn und trugen den alten Mann über die Köpfe der Andern hinweg, um ihn vor die Thüre zu ſetzen. Ich aber mußte wenigſtens das Allegro der Arie noch einmal ſingen.

Mein Glück war nun gemacht, und ich ſang dann noch von meinen größten Rollen, die mir durch meinen Lehrer und meine Lehrerin in Dresden einſtudirt waren, den Tankred, die Agathe im Freiſchütz, die Eglantine in der Euryanthe, die Zerline im Fra Diavolo und die Oberprieſterin in der Veſtalin. Das waren alle meine Parthieen, die ich mitgebracht hatte; die weit größeren und ſchwierigeren, die ich ſpäter auf meinen Reiſen ſang, habe ich mir ohne Anderer Einwirkung (obgleich ſcharfſinnige Rezenſenten ſich ermüßigt ſahen, daran zu zweifeln) in dem von allen Vorbildern ſo fern gelegenen Peſth hübſch für mich allein eingeübt. Das machte mir auch unbeſchreibliche Freude; denn darnach hatte ich ſchon längſt Verlangen, ſelbſt einmal etwas zu ſchaffen.

Der Direktor, der mir nach jenem glücklichen Erfolg nicht nur zwölf Gaſtrollen ſogleich antrug, was für meine Kaſſe und für mich nur ſehr ſchmeichelhaft ſein konnte, unterhandelte nun auch mit mir über ein längeres Engagement. Das Höchſte, was er geben konnte und was er noch nie gegeben hatte, waren 2000 fl. Conv.-Münze und die Einnahme von zwei Benefizvorſtellungen für das Jahr, nebſt Reiſeurlaub. Das klingt ſchon ganz ſtattlich; aber wenn man ſich Coſtume und Garderobe

dafür anzuſchaffen hat, kann man von ſolcher Einnahme doch keine allzugroßen Schätze aufhäufen. Indeß hatte mir mein Gaſtſpiel ſo viel eingebracht, daß ich nicht nur meine Schuld an die gute Billig abtragen, ſondern auch die Reiſekoſten für die Mutter beſtreiten konnte; denn nach ihr verlangte es uns am Allermeiſten, und ſo waren wir denn bald wieder glücklich bei einander. Anfangs mußten wir noch im Gaſthofe bleiben, wo der Wirth um denſelben billigen Preis wie anderwärts uns die nöthigen Zimmer überließ. Die Koſt war auch nicht zu theuer, und ſo konnten wir die Zeit ruhig abwarten, bis wir Mittel hatten, uns eine recht hübſche eigne Einrichtung anzukaufen.

Der Direktor ſuchte nun alle Opern hervor, in denen ſeine beiden Sängerinnen recht glänzend beſchäftigt werden konnten, vornehmlich ſolche, in denen ich einen Mann machen durfte. Daß ihm dadurch ſämmtliche Damen geſichert waren, weil dieſe eine förmliche Leidenſchaft hatten, mich als zärtlichen Jüngling zu ſehen, wußte er. Ich dankte nur meinem Schöpfer, daß ich kein wirklicher Mann war; alle Herrn hätten mit mir Händel angefangen und mich am Ende gar auf Piſtolen gefordert. Der Direktor calculirte ganz richtig. Wo die Damen hingehen, werden auch die Herrn nicht ausbleiben; wobei er dann in der That ſtets die reichlichſten Einnahmen machte.

Arſace in Semiramis, Malkolm im Fräulein am See und noch viele andere derartige Helden wurden mir zugetheilt. Roſſini hatte, ſo ſcheint es, mehr Freude daran, ſich die Frauen als Männer zu denken, während umgekehrt die alten Griechen ihre Frauen durch Männer darſtellen ließen. Wenn man ſich freilich die Klytämneſtra, Iphigenia und Elektra noch heutzutage von Männern und gar vielleicht auf Roſſini'ſchen Paſſagen geſungen denkt, ſo würde man doch wohl ein wenig mehr davor erſchrecken, als vor einem weiblichen Heldenjüngling.

Indeß mögen mir's Diejenigen, die ſo gar vornehm auf

Roſſini herabblicken, immerhin glauben, daß ſeine zwar leichten und einſchmeichelnden Melodien doch nicht ſo gar leicht in des Meiſters genialem Sinne aufgefaßt und wiedergegeben ſind. Erſt bei eigener Execution ſeiner Muſik iſt es mir fühlbar geworden, was die Oeſterreicher und Italiener darunter verſtehen, wenn ſie ſagen: „Das iſt eine lutheriſche Muſik oder ein lutheriſcher Sänger". Damit wollen ſie ohne allen Zweifel ausſprechen, es töne zwar recht ſolid, ehrbar, und auch wohl recht erhaben, aber — kalt. Durch die halsbrechenden Fioriturен, Rouladen und Schnörkeln, womit die Mehrzahl ſeiner Muſikſtücke, ſelbſt bis zur Ueberſättigung, ausgeſchmückt ſind, würde er wohl keine ſo große Macht auf die Zuhörer ausgeübt haben, läge nicht doch etwas ganz Beſonderes in ſeinen zum Geſang reizenden Melodieen. Es iſt das vielleicht nicht allein der gaukelnde flatternde Leichtſinn, der alle Schöpfungen des lebensluſtigen Mannes durchzieht, ſondern auch das ſüße Schwelgen und Schmachten in den leidenſchaftlicheren Momenten ſeiner poetiſchen Vorlagen. Mag uns Deutſchen ſolches Schmachten oft auch gar zu ſüßlich vorkommen, immerhin ſind ſeine Recitative und ſeine einfachen Cantilenen und auch wohl ſo manche ſeiner Chöre weit charakteriſtiſcher, als die lärmenden Muſikſtücke der neueren Componiſten, die mit all' ihrer theoretiſchen und canoniſch-contrapunktiſtiſchen Gelahrtheit in einem Zeitraum, wo Roſſini ſechsundzwanzig Opern ſchrieb, etwa nur eine, höchſtens zwei, mühſelig zuſammenklügeln, und ſchwerlich eine, die den Opern Barbiere di Seviglia, L'italiana in Algier, Cenerentola, Semiramide, Siège de Corinth, Othello ꝛc. an die Seite geſtellt werden könnte. Schon das war mir bei ſeinen Opern unbeſchreiblich intereſſant, nicht nur durch eine ganze Skala von Empfindungen und einigen Tändeleien hin das warme Toncolorit in allen möglichen Schattirungen zu ſtudiren, — auch ſeinen Schwächen, die bei jedem hervorragenden Geiſte,

und darum auch bei ihr, mit den Vorzügen zuſammenhängen, mußte ich dabei tiefer in's Geſicht ſehen. Auf jene, vor dem Richterſtuhl der Kritik mit Recht getadelte Ueberladung von Rouladen, in den Stücken ernſten Gehaltes, würde aber Roſſini gewiß ſelbſt gerne verzichtet und ſie jedem geiſtreichen und geſchickten tragiſchen Sänger zu willkürlicher Behandlung und Abänderung ohne große Gewiſſensbeſchwerden ſtets frei überlaſſen haben. In der Darſtellung heiterer Gemüthszuſtände ſind dagegen ſeine Melodien durch unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit ſeiner reizenden Fiorituren nie ohne edleren Geſchmack angemeſſen verziert.

Zuweilen mußte ich auch wohl eine Parthie über Hals und Kopf einüben, gewöhnlich dann, wenn ein berühmter Gaſt erwartet wurde. Mein geliebter Lehrer Miſch hatte über ſolche Exceſſe keinen kleinen Schreck; doch da ich mit dem bloß flüchtigen Einüben einer Parthie mich ſelbſt nie hätte begnügen mögen und ich dann, wenn der Gaſt fort war, eine mir zuſagende Rolle nach beſten Kräften nur um ſo gründlicher durchzufeilen mich bemühte, ſo war ſeine Angſt und Sorge, wie die Folge lehrte, ohne Noth, wenn mir auch ſeine innige Theilnahme unbeſchreiblich rührend war. Ein Brief, der wahrhafte Freundesſchmerzen athmet, mag hier ſelbſt ſeine treue Sorgfalt ausſprechen.

Dresden am 9. September 1833.

Meine liebe Freundin!

Du haſt mir mit Deinem Briefe, welchen ich durch H. G. erhielt, ſehr viel Freude gemacht, weil ich daraus erſehen, daß ich bei Dir immer noch in ſehr gutem Anſehen ſtehe und der Beifall, welchen Du einerntest nicht Deinem Gedächtniſſe und Herzen geſchadet hat. Nimm für immer die Ueberzeugung von mir, daß alles, was Dich betrifft, mir ſehr am Herzen liegt, und

wenn auch zuweilen ein Ausdruck in meinen Briefen ſtände, welcher Dich verwunden könnte, ſo denke, daß der Freund die Worte nicht wiegt, durch welche er Gutes ſtiften will. Herr G. hat mir erzählt, daß Du ihn durch dein Spiel und Geſang vorzüglich als Desdemona bezaubert haſt und Jung und Alt von dir bezaubert iſt. Denke Dir meine Freude! Ich blähte mich darob ſo auf, daß der Neumarkt, wo ich dieſe Nachricht erfuhr, für den alten Herrn zu klein wurde. Mittags trank ich mit meinen beiden Söhnen Deine Geſundheit und ein Lebehoch wurde Dir gebracht, daß die Weinreben in meinem Garten davon zitterten. Du meldeſt mir in Deinem Briefe, daß Du in 10 Tagen die Desdemona im Othello und in 6 Tagen die Donna Elvira im Don Juan haſt lernen müſſen. — Dieſe Nachricht beunruhigt mich ſehr, weil Anſtrengungen dieſer Art allemal nachtheilige Wirkungen nach ſich ziehen. Bedenke daher, daß Du noch ein langes Leben vor Dir haſt, und ſtürme nicht mit Gewalt auf Deine Geſundheit und Jugend. Gewaltſames Memoriren greift die Nerven und zu vieles Singen die Bruſt an. Mäßige Dich, und verzichte lieber auf Ruhm und Ehre, wo Du Gefahr läufſt, nicht allein Deinen Ruf als Künſtlerin, ſondern auch Deine Geſundheit auf's Spiel zu ſetzen. Uebernimm nicht alle Parthien, die man Dir zutheilt; die Erfahrung wird Dir ſchon gelehrt haben, daß der Menſch mit dem beſten Willen nicht Alles kann, und die Univerſalgenies den Blumen gleichen, welche höchſtens 24 Stunden blühen. Ich kenne die Direktionen; ſie preſſen der Zitrone den Saft bis auf den letzten Tropfen aus, und werfen die Schaale weg. Bedenke Dieß, und richte Dich darnach. Amen. Grüße Deine Mutter und Schweſter von mir herzlich, und nimm für immer die Ueberzeugung, daß ich verbleiben werde Dein treuer, Dich aufrichtig liebender Freund

Johannes Mikſch.

Roſſini'ſche Muſik, in der ich mich bisher am meiſten einzuüben hatte, putzt nur die Stimme gut aus, aber ſie erzeugt weder phyſiſche noch pſychiſche Nachwehen. Zudem waren meine Bruſt und Nerven von jeher ſo kräftiger Natur, daß mich weder dieſer, noch 10 andere Componiſten ſo leicht hätten umbringen können. Indeß hatte ich mich an den ſüßen Leckerbiſſen der italieniſchen Muſik doch für einige Zeit hinlänglich geſättigt, und wünſchte mir einmal ein recht klaſſiſches Stück Arbeit. Ich fragte deßhalb den Direktor Grimm, ob er keine alte, längſt nicht mehr geſehene und in Deutſchland nicht mehr gegebene Oper wüßte, worin ich ein tüchtiges Stück Leidenſchaft und eine gewaltige Muſik zu verarbeiten hätte. Das ewige Schmachten, Girren und Seufzen ſei mir nun ſchon zum Sterben langweilig. Er erwiderte, vorher müſſe ich noch den Romeo einſtudiren; dieſe Oper ſei einmal Mode, und obgleich bisher alle Bellini'ſchen Opern vor ſeinem Publikum Fiasco gemacht hätten, ſo glaube er dennoch, daß wir zwei Sängerinnen etwas daraus machen würden. Ich wollte unter keiner Bedingung daran; dieſer holde Liebesheld, ſagte ich, komme mir am Schluſſe noch viel langweiliger vor, als nur irgend einer des melodienreichen Roſſini. Grimm ließ aber nicht nach; er habe die Partitur bereits für ſchweres Geld gekauft; ich werde ihn doch nicht darum bringen wollen. Er verſpreche mir auch gerne, ſobald Romeo zur Aufführung gebracht ſei, mir die allerklaſſiſchſte Muſik unter ſeinen älteſten Opern hervorzuſuchen. Schließlich erbot er ſich, mir zum Troſt einſtweilen die Cherubini'ſche Medea zu ſenden, an der ich, wie an dem ſtarken Hefte des Dialogs, der einer ſtarken, gewaltigen Geſangspartbie beigefügt ſei, mein Gelüſte nach großartigen Leidenſchaften hinlänglich ſättigen könne. Medea war mir gerade recht; von der hatte ich noch nie etwas gehört, und auch ſpäter auf meinen Reiſen fand ich ſie an keinem Orte auf dem Repertoire, außer da, wo man auf meine dringenden Bitten ſie mir

zu Liebe einſtudirte. Letzteres geſchah aber nur in Stuttgart und in Breslau. An den übrigen Orten waren ſie auf dieſe klaſſiſche Muſik nicht ſonderlich begierig; und wenn hie und da auch mit einigen längſt einſtudirten Opern immer und immer groß gethan wurde und die Herren Kunſtkenner von den Schönheiten klaſſiſcher Muſik viel Redens machten, ſo war doch kein erheblicher Ernſt dahinter; mich dünkt, es müßte ſonſt ein klein wenig mehr dabei herausgekommen ſein.

Mittlerweile hatte ſich ein gewaltiger Auftritt mit einem vornehmen Manne ereignet. Dieſer wußte, daß ich allen gefährlichen Herrn-Beſuchen ein für allemal die Thür verſchloſſen hatte. Er dachte ohne Zweifel: Kann das Fräulein mit ihren Noten ſo artig und ſäuberlich umgehen, ſo könnte ſie's noch viel eher mit einem K. K. Oberſtlieutenant, der nicht nur ein ſchöner, ſondern ſogar ein berühmt ſchöner Mann iſt, und dem darum vielleicht auch noch nie, oder doch ſelten unzart begegnet worden iſt. Er ließ ſich deßhalb als ein von Wien, mit angenehmen Aufträgen verſehener Freund bei uns melden. Ich meinte nicht anders, als daß vielleicht gar der Kaiſer meines verunglückten Vaters wegen irgend ein Zeichen ſeiner beſonderen Gnade uns zugedacht habe, und wir konnten den Beſuch dieſes hohen Abgeſandten kaum erwarten. Er kam, — rühmte alle möglichen Wiener Schönheitsmittel und die verſchiedenen Operntheater und Künſtler und brachte mir Grüße von einer Dame, deren ich mich ganz und gar nicht erinnern konnte. Unwahrheiten hatten mich immer tief erbittert, wir ließen daher den Herrn ſehr kleinlaut ablaufen. Am folgenden Tag lauerte er mir auf der Treppe auf; da ich ihm aber kein Gehör gab, ſo ging er mir bis auf die Straße nach und rühmte alles Mögliche an mir, wofür ich doch gar nichts konnte, ſchilderte auch ſeine Verehrung in einer Weiſe, daß ich ihm davon und in ein Haus lief, wo ich mich ſo lange verbarg, bis ich dachte, daß er fort ſein könnte. Zu Hauſe

angekommen, riefen Mutter und Schweſter aus: „Was iſt denn geſchehen, du ſiehſt ja todesbleich aus?“ Ich nahm Papier und Feder zur Hand, und ſchrieb ein kleines Zettelchen, das ich unverſiegelt durch den Kellner an jenen Herrn abſendete. Der Kellner hatte nichts Gerigeres zu thun als den Zettel zu leſen und ihn ſämmtlichen jungen Offizieren, welche im Gaſtzimmer anweſend waren, mitzutheilen. Endlich trat auch jener Herr ein. Die jungen Leute ſahen mit verbiſſenem Lachen dem eitlen Manne in's Geſicht, der ſich beim Leſen des Briefchens vor Grimm und Schaam entfärbte. Das Erſte war, daß er mir drohen ließ, er werde mich einſperren laſſen. Ich ging Abends nicht mehr aus, fürchtend, er könne mir ein Leid anthun. Die Folge war, daß ich zum Stadthauptmann gefordert wurde; ich ſchickte aber für mich den Direktor dahin, der meine Sache ausfechten ſollte. Darnach wurde ich zum kommandirenden General vorgefordert; dorthin ging ich ſelbſt. Es war ein alter Herr mit weißem Haar; der redete mich ſehr ernſt an und ſagte: ob ich wohl wiſſe, daß ich einen der bedeutendſten Offiziere vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht habe? „O ja, Herr General, das weiß ich; aber eben darum, weil er mir ein vornehmer Mann zu ſein ſchien, hätte ich auch erwartet, daß er ſich etwas nobler betragen hätte. Was geht's ihn an, ob ich ſo oder ſo ausſehe? Er war zudringlich und unverſchämt, und da ich keinen Vater mehr habe, ſo mußte ich ſelbſt Vaterſtelle bei mir vertreten und mein eigner Beſchützer ſein. Sie haben auch Töchter, Herr General, und ich möchte wohl wiſſen, was Sie gethan hätten, wenn irgend ſo ein vornehmer Herr ähnliche Wünſche gegen ſie ausgeſprochen hätte. Ich werde mich meiner Satisfaktion halber von keinem Menſchen ſtrafen laſſen, und wenn ich deßhalb Schutz beim Kaiſer ſuchen müßte.“ Damit ging ich ohne Weiteres nach Hauſe.

Nun hieß es, der Herr Oberſtlieutenant werde mich auf der Bühne erſchießen laſſen. Ich trat deßhalb drei Wochen lang

nicht auf, und Grimm klagte auf Schadenersatz beim General-Kommando. Endlich wurde dem Herrn von Seiten des Generals angedeutet, so lange ich in Pesth sei, die Stadt zu verlassen. Nach Ablauf der drei Wochen trat ich voll Zittern als Eglantine in Webers Euryanthe auf, denn ich fürchtete mich freilich gar sehr vor dem Erschießen und auch vor dem Auspfeifen. Ich blieb deßhalb beim Heraustritt eine Weile voll banger Erwartung im Hintergrund der Bühne stehen. Aber die lieben, einzig lieben Pesther empfingen mich mit einem solchen Sturm von Beifall, daß ich in Thränen ausbrach und lange nicht zu Worten kommen konnte.

War ich nun schon vorher in guten Familien freundlich aufgenommen, so wurde ich jetzt in die höchsten Häuser mit wahrem Enthusiasmus eingeladen; doch hielt ich solche Ehren nie für mehr, als für einen freundlichen Sonnenblick des Glückes, dessen man sich nur im Spazierengehen erfreuen darf. Meine einzig näher befreundeten Familien waren die unsers guten Doktors Herr v. E., Stadtbaumeister v. P., eine gemüthvolle Madame B., deren Sohn als Schriftsteller sich nun einen bedeutenden Namen gemacht haben soll, dann die liebe Familie des Herrn Oberstlieutenant v. R., Herrn Oberfiskal v. B. und Herr v. M.; das waren all meine näher Befreundeten und heute noch mit redlicher Theilnahme treu bewährten Freunde. Es wurde nun auch eine freundliche, schöne Wohnung von drei Zimmern und einem Balkon am Donaustrom bezogen, mit der Aussicht nach Ofen. Nie hab ich wieder so schön und zierlich gewohnt, wie in Pesth; wenn auch später wohl etwas glänzender und in weitern Räumen.

Während des dreiwöchentlichen Hausarrestes — dem ich mich eigenwillig unterzog, um nicht erschossen oder, was doch noch ernstlicher zu befürchten war, um nicht eingesperrt zu werden, — hatte ich wenigstens den Vortheil, daß ich endlich einmal mit Muße über die Style der verschiedenen Klassen von Musik,

Deklamation und Geſtikulation nachdenken konnte. Wohl war ich in guten Schulen geweſen, aber außer Mikſchens gründlichem Lehrſyſtem, dem es nicht genügte, ſeine Schüler mit einigen Manieren herauszuputzen, der ihnen vielmehr eine umfaſſende Methode logiſch beizubringen bemüht war, wußte ich von der Bedeutung der dramatiſchen Kunſt doch nichts weiter, als daß ich nachmachte, was meine verehrte Meiſterin mir etwa an Rollen vorgeſpielt hatte. Auch der Güte und Freundſchaft von Madame Schröder-Devrient dankte ich die plaſtiſche Darſtellung der Oberprieſterin in der Veſtalin, die ſie mir in ihrer erhabenen Weiſe einſtudirte. Aber warum ich das ſo und nicht anders machen ſollte, war mir nicht klar; es war eben nur ein blindes Ahnen, kein von innen herausgebildetes, mit Bewußtſein ausgeübtes Thun. Dieſer Zuſtand war mir peinlich; ich las daher was ich je von Grundſätzen geſammelt und zuſammengetragen hatte, wieder und wieder durch und baute mir ſchließlich mein eignes kleines Syſtem zuſammen.

Ich gedachte dabei gerne auch der Lehren, die uns Göthe, Rouſſeau und andere Männer des Geiſtes hinterlaſſen haben. Göthe ſagt z. B.: „die höchſte Aufgabe einer jeden Kunſt iſt, durch den Schein die Täuſchung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falſches Beſtreben aber iſt, den Schein ſo lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche überbleibt.“ Rouſſeau ſchrieb: „Es iſt nicht genug für einen Akteur der Oper, ein vortrefflicher Sänger zu ſeyn, wenn er auch nicht zugleich ein trefflicher Pantomimiker iſt; nicht nur Dasjenige, was er ſelbſt ſagt, muß er für's Herz empfindbar machen, ſondern auch Dasjenige, was er die Begleitung ſagen läßt. Das Orcheſter darf keinen Gedanken vortragen, der nicht aus ſeiner Seele zu kommen ſcheint. Er muß, ſelbſt wenn er ſchweigt, den Zuſchauern intereſſant ſein; und wenn er auch bei der ſchweren Rolle nur einen Augenblick unterläßt, die Perſon zu behaupten, die er

vorſtellt, ſo daß man den Sänger gewahr wird, ſo iſt er dann bloß Muſiker auf dem Theater, aber kein Akteur mehr." Guter Rouſſeau, daß du — 1712 geboren — ſo vernünftig und ſo unbeachtet und vergebens ſolche Winke in die Welt hinein geben mußteſt! Wärſt du mit Roſſini 1792 und mit Bellini 1802 auf Erden gewandelt, wie oft hätteſt du einer höchſt tragiſchen Scene im Walzer oder Galopp mit Orcheſterbegleitung nachhüpfen können! Und gar die Zwiſchenpauſen, wie ſie in den neueren Opern durch das Orcheſter ausgefüllt zu werden pflegen!

Rouſſeau hat wohl recht, wenn er den Sänger mahnt, auch die Pauſen nicht außer Acht zu laſſen. Es gibt Pauſen, die oft weit ſchwieriger auszufüllen ſind, als die Momente, die durch ausgeſprochene Ideen vom Dichter und Componiſten dem Sänger gegeben wurden. Es gibt Pauſen, vor oder nach einer wichtigen Materie, wodurch dieſe mit um ſo ſtärkerer Wirkung hervortreten oder im Gedächtniß haften ſoll. Sie halten die Aufmerkſamkeit auf und ſpannen, wenn der Geſang oder Dialog ſo auf unerwartete Weiſe unterbrochen wird. Sie hemmen den Fluß der Harmonie oder Rede und bringen plötzlich den Ton in's Schweigen. Oder es iſt eine neue Senſation, welche ſie durch die Abſpannung einer vorigen Bewegung hervorbringen.

Es gibt keine Gemüthsbewegung, welche die Natur nicht durch Zeichen zu offenbaren ſucht, durch Blicke, Geberden, Töne; es kann ſich hierbei, ſelbſt in den untergeordneten minder glänzenden Geſten, die Vollkommenheit des dramatiſchen Künſtlers oft weit mehr zeigen, als durch die kühnſten Attitüden, die ſo oft doch nur erzwungen und kalt ſind; womit freilich nicht geſagt ſein ſoll, daß in der richtigen Anwendung und vollen Wirkung bedeutſamer Geſten nicht eine der höchſten Zierden der dramatiſchen Kunſt beruhte. Immer aber beſteht der bei weitem größere Theil jener Geſten, welche zum Ausdruck der Gedanken und Empfindungen beitragen, oft nur in einem Blick, einer Wendung

der Hand, einer Pauſe oder Unterbrechung der Geſtikulation, einer Veränderung in der Stellung der Füße u. ſ. w. Dieſe beſcheidenen Aktionen theilen dem Sinn einer Rede bei weitem wärmeres und volleres Leben mit, als Ueberladung von bedeutſamen Geberden, die ſo oft ohne Einſicht und Geſchmack angewendet werden und dann wieder mit jenen Gewohnheitsgeſten abzuwechſeln pflegen, welche wir alle Tage auf der Bühne zur Genüge vorgetragen ſehen. Doch ich komme in's Theoretiſiren, und wollte den geneigten Leſer doch von meinen kleinen Erlebniſſen unterhalten. Ich kehre zu jenen Aufgaben zurück, welche mir die Peſther Theater-Direktion anvertraute, — zum Romeo und zur Medea; zwei gewaltigen Extremen hinſichtlich ihrer muſikaliſchen und pſychiſchen Natur. —

Romeo.

Leider habe ich nicht jenes Liebeslied vor mir: mit ſeinen Nachtigallentönen, ſeinem düftehauchenden Frühlingsabend; ſo gerne ich auch mit meinen freundlichen Leſerinnen in die volle Strömung der ahnungsreichen, ſehnſüchtigen, ſchwelgenden und doch ſo wehmuthsvollen, ſich hinopfernden Liebe eines Shakeſpeare'ſchen Romeo niedertauchen möchte. Dem Bellini'ſchen verſagte zwar der Componiſt und italieniſche Dichter „das ſüße Spiel des Herzens, der Liebe überredendes Geſchwätz“ auch nicht, aber Shakeſpeare's Romeo ſchwätzt nicht nur — und der Belliniſche muß ſogar ſingen. Auch Bellini hat ja gewiß wie jeder ihm vorangegangene Componiſt und Dichter das Beſte gewollt, und ſchwimmt er bisweilen auch nur auf der Oberfläche des dramatiſch muſikaliſchen Meeres, ſo hat er doch ſo viele ſchöne, wehmüthige, ſehnſuchtsvolle, klagende, auch kühne und aufjubelnde Klänge heraufgeholt, daß der Sänger, wenn er nur einen langen Athem hat, ja nach Belieben tiefer hinuntertauchen kann, um das etwa noch Fehlende nachzuholen. Es iſt ja das

eine Pflicht des Sängers und ausübenden Muſikers, den etwaigen Flugſand muſikaliſcher Gedanken in dieſer wie in jeder anderen Muſik mit eigner Poeſie zu befruchten, zu pflügen und mit dem Blüthenſamen eigner Phantaſie zu beſäen.

Das wäre mir auch eine Künſtlerin, die nicht mit aller Liebe und Begeiſterung einen Romeo auszumalen ſich bemühen wollte! Es iſt ja bei dieſer Aufgabe weder Stein noch Holz zu überwinden, oder etwas noch nie Dageweſenes zu erſchaffen; hinreichend genug, daß es Romeo iſt, der ihr vor die Seele treten darf. Ob hie und da die Melodien (nach dem Ausſpruche der Muſikkenner) zu ſüß und ſchmachtend und in zu gedehnten Sätzen ſich hinziehen, darüber muß ſich der dramatiſche Sänger nicht abhärmen; ſteht es doch bei ihm, ſie durch Mannigfaltigkeit des Ausdruckes zu beleben. Erheben dieſe Maaßen und Rhythmen, die bisweilen wie das rollende Rad der Zeit in Romeo's geheimſte Empfindungen eingreifen, auch nicht gerade ſtets zur rechten Zeit ihre beſchwingende Kraft, was thut's? —

Die Seele, von der die Gefühle durchdrungen ſein ſollen, kann ſich ja auch durch den Ausdruck der Mimik, durch die Bewegung der Geſtalt verrathen, das Entſtehen der geheimſten Gemüthsbewegung von der leiſeſten Ahnung ihres Erwachens, bis zu ihrem lichteſten Ausbrucke hinauf denkoch verſinnlichen, und ſie dann, dem Verſinken des Abendrothes gleich, auch wieder verglimmen laſſen. Können nicht ſchon einzelne Töne zu Trägern eines leuchtenden durchſichtigen Bildes unſerer geheimſten Empfindungen werden? — Bei ſolchen Muſiken freilich, die einem guten Schwimmkiſſen gleichen, an dem auch mittelmäßige Sänger glücklich über die See gelangen können, ohne gerade untergehen zu müſſen, bedarf es oft nur weniger Zuthaten, um ſchon eine recht ſchöne Wirkung hervorzubringen.

Wer aber bei Bellini's Romeo, da, wo die Beredſamkeit der Sehnſucht in zahlloſen Nuancen ſich bis zur Ueberſtrömung

des Gefühls fühlbar machen soll, nur darum bekümmert ist, seine Notenköpfe säuberlichst herauszuputzen, um sie dann — ohne tieferes Eingehen in die Leidenschaften hübsch wohlerzogen und anständig vom Stapel laufen zu lassen, und da, wo das Gefühl in trotzig aufbrausender Liebe stürmen sollte, altklug und bedachtsam mit der Stimmgabel im Kopfe nur darum besorgt ist, seine Töne in schulgerechter Ordnung zu halten, — der soll [illegible] Romeo sein bleiben lassen.

Ein richtiges Gefühl für Maaß und Ziel hat gewiß jedes Talent mit auf die Welt bekommen, man muß nur darüber nicht ungeduldig werden; wenn manche Talente — wie es meist den Leuten mit kurzen Haaren von der lieben Natur so sehr erleichtert worden ist — mit dem Zusammenbürsten nicht gleich fertig werden können.

Vorerst würde ich das Aeußere meines Liebeshelden mit denjenigen Herrlichkeiten nie ausgeschmückt haben, mit denen Romeo auf unterschiedlichen Bühnen erscheinen soll, mit dem steifen Helm, umnickt von den kindlichen Bewegungen eines Federbusches, mit der Chaussée von bunten Steinen über Brust und Magen hinab, und mit all dem bunten Trödel, den sonst die Bühnenhelden lieben.

Herr Heine in Dresden hatte die Güte, mir zu dieser Parthie die angemessensten Zeichnungen zu senden, hübsche und sinnig ausgedachte Gewänder, leicht, elegant, und costumegetreu.

Meinem inneren Auge erschien Romeo in edler Freiheit, voll Jugendfrische, muthig, stolz, mit etwas Schwärmerei im Antlitz und elastischem Ausdruck in Haltung und Geberde. Beim ersten Erscheinen schildert er die Freude, die ihn durchdringt, im Auftrag eines heiligen Amtes vor Capulet erscheinen zu dürfen. Er wird höhnisch abgewiesen. Aufgeschreckt, wie wenn der Frost alle Blüthen seiner Hoffnung plötzlich niederzuwerfen drohte,

ſteht er faſt regungslos da. Voll Wehmuth blickt er noch einmal zu Capulet hin, aber dieſer wendet ſich beharrlich von ihm; er nahet ſich ihm nur ein wenig, mit zauderndem Schritte und geſenktem Blick, ſeine Bitte um Verſöhnung anfangs mit gedämpfter, bewegter, bisweilen faſt ſtockender Stimme in den Worten anhebend: „Wenn Romeo den Sohn dir erſchlagen, ſo geſchah's im Schlachtgetümmel ꝛc.“ Während des langen Geſanges können ſich ſeine Bitten bis zum Flehen ſteigern, zu Hoffnungen umwandeln, ſein Schmerz ſich zum verklärenden Schimmer der Sehnſucht nach Verſöhnung lichten. Romeo wird vom alten Capulet abermals abgewieſen, mit den Worten, daß er ſchon in Tybalt einen Sohn gefunden und daß dieſem ſeiner Tochter Hand werden ſoll. Der Anblick des verhaßten Nebenbuhlers, der Hohn ſeiner Feinde, bringt in Romeo eine gewaltſame Wandlung hervor; drängt alle ſeine Fiebern zu Aufruhr und Empörung. Wie der junge Löwe, den man der Beute beraubte, ſchreitet er haſtig mit blitzenden Augen an ihnen vorüber, als wollt' er ſie alleſammt niederſchmettern. Dann ſtellt er ſich ihnen kühn entſchloſſen gegenüber. Die Melodie des Allegro's mit aller Schärfe und Beſtimmtheit des Ausdruckes feurig durchſchneidend. Mit dieſen Tönen, die ſcharf geſchliffenen Pfeilen gleichen ſollten, ſchleudert er die Worte über ſie hin: „Vor Romeo's Rächerarmen, ſoll kein Gott euch nun beſchützen und von ſeines Schwertes Blitzen treffe euch der Todesſtreich!“ Es müſſen, um Monotonie des Ausdruckes zu verhüten, auch hierbei ſich im weiteren Verlauf des Geſanges dieſem Zorn noch andere Gefühle anreihen: Erbitterung, Schmerz und Drohungen.

Das Duett mit Julia iſt lang und bedarf reichlicher Ausſchmückung durch Mannigfaltigkeit des Ausdruckes in Ton, Miene und Bewegung. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß Romeo beim Eintritt zur Geliebten ſich nicht erſt nach einem

Plätzchen für ſeinen Mantel* und Baret umſehen, ſondern beides abwerfen und niederfallen laſſen wird. (Der Arzt wird wohl ſo ordnungsliebend ſein und des jungen Herren Unpünktlichkeit im Vorübergehen verbeſſern, indem er beide Dinge auf einen Stuhl legt.) Die Umarmung des Romeo wird wohl ein wenig anders als die gewöhnlichen Theaterumarmungen ſein müſſen. Dieſe theilen zumeiſt das Schickſal der zum Schreiben (auf der Bühne) beſtimmten Federn, welche bei Aufzeichnung der zärtlichſten und feurigſten Gefühle, gewöhnlich nur — in den Aether getaucht werden. Ich habe manche Julia dadurch erzürnt, daß ich gleich nach der erſten Umarmung gar nicht auf ihr ſchön vorgetragenes Recitativ zu hören ſchien, worin ſie mir doch von ihrem Gram ihrer Todesbläſſe verſang, ſondern ſie nur, wie in ihren Anblick verſunken, freudig anſah, ihre Hand an mich preßte, ihr Köpfchen zwiſchen meine Hände nahm, ſie ſanft ſtreichelte, küßte und dann wieder ihre ganze Geſtalt lebhaft umſchlang. Es hat übrigens keine ſo bleich ausgeſehen, daß ich vor ihrem Gram hätte erſchrecken müſſen; und wäre ſie auch verblaßt vor mir geſtanden, ſo würde ich als Romeo das erſt recht nicht haben ſehen wollen, und ſie vielmehr mit aller Zärtlichkeit zu beleben bemüht geweſen ſein.

Von dem Augenblick an, wo Romeo in Haſt ſagt, daß er gekommen ſei, ſein Leben hier zu enden, oder mit ihr zu entfliehen, und ihr muthig und entſchloſſen die Hand zur Rettung entgegen bietet, beginnt freilich eine ganz andere Liebesſcene, als ſie Shakſpeare auszuſinnen wußte, und man darf gar nicht daran denken, was Bellini dafür thun hätte können; freilich nicht mit dieſem Text, das iſt mitunter eine ſo alberne Ziererei und Zerrerei,

---

* Um nicht ſogleich von ſeinen Feinden erkannt zu werden, ließ ich Romeo — auch ohne irgend welche Vorſchrift des Dichters, zu dieſem Beſuch einen dunklen, leichten Mantel überwerfen.

daß ich oft hätte aufstampfen mögen, wäre das meiner Geliebten gegenüber nicht gar zu unartig herausgekommen.

So mußte bei den folgenden Versen der einzigen Stelle, in der sich Unmuth und Sehnsucht, Schwärmerei und Hingebung mit Innigkeit ausdrücken konnte, — Alles wie in einen Brennpunkt zusammengedrängt werden, um die Zuhörer von der Wahrheit und Tiefe des Schmerzes zu überzeugen, den Romeo bei Juliens Abweisung, bei der Beharrlichkeit ihres Pflichtgefühls gegen die Ihrigen, bei der Zumuthung, ihr für dieses Leben zu entsagen, empfinden soll:

„Grausam ist der Erde Schimmer,
Kann er dich mir entreißen,
Ja selbst die Gesetze gleißen,
— Doch dein Herz erkennt sie nicht! —
O erhöre meine Bitten!
Willst du mir den Tod nicht geben,
Bleib doch treu für mich, mein Leben,
Höre nur was Liebe spricht!"

Wie sollte ich es anfangen, um in diesen Worten alle jene Empfindungen hier unterzubringen, verständlich und klar genug auszudrücken. Ich suchte schon im Riternell, das zum Thema dieses Satzes hinüber führt, in stummer Weise einen leisen Vorwurf zärtlichen Unmuthes gegen Julia auszudrücken, die erste Hälfte des Gesanges aber durch die Gefühle der Schwermuth und Sehnsucht, das folgende durch Schwärmerei und Hingebung zu versinnlichen. Gegen das Ende des Thema's steigerte ich Romeo zu jener Empfindung hin, wie sie eben die Blätter und Blüthenknospen im Frühlingshauche, unter dem erwärmenden Strahl der Sonne haben mögen, der sie sich hinneigen müssen, sollten sie auch unter ihrem Kuße erbleichen. Während dem Aushauch der hinsterbenden Töne am Schlusse des Gesanges breitete Romeo die Arme gegen Julia aus, umschloß mit beiden Händen ihr Köpfchen und im Niedergleiten zu ihren Füßen verstummte er

in einem Kuß an ihrem Herzen. Um dieſer Cantilene einen ernſteren Charakter, den verſchiedenen Gefühlen eine vollere breitere Strömung zu geben, nahm ich hiebei das Tempo viel langſamer als es vom Componiſten vorgeſchrieben iſt; dagegen jenes ſpätere, welches die Worte trägt: „Theure! o bau' auf meine Treue, folge mir" ꝛc. nahm ich im Ausdruck immer drängender, nicht nur, um hiemit eine blos ſüßliche Sentimentalität zu umgeben, die beim langſamen Gang dieſer Melodie entſtehen mußte, ſondern auch, weil mir eine leidenſchaftlichere Bewegung nothwendig zu ſein ſchien, um Julia zur Flucht zu drängen. Vor den Worten: „Ach nein, du liebſt mich nicht!" durchriß ich den Fluß der Melodie geradezu, indem ich das Pizzicato des Orcheſters durch eine kleine Pauſe unterbrach, der Geliebten fragend, erwartend und flehend in die Augen blickend — alsdann aber mit der Ueberzeugung getäuſchter Hoffnungen, Julia heftig von mir weiſend, eilte ich dem Ende dieſer Scene entgegen.

Im Leben wie auf der Bühne gibt es Dinge, die man ſehen und nicht ſehen, hören und nicht hören muß, um nicht Ariadnens Faden und ſich ſelbſt zu verlieren. Und ſo durften wir auch die Galoppade am Schluß dieſer Scene nicht hören, bildeten uns vielmehr ein, daß es bei italieniſchen Seelenkämpfen und Erbitterungen nun einmal ſo hergehen müſſe.

Uebrigens weiß es jeder ausübende Muſiker, wie viele Freiheiten man ſich in gewiſſen Muſiken erlauben darf, und die Erfahrung hat gelehrt, daß ſie mir in dieſer Parthie, die ich in den wenigen Jahren meines künſtleriſchen Wirkens mindeſtens 153 mal, unter ſo vorzüglichen Orcheſterdirigenten, und vor ſo verſchiedenartigen Zuhörern geſungen habe, nirgend verübelt worden ſind.

Der dritte Akt enthält wiederum Leidenſchaften und Momente, die eine bedeutende Wirkung nicht leicht verfehlen können; wie z. B. bei jenem heftigen Eindringen und Ringen nach Juliens

Beſitz, jenen Triumphgeſang der Liebe, da wir beide in ſeliger Vereinigung den Haß, die Feindſchaft und das Schwertergeklirre der Partheien ſiegend überſchweben. Dann im vierten Akt Romeo's Stolz und Verachtung gegen Tybald, darauf jenen überwältigenden Schmerz bei Juliens Trauerzug. — Das Liebſte aber von der ganzen Aufgabe wurde mir nach und nach der letzte Akt. Nicht etwa, als ob ich von Natur aus für Schwärmerei an Gräbern und Leichen eine beſondere Sympathie hätte: ich habe es ja ſchon bei der Schilderung meiner Jugendzeit in Dresden erzählt, daß, wenn es auf mich angekommen wäre, alle Stücke mit einer Verlobung hätten ſchließen müſſen. Das Loos dieſer Beiden aber, denen der Weg vom Schickſal nicht ſo rein geebnet wurde, um mit ihnen die kleine Zahl der Allerglücklichſten zu vermehren, war mir unbeſchreiblich rührend. Dieſe Liebe, die einen ewigen Funken in ſich trägt, die, dem ewigen Lichte gleich, Nebel niederzuwerfen, Wolken zu durchbrechen, ja ſelbſt die Macht des Todes zu überwinden bereit iſt, mußte mich bei dem tieferen Einblick in Romeo's Weſen wohl mit wahrhafter Begeiſterung erfüllen. Beim erſten Anhören dieſer Oper in Dresden hatte ich freilich keinen gewichtigen Eindruck von dem pſychiſchen Gehalt eines Romeo bekommen; denn jene feine und zierliche Dame, die ihn in der italieniſchen Oper ſang, war wohl mit ihrer eleganten Geſangsmanier in ſolchen Parthien, wo Anmuth und Grazie, Leichtigkeit des Salonanſtandes vorherrſchen ſollten, eine höchſt liebliche Erſcheinung; allein Romeo läßt ſich mehr träumen, als für einen Salon ſchon genügend wäre.

Es ging mir als Zuhörerin einer Oper immer eigen, ſo gerne ich Künſtlern, wie jedem Dilettanten, ſtets zuhörte, ſo ſahen mich die Sachen, wenn ich ſie vor mir hatte und ſelbſt wiedergeben ſollte, doch wiederum ſo ganz anders an, daß mich jede Note, jedes Wort genirte, und auch heute noch wäre ich ganz und gar unfähig, das kleinſte Liedchen nur ſo hukepack in mich

aufzunehmen, oder es zu Seiltänzerſtücken zu verbrauchen. Es iſt das ein Erbſtück von Mikſchens Gewiſſenhaftigkeit, der mich Rechenſchaft abgeben lehrte von dem, was ich ausdrücken ſollte. Bei ihm mußten ſich die Töne wie ein antikes Gewand dem Sinn der Worte anſchmiegen und den Gliederbau des Textes in Rhythmus und Bewegung hindurchſchimmern laſſen. Es iſt dieſe Arbeit nun freilich gar nicht ſehr bequem, und man erreicht auch nicht ſehr ſchnell ſein Ziel, noch weniger aber kommt man dabei auf den Einfall — ein Genie zu ſein. Indeſſen, welchen Genuß auch ſchon in dem Suchen und Ausſondern, in dem Prüfen und Wählen jener Mittel liegt, durch welche wir die Verwirklichung unſerer Ideale zu erreichen wünſchen, das zu beurtheilen, weiß jedes ernſtlich ſtrebende Talent. Mag Mancher auch einen anderen Weg gehen, anderer Mittel ſich bedienen, um ſein Ziel zu erreichen, und taugt auch nicht Alles für Jeden und Jeder für Alles, etwas findet er doch, das wie ein Echo in ſeiner Bruſt wiedertönt.

So erging es auch mir bei der Durchführung der letzten Scene. Romeo's ewige Liebesleuchte, die, wie uns Shakſpeare zeigt, ſelbſt das Grab der Geliebten zum lichten Feierſaal umwandelt, dieſer Götterfunke, vor dem ſich Alles, ſein eigenes Selbſt beugen und in den Staub verſinken mußte, iſt auch wohl eine Kraft, die uns das Herz durchflammen kann. Tragen wir doch alle, mehr oder minder auch ein Theilchen davon in unſerer Bruſt. Es findet z. B. der wahrhaft Liebende ſchön, was ein Anderer ganz unſchön finden würde; der Künſtler ruht nicht, bis er den Stein, das Holz, die Töne u. ſ. w., ja ſein eigen Selbſt ſogar überwunden und einem höheren Gedanken angefügt, ein ideales Leben in ihm erblickt. Solche Liebe veredelt Alles und erhebt es zu höherer Schönheit. So erſcheint auch Romeo die Geliebte in göttlicher Verklärung, und ſeine Sehnſucht nach ewiger Vereinigung mit ihr zu ſtillen, zerſprengt er männlich ent-

ſchloſſen die irdiſche Hülle. Bei Shakſpeare erſcheint er mir ſo, — nicht ganz ſo bei dem Belliniſchen Dichter dieſer Scene. Dieſer Held hat oft ſo großes Mitleid mit ſich ſelbſt, daß, wenn die Darſtellerin auch noch ihr gutes Theilchen hinzufügt, hierbei im Weinen und Lamentiren jedenfalls etwas Erkleckliches geleiſtet werden kann. Einige berühmte Sängerinnen ſollen ſogar mit einem Taſchentuch in der Hand zu dieſem Akt erſchienen ſein. Dem Zuſchauer durch dieſe tragiſche Wetterfahne die Schmerzen des Naturprozeſſes bei einer pſychiſchen Entfeſſelung ſo gar deutlich verſinnlichen zu müſſen, ſchien mir eines Romeo nicht ganz würdig zu ſein. Wenn er beim erſten Anblick der todtgeglaubten Geliebten, anſtatt zu weinen, durch freudige Ueberraſchung aufgeſchreckt, leiſe, als getraue er ſich kaum durch einen Ton, durch die Berührung ihrer Hand den ſchönen Wahn zu zerſtören, mit innigem Verlangen über Julia ſich hinneigt und ſanft flehend beginnt: — „Wach, o erwache! bei meinen Klagetönen, dich rufet dein Romeo, wach, o erwache, du Theure!“ — ſo darf am Schluß des Geſanges die Stimme ſich wohl auch zu Klagelauten erheben und in Wehmuth hinſchmelzen, was aber auch alles ohne Taſchentuch glücklich vollbracht werden kann.

Er gebietet den Begleitern (doch ohne viel nach ihnen umzuſehen), einen Augenblick ſich zu entfernen. Als er ſich nun allein mit der Geliebten weiß, blickt er hochaufathmend mit leuchtenden Blicken, als lichteten ſich die Schwingen ſeiner Seele, nach ihr. Entzückt, als winke ſie ihm zu ewiger Vereinigung, überwältigt es ihn, und, wie in ihren Anblick verloren, beugt er ſich liebend über ſie hin, — er berührt ihre Stirn, Wangen, Hände, und ſchaudert mit den Worten zurück: „Ach, eitles Hoffen, verſchloſſen für meinen Jammer iſt das Ohr der Geliebten, wie ſteh ich einſam, ach, wie verlaſſen auf Erden.“ Anfangs liegt in dem Thema der kleinen Arie eine ſanfte hinſchmelzende Wehmuth, ſpäter laſſen ſich in dem erhöhten Tonwechſel herzzerſchneidende

Wehelaute, verzweiflungsvolle Anklagen gegen das Schickſal ausdrücken. Zum Schluß bin aber in gebrochenen Tönen, als ſtockte in dem tiefen Riß ſeines Herzens die letzte Lebensfluth, ſinken Ton und Geſtalt, gleichſam den letzten Sturm eines irdiſchen Verlangens beſiegend und wie von ihrem Geiſt beſänftigt, an der Bahre nieder. Nach einer Pauſe richtet er ſich langſam auf, den Blick der Erde zugewendet, nimmt er das Fläſchchen, wendet ſich zur Geliebten mit einem Ausdruck voll zärtlichſter Hingebung, umſchlingt ihr Haupt, küßt ſie, trinkt den Todestrank und ſcheidet alsdann von ihr mit einem letzten langen Kuß.

Am furchtbarſten erſchien mir ſpäterhin der Abſchied von der dem Scheintod entſtandenen, in's Leben zurückgekehrten Geliebten. Es war hierbei, als fühlte ich in Romeo's Herz hinein die ſtrafende Hand der Gerechtigkeit, die ihn nun auf immer von Julias Seite trennt und den Geiſtern der Finſterniß überläßt.

Einige Muſikkenner in Peſth, die in Italien dieſe Oper gehört hatten, riethen mir, daß ich doch auch, wie es dort geſchah, hier jene berühmte Arie: „Ombra adorata aspetto" von Zingarelli einlegen möchte. — Ich konnte mich aber nie dazu verſtehen, obgleich es mit dieſer Arie dem Sänger leicht gemacht iſt, eine ſchöne Wirkung hervorzubringen; laſſe man jedem das ſeine, dacht ich, Zingarelli's Romeo ſeine ſanft hin fließenden Gefühle und Melodieen, Bellini's Liebesbelden, ſeine Leidenſchaften, ſeine abgeriſſenen Akkorde, die ſanftbinſchmelzenden Cantilenen am Sarge, in denen ſich das Verglimmen und jeweilige Wiederaufflackern eines bald erlöſchenden Menſchenherzens fühlbar machen kann. Gab es ja auch in dieſem Belliniſchen Akt genug zu ſinnen und zu thun, um dem Componiſten und meinem Liebesideal nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen Genüge zu leiſten. Wer ſich indeß über Bellini nicht zufrieden geben will, doch aber der näheren Einſicht darüber nicht abgeneigt iſt, wie ſelbſt die gediegenſten Mei-

ſter für Grabesgedanken dennoch ſo ganz verſchiedene Auffaſſungen haben können, der betrachte jene Geſänge, die auf den Text entſtanden ſind:

In questa tomba oscura,
Lasciami riposar;
Quando vivero, ingrata,
Dovevi ame pensar.
Lascia che l'ombre ignude,
Godansi pace almen,
E non bagnar mie ceneri,
D'inutile velen.

Die Componiſten, die dieſe Worte nicht nur ein-, bisweilen auch zweimal in Muſik geſetzt haben, ſind: Beethoven, Danzi, Eberl, Himmel, Hofmann, Kozeluck, Pär, Righini, Rößler, Salieri, Sterkel, Terziani, Weigel, Zeuner, Zingarelli. So verſchieden wie die Componiſten dieſen Text aufgefaßt haben, ſo verſchieden ſind auch die Zuhörer in ihren Urtheilen, und noch weit verſchiedener; jeder will dasjenige darin finden, was ihm das Richtigſte zu ſein ſcheint, und da jeder doch ſeinen eigenen Gedanken haben darf, ſo kann er auch ſeine Anſprüche darnach machen.

Ich glaubte aber nie, daß es Zuhörer geben könne, die fähig wären, einen Sänger ſo ſcharf auf den Dienſt zu paſſen, bis ihnen die geheimſten Gedanken, die in ihm bilden und ſchaffen, durch Ton, Blick und Bewegung wie aus einem Spiegel klar und durchſichtig vor die Seele treten. Und dennoch gibt es ſolche.

Unter den vielen öffentlichen und ſchönen Beurtheilungen, welche ſpäterhin, auf meinen Reiſen, über meine Leiſtungen erſchienen ſind, möchte ich zum Beſchluſſe dieſes Themas die Analyſirung eines einzigen Gedankens aus einem der Artikel des Morgenblattes anführen und hierdurch — ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich der Eitelkeit beſchuldigt werde, — manches ernſtlich ſtrebende Talent ermuntern. Jenem vielgeehrten (†) Manne aber,

der ſich als Dichter wie als Gelehrter der ehrenvollſten Anerkennung erfreute, möchte ich hiemit zugleich als feinfühlenden Kritiker meine Dankbarkeit bezeugen.

Der in das Specielle meiner Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe tiefer eingehende Berichterſtatter ſagt in jenem Artikel des Morgenblattes unter Anderem: „Hier iſt wieder als einer jener Momente, die man ſich nie als möglich gedacht hat, die aber, ſobald ſie einmal vom Genius erſchaffen ſind, ewiges Leben in ſich tragen, die Stelle heraus zu heben: „Wie ſteh ich einſam und verlaſſen auf der Erde!“ Im Niederſchreiten vom Sarge ſcheint Romeo bei dieſem Gedanken, der ihm das Mark durchſchauert, zermalmt in den Boden zu wurzeln. Welche Mannigfaltigkeit liegt hier im Ausdruck der Stimme! Wehmüthig klagend beginnt ſie und ſtirbt auf dem Halte völlig dahin; nun erfolgt das krampfhafte Zucken, und bitter ſchneidend wälzt ſich die jammervolle Klage, immer hohler rollend, in die Tiefe hinab, als wollte und müßte ſie ſich nach dieſen Klängen in ewiges Schweigen begraben.“

Dieſe Oper wurde damals zu Peſth in kurzen Zwiſchenräumen dreißig mal nach einander aufgeführt; ich war ſomit durch anderweitige Vorbereitungen nicht viel beläſtigt und wir durften uns auch wiederum des Lebens mit einander ein wenig erfreuen. Doch ſah ich auch bisweilen, ſpäter aber immer eifriger, mich nach Frau Medea um.

Von meinem Balkon herab, bei Spaziergängen, im geſellſchaftlichen Leben, in der Kirche gab es Mancherlei zu ſchauen, das unſere Aufmerkſamkeit feſſelte. Da war ein ungariſcher Bauer, der mit ſeinem Wagen in der Nähe unſeres Hauſes zu halten und Waſſermelonen zu verkaufen pflegte. Dieſe Melonen

werden im Sommer von aller Welt zur Erfriſchung genoſſen. Sie ſind viel größer als die Zuckermelonen und haben in der Regel ein röthliches Fleiſch. Ihr Saft iſt geſund und erfriſchend, zur Stillung des Durſtes ſehr beliebt; nimmt man Wein und Zucker hinzu, — man höhlt dabei die Melone ein wenig aus und thut Beides hinein, — ſo ſchmeckt es wie das köſtlichſte Erdbeer- oder Ananas-Gefrorene. Es iſt darum auch der größte Wagen voll ſolcher Melonen oft ſchon in einer Stunde von den Käufern ausgeleert. Mein Bauer alſo ſaß bei ſeinem leeren Wagen. Seine langen Haare hatte er mit Hülfe eines ſilbernen Kammes von der Stirn nach dem Hinterkopfe geſtrichen. Eine weißleinene weite Hoſe, die unten an den Knöcheln ſtatt des Saumes zwei Finger breit ausgefranzt war, was zugleich als Zierde gelten mochte, war außer ſeinem Hemd und ſeinen Schuhen, einer Art Sandalen, ſein ganzer Anzug. Die weiten Aermel über die braunen Arme hinauf geſtreift, hielt er ein kleines halbjähriges Kind auf ſeinen Knieen, während ſein Weib in die Stadt gegangen war und ihm das Amt der Kindsmagd übertragen hatte. Er erfüllte ſeinen Liebesdienſt mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit. Das braune Geſicht, weniger an's Lächeln gewöhnt, neigte ſich immer und immer wieder über das Kind, dem er abwechſelnd das Mäulchen, die Bäckchen, die Händchen, die Bruſt, die Füßchen küßte. Das Kind hatte an dem langen kratzigen Schnurrbart kein ſonderliches Vergnügen; es ſträubte ſich dagegen mit Händen und Füßen. Aber je mehr es ſich wehrte, um ſo mehr küßte der Vater; dann hielt er inne und lächelte es etwas von Weitem an, mit einem Ausdruck, den ich mehr als ein freudiges Weinen bezeichnen möchte. Allmählig war dem Kleinen die Furcht vor dem grimmigen Schnurrbart vergangen: es zupfte den Alten mit dem einen und mit dem andern Händchen daran, oder es fuhr mit unſicheren Bewegungen luſtig hin und her, oder es ſtemmte gar ſein Füßchen gerade unter des Vaters Naſe. Dieſer küßte die Fuß-

trittchen ſo innig und herzlich, wie, glaub' ich, vielleicht noch nie dem Nachfolger des heiligen Petrus der Pantoffel geküßt ward. Endlich kam auch die ſtattliche Frau des Bauern, einen Krug in der Hand, ein Brod im Arm und einen leeren Korb auf dem Rücken, des Weges gegangen. Der Mann hatte ſich auf ſeine Bunda hingeſtreckt, den ungariſchen Pelz, den die Bauern im Winter mit der rauhen, im Sommer mit der glatten Seite nach innen umhängen. Das Kind hatte das beſte Plätzchen neben ſeinem Haupte erhalten; denn die Händchen thaten ſeinem Schnurrbart doch gar zu wohl, ebenſo wie der Anblick des Geſichtchens ſeinem Herzen. Der Frau ſchien die Zärtlichkeit des Alten nichts Neues zu ſein. Sie ſetzte ſich auf ihren umgeſtürzten Korb, ſchnitt das Brod auseinander, holte aus einem Säckchen ein gutes Stück Speck, und reichte es dem Manne; dann nahm ſie das Kind und tränkte es. Von den Strapazen bei des Vaters Liebkoſungen ermüdet und erquickt an der Mutter Bruſt, ſchlief es auch bald ein und lag in voller Freiheit ſeines Wohlbehagens auf ihrem Schoos. Wir haben dieſen Naturmenſchen, denen die Cultur noch nichts angethan hatte, oft mit wahrer Herzensfreude zugeſehen; ich wüßte nicht, daß ich je in einer civiliſirten Familie ſo im Innerſten meines Gemüthes berührt worden wäre. Was iſt ſchöner als die Natur, wo ſie ſich noch rein vom Herzen weg ausſpricht!

Zuweilen machten wir Fußparthieen auf einen ganzen Tag. Einmal geriethen wir in einen Wald, aus dem nicht ganz leicht wieder hinaus zu kommen war. Wir hatten Fleiſch, Brod, Trauben und auch ein wenig Wein bei uns; ſomit waren wir wenigſtens mit dem Allernothwendigſten verſehen. Ermüdet von einem mehrſtündigen Marſche machten wir Raſt unter ſchattigen Bäumen. Da kamen Zigeuner ab und zu; erſt betrachteten ſie uns von Weitem; bald verſammelten ſie ſich in ſtets wachſender Zahl um uns. Zu Anfange ſchickten ſie die Kinder nach

uns aus. Dieſe ſahen uns auf den Mund und zählten unſere Biſſen; wir gaben ihnen aus unſerem Körbchen, und ſie verſchlangen das Gebotene eiligſt, ohne ſich viel mit Beißen zu bemühen. Die Kinder — und es mochten zwölf- und vierzehnjährige darunter ſein — liefen ohne weitere Bedeckung in ihrem Nationalcoſtüm, d. h. in ihrer dunkelbraunen Haut, einher. Sie fanden nichts Ungehöriges darin, und ſahen uns mit ihren ſchwarzen Augen offen in's Geſicht; nur bisweilen, wenn wir ſie freundlich anredeten, blickten ſie mit plötzlich wilder Scheu auf. Als ſie ihre Gaben verſpeiſt hatten, zogen ſie ab, mit allerlei unheimlichen Grimaſſen. Nach einer Weile kam eine junge Zigeunerin, mit zwei ſeidenen Sacktüchern bekleidet, welche über den Hüften an beiden Seiten zuſammengeknüpft waren. Die Bruſt hatte ſie mit langen Schnüren, rothen, weißen und goldenen Glasperlen geſchmückt; aufwärts geſtellte Straußenfedern hatte ſie faſt nach Indianerweiſe wie ein Diadem an der Stirne angebracht. Auch ſie hatte eine dunkelbraune Haut; bei'm Lachen zeigte ſie uns unvergleichlich ſchöne weiße Zähne. Ihr Lachen galt aber weniger uns als unſern Ohrenringen, die ſie immer mit den Fingern betaſtete. Ueber Zigeuner zu leſen, mag recht ergötzlich ſein; in einem entfernten Walde unter ſie zu gerathen, iſt weniger vergnüglich; zumal für drei wehrloſe Frauenzimmer wie wir. Die Knaben ſchlugen der Reihe nach Räder um uns herum, was ganz abſcheulich ausſah. Die Weiber trommelten auf ihren Tambourins, andere tanzten mit krampfhaften Geberden und Geſichtsverzerrungen; die Männer ſahen finſter drein und unterhielten ſich in einem Tone, der mehr einem convulſiviſchen Schreien als einem menſchlichen Geſpräche ähnlich war. Wir dachten nicht anders, als daß unſer letztes Stündlein geſchlagen hätte. Die Mutter nahm ihre Börſe zur Hand und gab ihnen unſre ganze Baarſchaft, etwa 5 fl. W. W. Wir reichten ihnen unſere Ohrringe und Halstücher, und baten ſie

durch Mienen und Geberden, uns aus dem Walde zu führen; wir versprachen, indem wir einen Knaben zur Hand nahmen, dann dem Führer auch noch das Körbchen mit den Eßwaaren überlassen zu wollen. Sie redeten mit einander, aber mit keinen Vertrauen erweckenden Mienen, vielmehr mit solchen, in denen immer ein unheimlicher Ernst lag; doch begleiteten sie uns über eine Stunde weit. Endlich fing der Wald an, sich zu lichten, womit denn auch unser Muth allmälig zurückkehrte. Am Waldausgang, wo wir über eine weite Haide hin einige Häuser liegen sahen, gaben wir ihnen zuletzt auch den Korb und sie verließen uns mit lustigen Sprüngen. Es mochte der Sonne nach etwa 4 Uhr sein, und wir hatten bis zu jenen Häusern gewiß noch gute zwei Stunden zu gehen. Als wären böse Geister hinter uns her, so liefen wir über die glühende Haide hin und dankten nur Gott, daß wir den freien Himmel über und die Zigeuner hinter uns hatten. Als wir endlich in der Pußta (so heißen die Häuser, die einzeln auf der Haide stehen) ankamen, sahen uns die Leute mit großen Augen an. Es war ein hübsches und zutrauliches Mädchen da, Namens Iluschka (Lehnchen), die ein wenig deutsch sprach; sie hatte schon in Ofen als Kindsmagd gedient. Wir schilderten ihr unser Abenteuer und die Verluste, die wir dabei erlitten hatten. Als wir fragten, wie weit wir wohl noch von Pesth entfernt seien, sagte sie: „Jai! sein se sehr weit weg von Pesthem, kummen se heut nit mehr hin.“ Ich versprach, ihr ein recht schönes Kleid zu schicken, wenn sie uns durch irgend wen nach Pesth bringen lasse. Da sagte sie mit Lachen: „Nir schenken, mein Djördj (Georg) geht morgen nach Pesthem, do kann er mitgehn.“ Wir bedauerten, daß wir kein Geld mehr hatten, um das Nachtquartier bezahlen zu können. „Tos macht nix, können se dem Djördj mitgeben. Wer war froher als wir! Es wurde uns nun ein nach ungarischer Meinung köstliches Abendessen bereitet. Paprika-Hendeln, d. i. gekochte junge Hühner

mit einer ſtark von türkiſchem Pfeffer gewürzten Brühe. Dieſes Ehrengericht brannte uns noch den folgenden Tag im Halſe. Wir nahmen daher die Hühner ſchleunigſt wieder aus der Brühe heraus, wuſchen ſie mit kaltem Waſſer gründlich ab und ſtellten ſie mit reinem Waſſer nochmals zum Feuer; der Würze war noch übergenug daran. Iluſchka hatte gerade ihr Gaſtzimmer gefegt. Das Haus ſchien öfters Fremde zu beherbergen, obgleich es nicht eben wie ein Wirthshaus ausſah; es hatte zu ebener Erde nur zwei Zimmer und ein Kämmerchen. Das Gaſtzimmer enthielt ein großes Himmelbett und einen Stuhl; weitere Gegenſtände hätten keinen Platz darin gefunden. Ein einziges Fenſter, beſtehend aus zwei Scheiben, wovon die eine zerbrochen und mit Papier nur ungenügend verklebt war, befand ſich gerade am Kopfe unſeres Himmelbettes, das mit bunten Vorhängen verziert, zum Lager für uns drei mit noch halbfeuchter Wäſche rein überzogen wurde. Die Thür hatte kein Schloß, nur von Holz eine Art Vorreiber, der aber zufällig abgebrochen war. Hätte Iluſchka nicht ſo ehrlich ausgeſehen, ich glaube, wir wären die Nacht vor Angſt geſtorben. Ihr Vater ſah ſehr ernſt und ihre Mutter auch nicht eben freundlich aus; doch klang es mild, wenn ſie mit einander redeten.

Den andern Morgen ſchon um 4 Uhr ſollten wir fertig ſein. Man brauchte uns nicht zu wecken. Eine Suppe hatte Iluſchka aus Kukeruz-Mehl (Welſchkorn) ſchon bereitet. Als wir fragten, was wir denn Djördj für alles Empfangene bezahlen ſollten, ſagte ſie: „Das ſteht zu Ihnen.“ Wir dankten dem guten Mädchen und verſprachen, ihr durch ihren Djördj ſchon etwas zu ſchicken, das ihr Freude machen ſolle. Nun ging es fort über Stock und Stein; doch iſt das Gehen auf der Haide angenehmer, als das Fahren (welches Letztere wir bei einer ſpäteren Spaziertour gründlich kennen lernen ſollten). Unſer Begleiter konnte kein Wort deutſch und machte Schritte, als hätte

er Meilenſtiefel an. Wir ſprangen und liefen, ſo gut wir konnten, hinten drein, wenn wir aber gar nicht mehr nachkommen konnten, ſo hielt er auch wohl ſtill und wartete.

Gegen Mittag waren wir endlich wieder in unſerer Wohnung. Der Djördj ſollte mit uns eſſen, und während die Mutter ſchnell eine Suppe und Pfannenkuchen machte, ſuchten wir für Iluſchka Allerlei zuſammen. Die Magd holte Wein und Brod herbei, womit Djördj ſich unterdeſſen gütlich that; dann, als wir die Sächelchen für ſeine Iluſchka zuſammengeſucht und ihm gegeben hatten, auch etwas Geld, wollte er unter vielen Kratzfüßen weiter; aber da kam ſchon die Mutter mit dem Eſſen. Er ſollte ſich zu uns ſetzen und wußte vor Verlegenheit nicht aus noch ein; zuletzt ließ er es ſich doch ganz vortrefflich ſchmecken. Auf ſeinen Teller wurde aber, wie billig, Pfeffer geſtreut; ohne das wäre ihm dabei nicht wohl geworden.

Wie froh und glücklich waren wir, uns mit heiler Haut in unſern Räumen wieder zu finden! Zu Fußparthien von größerer Ausdehnung war uns auf lange Zeit die Luſt vergangen.

Es war in Peſth gar nichts Seltenes, von Zigeunern beſucht zu werden. Natürlich kommen ſie dorthin nicht in ſolchem Aufzuge, wie wir ſie in jenem Wald geſehen hatten, ſondern in Bauerntracht. Auf ihre Zöpfe würde ſelbſt der gewiegteſte Poet kein ſehr verlockendes Gedicht zu improviſiren wiſſen. Solch' ein Zopf, glaub' ich, hat etwa alle halb Jahre die Ehre, von einem Kamme berührt zu werden, und jene Zigeunerfürſtin im Walde (was ſie nach ihrem Putz zu urtheilen ohne Zweifel war) trug ihre krauſen pechſchwarzen Haare ſo kunſtlos, daß ſie ſofort des ehrlichen Struwelpeters würdige Gemahlin hätte werden können. Schon damals, im Walde, wollte uns eine der Zigeunerinnen immer aus der Hand wahrſagen; aber da wir ſie doch nicht verſtanden hätten, ließen wir es nicht zu; auch fürchteten wir uns

dort vor ihrer Berührung. Ja selbſt als ich einer Andern in unſerer Behauſung meine Hand reichte, vermochte ich einen Schauer nicht zu unterdrücken; ihre kohlſchwarzen Augen ſahen uns ſo glitzernd, mit ſo unheimlichem Ausdruck in's Geſicht, daß man faſt auf den Gedanken kommen konnte, ſie wiſſe die Menſchen zu verzaubern. Dieſer Ausdruck ihrer Augen war es auch, was uns im Walde ſo ängſtigte; dazu kam das wilde Aufgrillen ihrer Stimmen, ſo daß der Gedanke, unter Wilden oder Menſchenfreſſern zu ſein, gar nicht ſo ſehr fern lag. In unſerer nächſten Nähe waren ſie wohl freundlich, weil wir mit ihnen, ſchon aus Furcht, in den allerfeinſten Modulationen unſerer Stimme redeten; aber es war jene dämoniſche Katzenfreundlichkeit, welche man zuweilen allerdings auch bei Menſchen ſieht, die nicht zu den Zigeunern gezählt werden. Merkwürdig war es übrigens, daß, als ſie in die Hand unſerer Mutter ſah, ihr Geſicht ſich verfinſterte, und daß ſie faſt mitleidig die Linien derſelben betrachtete, hinzufügend, ſie müſſe ſchon viel, viel Trauer gehabt haben. Nachdem ſie auch meinem Schweſterchen manches Erfreuliche geſagt hatte, wagte ich es denn, ihr auch meine Hand zu reichen; ſie ſah mit ihren glitzernden Augen ſehr heiter hinein. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Zigeunerin, wenn es ſich halbwegs thun läßt, einem Mädchen immer das Glück prophezeit, ſie werde einen ſchönen und reichen Mann bekommen. Mir hat ſie aber neben dem ſchönen und reichen Mann auch noch vieles Andere prophezeit, die allerſchönſten und glücklichſten Ereigniſſe. Dergleichen hört man gern; das wiſſen die Zigeunerinnen, und je gläubiger ich ihr in's Geſicht ſah, deſto mehr hat ſie mir weißgeſagt oder wohl richtiger — weiß gemacht.

Nicht Jeder kann, ſelbſt mit geſunden Augen, die Natur und die Menſchen anſchauen, wie ſie angeſchaut werden ſollen. Der Eine ſieht die Lichtſeite, der Andere die Schattenſeite; allzugern nimmt man Partei und lauft allzuleicht Gefahr, die wahre

Bedeutung der Dinge zu verkennen. Darum möchte ich es mir auch nicht anmaßen, über den Nationalcharakter der ungariſchen Frauen und über das, was ihre eigentlichen Vorzüge ausmacht, eine genügende Schilderung zu geben. Ueberall fand ich die Menſchen gleich, an Vorzügen und Schwächen; nur daß jene Völker, bei denen die Kultur ihre Scheere noch nicht zu ſorglich angewendet hat, mit ihren Tugenden wie mit ihren Gebrechen etwas deutlicher an's Licht treten und wenigſtens noch ſo ehrlich ſind, ihre Untugenden nicht durch Klügelei zu beſchönigen. Was mir dort aber von unvergeßlichen Eindrücken geworden iſt, deſſen will ich auch heute noch, nach Verlauf von ſiebenzehn Jahren, mit dankbarer Anerkennung gedenken.

Die Frauen der höheren Geſellſchaft Ungarns feſſeln vor Allem durch jene Herzensbildung und Güte, mit welcher ſie die ſchöneren Eigenſchaften Fremder wie Einheimiſcher hervorzuheben und in ein klares Licht zu ſtellen verſtehen. Dieſe Tugend verleiht ihnen eine unbeſchreibliche Anmuth. Beleſenheit, muſikaliſche und Sprachkenntniſſe beſitzen ſie in hohem Grade; mehr noch gefiel mir der feine Takt, mit dem ſie all' ihre Erwerbniſſe gleichſam nur zur Belebung und Ausſchmückung der Unterhaltung anwenden. Das habe ich indeß in allen Ländern bei jenen vorzüglichen Menſchen wiedergefunden, bei denen ein wahres äſthetiſches Gefühl und ein edler Geiſt die Lockungen der Eitelkeit nicht aufkommen ließ. Staatsangelegenheiten ließen die Frauen ihre kühnen und thatkräftigen Männer, denen ſie ſich in Freude und Leid anſchmiegten, allein ausfechten. Kaum erinnere ich mich, daß irgend einmal hinter der Theekanne das zweiſchneidige Schwert der Politik mit Ernſt wäre geſchwungen worden. Höchſtens, daß ſie mit liebenswürdigem Humor ihre Scherze darüber machten. Neben den anmuthigen Frauen bildeten die ſtattlichen Eheherren den glücklichſten Kontraſt. Der ritterlich ernſte Sinn, der ſie beſeelt, hat mich oft tief ergriffen. Wie oft

habe ich in dem von Schillers Heimath ſo weit entfernten Ungarn lebende Bilder zu dem Worte gefunden:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.“

Der Fanatismus, der im Allgemeinen den Ungar, den Polen und jedes ſlaviſche Menſchenkind leicht in Bewegung ſetzt, iſt am Ende doch beneidenswerther, als die Blaſirtheit der Träger moderner Kultur. In jenem kann doch noch etwas reifen und emporglimmen, dieſe ſind meiſt überreif, ausgebrannt und verkohlt. Es gibt nichts Betrübenderes, als die ſogenannten Weltſchmerzler, wie ſie Einem in den hochciviliſirten Geſellſchaften nur zu oft erſcheinen. Im Allgemeinen ſind die ungariſchen Damen ernſter als die Wienerinnen, was ihnen eine ſchöne Würde verleiht. Von frömmelnder Kopfhängerei wiſſen ſie nichts und doch ſind ſie von Herzen fromm.

Auch das Volk iſt ehrlich und fromm. Wenn die Leute zum Markt, ſchon vor Tagesanbruch, Stunden weit ihre Laſt herbei getragen hatten, beſuchten ſie immer vorerſt die Kirche. Da war es nicht ſelten, wenn wir nach einer Morgenpromenade ebenfalls zur Kirche gingen, daß neben unſerem Betſtuhl ein Korb voll guter Gänſe, wie es die Sitte dieſer ſchätzbaren Thiere bei'm Hinzutritt fremder Erſcheinungen iſt, in lebhafte Converſation gerieth oder daß es einem Hahne einfiel, durch ſeinen ſchallenden Morgenruf andres Wetter anzuzeigen. Den Leuten war ſolche Umgebung eine altgewohnte Geſellſchaft, und ſie ließen ſich durch ſie in ihrer Andacht ganz und gar nicht ſtören. Einige Sonntage aber wurden ſie faſt zum Aufruhr gebracht. Dieß geſchah durch einen neuen Prediger. Der Mann hatte ſich früher dem Militärdienſte gewidmet, es dort indeß nicht ausgehalten; im Bewußtſein ſeines geiſtigen Uebergewichtes war er

heimlich durch- und in ein Kloſter gegangen. Dann hatte er Theologie ſtudirt. Nachdem er dieß Studium beendet, wurde ihm die Erlaubniß zu Theil, in Peſth ſein Predigertalent zu entfalten. Wie ſchüttelte unſer gutes Publikum die Köpfe! Die längſt gewohnte Anrede: Geliebte Andächtige u. ſ. w. ſtieß er ohne Weiteres um, und ſagte zu uns nur kurzweg: Güs! (Ihr.) Gegen die körperliche Schönheit ſchien er eine beſondere Antipathie zu haben; er ließ darin ſelbſt unſerer heiligen Maria weder Gnade noch Ehre widerfahren. So rief er einmal in die erſtaunte Menge herab: „Güs glaubt's wohl, die heilige Maria war ſo ſchön, wieſ' dort auf'm Bild g'malen is, ja, wart's ä Bis'l: rothi Haar hat's g'habt und Guckeſchecken (Sommerſproſſen); und doch is ſ' heilig g'weſt." Wo dem Manne die Heilige ſo erſchienen war, da er doch zu ihrer Zeit noch nicht füglich auf Erden gewandelt ſein konnte, das begriff Niemand, und man ſah es den guten Bauern an, daß ſie noch weniger an ihrer Schönheit als an ihren Guckeſchecken zu zweifeln bereit waren.

Ein andermal rief er uns zu: „Natürli! in den Lumpazi Vagabundus, do könnt's eini laufen, aber in d' Kirchen gehn und ſchön fleißi beten, das g'fallt euch net ſo."

Unſer ehrwürdiger Biſchof, dem alle Disharmonieen unerquicklich waren, ſchickte den jungen Prediger baldigſt auf Reiſen, wo es ihm vielleicht noch eingeleuchtet hat, daß er auch für dieſes Amt kein Auserkorener war, wenn er auch — ich bin ihm dieſe Bemerkung ſchuldig — bisweilen ganz geſunde und kräftige Gedanken gegen uns „Güs" ausſprach.

Eine gar würdige und menſchenfreundliche Erſcheinung war dagegen unſer Herr Biſchof. Er machte nicht nur den Eindruck eines liebenden Vaters und wohlwollenden Menſchenfreundes, auch hatte er an der Muſik eine große Freude und fand ſich darum gern und oft in Doktor v. Eckſtein's muſikaliſcher Familie ein, wo er am liebſten Männerquartette mitſang, hielt mit ſolcher

auch ein eigenes muſikaliſches Kränzchen. Ich denke, der reine Sinn für harmoniſche Klänge hat ihn ſchon auf Erden dem Himmel ein wenig näher gerückt.

Auf Verlangen der Geiſtlichkeit wurden mir bisweilen die Soli einiger Meſſen übertragen. Kirchenmuſiken zu ſingen macht einen unbeſchreiblich wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth; man entrückt dabei den Sinn all' jenen Allegri, Agitati und Furioſi weltlicher Leidenſchaften und empfängt aus den frommen, ſanften Weiſen einen erhabenen, himmliſchen Frieden.

Die Begleitung des Orcheſters war gut und leiſtete oft ſogar Vorzügliches, denn es wirkten meiſt ausgezeichnete Dilettanten aus aufrichtiger Begeiſterung für die Sache mit.

Der alte Kapellmeiſter Cibulka dirigirte die Meſſen; während Herr Urbany, ein fleißiger und ſehr geſchickter Mann, die Opern dirigirte. Erſterer ſoll — etwa gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — nicht nur als Sänger, ſondern auch als Componiſt in Prag ſehr beliebt geweſen ſein. Er kam dann nach Peſth, wo er die Direktion des Theaters übernahm und die Opern, wie mir erzählt wurde, Anfangs noch am Flügel accompagnirte. Doch bildete ſich unter ſeiner Leitung bald ein ganz vortreffliches Orcheſter.

Seine junge Frau, eine liebenswürdige und ſehr brave Sängerin, hat er von ſeinem Notenpult immer ſcharf im Auge gehabt. Wenn ſie bei ihrem Erſcheinen auf der Bühne nicht, wie er es erwartete, ſofort in den Vordergrund trat, ſo winkte er ihr mit dem vierten Viertel des Taktes durch ſeinen Dirigentenſtab, vorzukommen; gehorchte ſie nicht ſogleich, ſo ſchlug er auch das erſte Viertel laut auf ſein Pult hin. Wollte er, daß ſie mehr nach der rechten Seite treten ſollte, ſo ſchlug er das zweite Viertel dahin weit aus; ſollte ſie zur Linken kommen, ſo winkte er ihr mit dem dritten Viertel nach jener Seite hin. Einmal war die gute Frau zu einem Gaſtſpiel nach Prag eingeladen.

War es nun, daß ſie aus Beſcheidenheit jene Stadt meiden wollte, oder fürchtete ſie ſich nur vor den originellen Scenen mit dem Herrn Gemahl — kurz, als ſie in Brünn angekommen waren, ſuchte ſie ihn zu bereden, doch ja mit ihr wieder nach Peſth umzukehren. Der Herr Kapellmeiſter gerieth aber darüber in einen ſo gewaltigen Harniſch, daß er ihr allerlei Kraftkapitel im Feldherrnſtyl diktirt haben ſoll, denen ſie ſich augenblicklich gehorſamſt fügte. Nachts aber, als ſie ſchon längſt zur Ruhe gegangen waren, da fiel es der guten Frau wiederum ein und ſie dachte, du ſollteſt doch noch einmal anbandeln von wegen der Umkehr nach Peſth, vielleicht verſpricht er's jetzt. — Der Kapellmeiſter aber ſpringt mit gleichen Füßen von ſeinem Lager herab, kleidet ſich an, zieht auch die Stiefeln an, ſetzt den Hut auf und ſtellt ſich mit folgenden Worten vor die erſchrockene, tief in die Kiſſen ſich verbergende Frau hin: „Glaubſt du etwa, ich ſei nicht der Mann, der etwas durchſetzen kann? (die Frau verſuchte etwas hervorzuſtottern) ſtat (ſtill) biſt jetzt; wann d' nit mit willſt, ſo bleib da. Mich ſiehſt aber nit mehr wieder." Die gute Frau hatte, wie begreiflich, nun nichts Eifrigeres zu thun, als ihn zum Dableiben zu bewegen. Am andern Morgen reisten ſie nach Prag ab.

Später theilte er mit dem in Peſth ſehr gefeierten Tenoriſten Babnigg das Direktorium des dortigen Theaters. Babnigg ſollte nun bei dem Gaſtſpiel eines Tenoriſten, der den Tamino ſang, den Mohren in der Zauberflöte übernehmen, den aber Sibulka, der ihn bisher geſungen, nie aufzugeben geſonnen war, ſo lange er noch Athem habe. Babnigg ſtand als Mohr auf dem Zettel — das konnte der gute Kapellmeiſter nicht überwinden. Er verließ am Abend während der Vorſtellung ſein Notenpult (das der Conzertmeiſter ſogleich einnahm, um jedes Hinderniß zu vermeiden), kleidete ſich heimlich als Mohr an und als das Ritornell zum Terzett: „Du ſeines Täubchen nur herein" begonnen

hatte, eilte Babnigg mit der Pamina zur Thüre herein, während Sibulka von der entgegengesetzten Seite aus der Coulisse mit denselben Worten hervorstürzte. Man kann sich die Ueberraschung und den Jubel denken. Babnigg wollte abtreten und dem alten Mann seine Freude lassen, aber das Publikum ruhte nicht, bis er wieder erschien, und da der Mohr nicht wohl von zwei Sängern gesungen werden konnte, so verließ Sibulka wehmüthig das Haus; und doch blieb er so beliebt, daß man die Leute von ihm nicht nur mit lachenden Gesichtern, sondern auch mit größter Hochachtung reden hörte.

Es ist doch eine eigene Sache um einen bestimmten Beruf. Sobald man sich nur ein wenig in der lieben freien Natur erholen oder unter Menschen zerstreuen will, gleich verfolgt einem der Gedanke an die Arbeit. Es war darum auch unter Vergnügungen und Zerstreuungen meines Bleibens nie sehr lange und die gute Mutter sagte oft: „Du hast eigentlich gar nichts von deinem bisserl Leben, als daß da Einer oder der Ander dir mit den Händen zuklatscht; wobei du aber immer nicht sicher bist, thut er's aus Verstand oder aus Unverstand.“ Darüber nachzugrübeln unterließ ich fein, ist es ja doch genug, wenn sie das von Herzen thun; und damit sich keiner, — wenn es auch aus Unverstand, nur aber in wohlwollender Absicht geschehen wäre, — seines Beifalls zu schämen braucht, sollte man ja schon deßhalb recht fleißig sein. Neben diesen harmlosen Freuden gibt es aber leider auch Erfahrungen, die schon geeignet sein könnten, einem die Kunst ganz und gar zu verleiden. Es gibt Zuhörer, die das Wesen des Künstlers nur äußerlich zu erfassen wissen, sich nur von seinem Aussehen, seiner Stimme u. drgl. bezaubern lassen. Es gibt freilich auch solche, die sich in seine Leistungen tiefer hinein

fühlen und in dem geiſtigen Element, das ihn belebt, erwarmen und begeiſtert werden. Es gibt Andere, die davon ebenfalls ein wenig verſpüren, nur ſich leider für ſehr klug halten und nur bisweilen etwas zu ſchwerfällig ſind, um ſich ſo ohne weiteres fortreißen zu laſſen; ſie lieben es, nach eigner Elle die Vorzüge des Künſtlers auszumeſſen, um ſich damit vor den Leuten wichtig zu machen, — wäre es ihnen um die Sache und um ein redliches Urtheil zu thun, warum ſagen ſie es dem jungen Künſtler nicht unter vier Augen, damit er verbeſſere und nachhelfe, wo nachzuhelfen möglich iſt? Dann gibt es Kunſtprotectoren, die — um Nebenzwecke zu erreichen, — mit unbeſchreiblicher Zartheit alles Mögliche beſchönigen und herausheben und denen beſonders an einer Künſtlerin Alles ſehr wichtig zu ſein ſcheint, nur nicht eben das Kunſtſtreben. Und auch an ſolchen fehlt es gar nicht, die mit all ihrer Begeiſterung und Urtheilsfähigkeit doch zu keinem andern Zwecke ins Theater gehen, als ſich die Zeit vertreiben zu laſſen, und ihren ſubjectiven Augen und Ohren gütlich zu thun; ſie ſind es, die hinterher, trotz all ihrer Entzückungen, ebenſo ſchnell den ſchmutzigſten Zoten zujauchzen. Dann kommen die Recenſenten, — jene redlichen Männer, die ſich Mühe geben, und ſich zu unterrichten ſuchen, um durch ein gebildetes Urtheil ihr Brod nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu erwerben, und jene Schamloſen, die mit Schimpfen und Kritteln nur Geld, Geld und immer nur Geld zu erpreſſen bemüht ſind. Ich habe mich nun weder von jener Klaſſe von Kunſtprotectoren, noch von dieſer Art Kritiker tragen oder einſchüchtern laſſen, wenn ſie mir darüber auch bitterböſe geworden ſind. Es kam nicht ſelten vor, daß ſolche Leute ſich ohne alle Umſtände Geld von mir erbaten; in München drohte mir der Redakteur einer vielgeleſenen Zeitſchrift ſogar, wenn ich ihn nicht augenblicklich mit ſechs Louisd'or bedenke, ſo würde er alle meine Fehler der Welt aufdecken. Ich ſchrieb ihm zurück, er möge es doch ja thun, um die Menſchen von ihrem unvernünftigen

Enthusiasmus zu heilen; ich aber, im Bewußtsein all meiner Schwächen und Gebrechlichkeiten, könne ihm schon deshalb die sechs Louisd'or nicht schicken, damit er nicht veranlaßt sei, in Zukunft erst hinter einer goldenen Brille meine kleinen Vorzüge aufsuchen zu müssen. Er sah sich ein wenig vor, und machte nur beiläufig einige scheelsüchtige Bemerkungen über das tolle Herausrufen, Ständchen- und Fackelzügebringen u. s. w. Welche Macht aber haben solche Herren einem armen Geschöpfe gegenüber, das nicht so glücklich ist, von den Zuhörern in so auffallender Weise beschützt zu werden. Können sie dem guten Kinde nicht auf lange Frist das Zutrauen des Publikums, das der Intendanzen und ihren eigenen Muth benehmen? Es gibt ja leider viel mehr Leute, die kein eigenes Urtheil haben, herumhorchen, was andere sagen, nachbeten, was in den Zeitungen steht und ihr eigenes Gefühl, das sie meist viel richtiger leiten würde, darnach stimmen lassen, als solche die ihre Meinung vor Jedermann zu behaupten wissen. Ich habe aber noch keinen Künstler gesehen oder gehört, bei dem man nicht über dies und das ein Auge, und dieses bisweilen sogar sehr gründlich, hätte zudrücken müssen; hab aber auch schon manche scharfsinnige Beurtheilungen gelesen, darin die Herren Verfasser bei den Leistungen berühmter Leute, und bei gewissen Verhältnissen, in denen sie unter ihnen gestanden, ein gleiches zu thun nicht für gut befanden. Das allerbeste ist darum wohl, daß der Kunstjünger von alledem noch nicht viel weiß und wenn er derartige Erfahrungen macht, sie abzuschütteln und zu vergessen sucht, um sich für eine idealere, schönere Welt frisch und frei zu erhalten.

Wenn ich mich bei den Umrissen zum Romeo (dem nunmehr die zur Medea folgen sollen), über das Wesen der Gesticulation und über die angemessenen und mannigfaltigen Nüancirungen des Gesanges nicht ausführlicher verbreitet habe, so möge man mich keiner allzugroßen Flüchtigkeit und keiner Bequemlichkeit be-

ſchuldigen. Schriebe ich hier eine Geſangſchule oder eine Schule für plaſtiſche Mimik, ſo würde ich meine geſammten Schulkenntniſſe und praktiſch erprobten Erwerbniſſe in beſtmöglicher Ordnung gründlich ausarbeiten und nebenher über die eigene Auffaſſung und Behandlungsweiſe mehrerer von meinen Parthien Rechenſchaft ablegen. Ich würde Analyſen und anſchauliche Erläuterungen zu geben ſuchen und beſtmöglichſt zu beweiſen mich befleißen, daß Dieſes mehr dem epiſchen oder tragiſchen Styl des Vortrages angemeſſen iſt, Jenes mehr dem der Converſation oder des Geſprächs, in Dieſem die Vollkommenheiten, in Jenem die Mängel und Schwächen beider beruhen. Alles das aber gehört nicht hieher und würde dem Leſer vielleicht wenig Unterhaltung gewähren. Da indeß ein Jeder weiß, daß der Mechaniker von ſeinem Handwerk, der Landmann von ſeiner Wirthſchaft, der Arzt von ſeiner Praxis am liebſten redet, weil er darin am meiſten gearbeitet und Erfahrungen geſammelt hat, ſo wird man es, hoffe ich, auch mir nicht verübeln, daß ich mich der Freude an der Schauſpielkunſt nicht ſchäme und in dankbarer Erinnerung zu ihrer Ehre einige Blättchen hinſtreue. Iſt ſie doch ſo ſchön, und von Künſtlern wie von Laien ſelten genug mit jener Liebe, mit jener unerſchütterlichen Begeiſterung gepflegt und anerkannt worden, die ihr gebührt. So manche mit glänzenden Mitteln begabte Talente vergeſſen es leider allzuoft, wie ſie nur durch ein von Fleiß und unermüdlicher Strebſamkeit geläutertes Gefühl ihr die edelſten Erzeugniſſe abringen können. Wie es z. B. der talentvolle und gebildete Maler und Plaſtiker ſofort weiß und beurtheilen kann, durch welche Linien er eine einfach anmuthige oder eine majeſtätiſche kühne Geſtalt, durch welche er eine linkiſche, bäuriſche, eine ſteifſtarre Figur zu bilden hat, eben ſo muß auch der dramatiſche Künſtler ſich darüber unterrichten, wodurch er Majeſtät und Würde, Kühnheit, Energie, Mannigfaltigkeit, Einfachheit, Anmuth, Angemeſſenheit und Präciſion ausdrücken kann.

Er muß ſich ferner unterrichten, wie er die entgegengeſetzten Mängel, — Steifheit, zweifelhafte oder furchtſame Bewegungen, Blödigkeit, welche nichts wagt und keine große Wirkung erzeugt, Schwäche und Unentſchiedenheit, Einförmigkeit und Monotonie, Affectation oder Ziererei, Linkheit oder das Gemeine, das Unſchickliche oder auch die widerſprechenden Bewegungen — da, wo ſie nicht eben erforderlich ſind — vermeiden muß. Alles das wird ein bloßes Talent nicht ſofort mit völligem Bewußtſein unterſcheiden können, ehe es ſich nicht an den gründlichen Anleitungen erfahrener Denker erwärmt hat; es iſt unſäglich thöricht, zu rathen, ein Genie müſſe Alles aus ſich ſelbſt ſchaffen, nicht erſt an Andern ſich auferbauen. Der dramatiſche Künſtler muß faſt noch weit mehr darüber im Klaren ſein, was er geben will, als der Dichter, der Componiſt und Maler, die ihre Entwürfe und Skizzen vor ſich haben und daran nach Belieben ändern und beſſern können; der Sänger und Schauſpieler hat es nicht nur mit dem zu thun, was der Dichter oder der Componiſt als feſte Begrenzung ſeinen Gedanken vorſchreibt; er hat es auch mit ſeinen eigenen Empfindungen und obendrein mit einer phyſiſchen Natur zu thun, die ſchwerer zu bewältigen iſt, als die geiſtige Leichtigkeit der Gedanken. Wer nun aber nicht beim A, nämlich bei ſich ſelbſt anfängt, um ſein Organ, ſeine phyſiſchen Werkzeuge, ſeine Phantaſie, ſein Gefühl, ſein geiſtiges Verſtändniß, bis zum O auszubilden, wie kann der es ohne das tiefſte Erröthen wagen, an ganzen Erſcheinungen ſich zu vergreifen. Muß er es nicht mit Bangigkeit ſich ſelbſt geſtehen, daß er den Gedanken des Dichters oder des Compoſiteurs nur als Schlepptau anhängt, ein aber auch nur halbwegs würdiger Repräſentant ihrer Gefühle und Gedanken ſein kann? Wer Alles den plötzlichen Eingebungen des Talentes überläßt, der hat es freilich leicht. Jedermann weiß aber, und wird es unſchwer begreifen, daß ein und derſelbe Gedanke durch hundertfältige Veranlaſſungen eine eben ſo große

Zahl von Gemüthsſtimmungen hervorzurufen geeignet iſt. Z. B. es ſtünden die Worte vorgeſchrieben: O Herr, erhöre meine Bitte! Wie meint man nun, daß dieſe Worte ausgedrückt werden ſollten? Das iſt ein Kinderſpiel, denkt das Talent; wenn es vorgeſchrieben ſteht, wer der Mann oder die Frau iſt, die das zu ſagen haben, ſo findet ſich das Uebrige von ſelber. Der ernſtere Genius aber, der das Talent bildend begleiten ſoll, meint denn doch, daß es etwas mehr als Kinderſpiel ſei. Ein frommer Prieſter, der Gott um Schutz für ſeine Gemeinde anfleht wird dieſe Worte allerdings in Ton und Geberde anders ausdrücken als ein Vater, der in bitterer Noth das Letzte, was er noch zu geben hat, unter die Seinigen vertheilt, ihre Zukunft aber der Hülfe des Erbarmers empfiehlt. Anders eine Mutter, die ihre geliebten Kinder nach langer Entbehrung wieder zu ſehen hofft; und wieder anders die junge Braut, die ihrem Herzliebſten entgegen ſieht. Allein, ob dieſer Prieſter demüthigen und ergebenen Herzens oder durch innere Bedrängniſſe mit geſteigertem Ausdruck bitten muß, ob dieſer Vater, gebeugt vom Kummer oder voll Muth und Vertrauen zum Ewigen blicken würde, ob dieſe Mutter mit harmloſer Freude oder mit wehmuthsvoller Sehnſucht jene Worte ſagt, und ob dieſe Braut ſanften oder leidenſchaftlichen Herzens bittet: darüber heißt es ſich im Texte genauer umzuſehen, und hat das Gefühl uns darüber den Aufſchluß gegeben, hat das geiſtige Auge und Ohr uns den Ausdruck der Stimme, wie den der Geſtalt vorgezeichnet, ſo gelangen wir doch nur dann erſt zur vollkommenen Darſtellung, wenn wir uns über die Mannigfaltigkeit, die Vollkommenheiten und Schwächen dieſer Darſtellungsmittel mit kritiſcher Gründlichkeit unterrichtet haben.

Es iſt mir ſchon vorgekommen, daß irgend ein vortrefflich unterrichteter Fidelio in ſeiner Arie am Schluß des Adagio's ſich hinreißen laſſen konnte, einen mindeſtens zehn Sekunden langen Triller zu produciren. Der Triller kann für den Ausdruck der Freude ſich

wohl erheben, er kann auch im Schmerz — allein hier nur in pp. — gleich dem perlenden Hinzittern der Thränen in gewissen Musiken allenfalls angewendet werden. Wie man es aber dahin bringen kann, die fromme gottvertrauende Seelenstimmung einer Leonore in diesem erhabenen, von allem musikalischen Flitter so rein gehaltenen Musikstück durch einen Triller zu verschnörkeln, das kann wohl kein vernünftiger Mensch begreifen, und doch hätten vielleicht die Meisten nicht applaudirt, wäre dieser Triller nicht gehört worden. Ein Beweis, daß es unter den wohlunterrichteten Künstlern vielleicht auch solche gibt, die nicht etwa aus Unwissenheit fehlgreifen, — eher vielleicht aus Ironie, um dem Kunstsinn und Geschmack ihrer Zuhörer auf den Zahn zu fühlen. Das Publikum hat viel dazu beigetragen, daß in den modernen Musiken die Fermaten eine Länge bekommen haben, als hätte der Componist darin für sich und seine Sänger einen Bettelbrief an das Publikum niederschreiben wollen, aber gewiß einzig und allein nur darum, weil ohne dies Ausstreuen von Weihrauch die linke Hand es gar nicht wissen lassen würde, was die Rechte zu thun willens ist. Wie kann aber, neben solchen Irreleitungen, ein junges Talent sich frei und aufrecht erhalten? Nur allein dadurch, daß ihm die Sache heiliger sei, als der Beifall. Man kommt übrigens ganz glücklich durch, auch wenn man sich keiner so auffallenden Reizmittel bedient.

Medea.

Ich muß die Bemerkung voranschicken, daß es mir weder gelungen ist, das Buch, noch den Klavierauszug dieser Oper aufzutreiben, ich also nur daran mich halten kann, was mir seit 18 Jahren, da ich diese Parthie sang, in der Erinnerung geblieben ist. Ich denke indeß, daß meine Erinnerung noch einige Frische bewahrt hat.

Brave Männer machen brave Frauen, ſo ſagt ein altes Sprichwort. Wie aber hätte Jaſons Bravheit ſich eines ſolchen Ruhmes erfreuen dürfen, da er durch die ſeinige wohl keiner Frau, geſchweige denn einer Medea Scheu einflößen mochte. Wir wiſſen es freilich aus der Mythologie, daß er die feuerſpeienden Stiere des Vulkan vor einen Pflug ſpannte und mit ihnen vier Morgen Landes ackerte, daß er die Drachenzähne ausſäete, welche Minerva dem Könige Aetes, Medeens Vater, geſchenkt hatte, und die daraus erwachſenden bewaffneten Männer bekämpfte, daß er das goldene Vließ eroberte, welches von einem Drachen bewacht wurde. Aber wir wiſſen auch, daß es Medea war, die ihn durch eine Salbe unempfindlich gegen das Feuer jener Stiere machte, die ihn Steine unter jene bewaffneten Männer werfen hieß, worauf ſie einander ſelbſt angriffen und tödteten, die den hütenden Drachen einſchläferte. Sie war eine kluge Zauberin und ſie ſoll zuerſt ihre Künſte nur in Gutem ausgeübt haben. Da kam Jaſon mit den Argonauten nach Kolchis, wo Medeens Vater König war. Sie ſahen einander, und leidenſchaftliche Liebe bemächtigte ſich ihrer. Medeens Vater war König in Kolchis; ihm gehörte das goldene Vließ, und Jaſon, der gekommen war, ihm den Schatz zu nehmen, befand ſich in bedenklicher Lage; Medeens Liſte und Künſte waren es, die ihn zum Ziele führten. Sie entfloh mit ihm, der das Vließ heimführte. Sie brachte ihn mit andern Künſten in den Beſitz der Theſſaliſchen Burg, wo Pelias ſaß, der Jaſons Vater vom Throne geſtoßen und ermordet hatte, und rächte ſich auf entſetzliche Weiſe an dem Mörder. Sie ging dann mit ihm nach Korinth und lebte zehn Jahre lang als rechtmäßige Gattin ihm zur Seite. Drei Söhne hatte ſie ihm geboren. Da verliebte ſich Jaſon in Glauke (in der Oper wird ſie Dirce genannt) die aufblühende Tochter Kreons, des Königs von Korinth, und beſchloß, dieſe zu heirathen und ſeine bisherige Gattin zu verſtoßen. Nachdem der Vater eingewilligt und den Tag

zur Hochzeit beſtimmt hatte, ſuchte Jaſon Medea zuerſt zu bewegen, daß ſie freiwillig auf die Ehe verzichte; er wolle die neue Ehe nicht ſchließen, als wäre er der frühern Verbindung überdrüſſig, ſondern nur, um für ſeine Kinder eine Verwandtſchaft mit dem Königshauſe anzuknüpfen. Medea aber rief zürnend die Götter zu Zeugen ſeiner Schwüre; Jaſon achtete ihre Vorwürfe nicht und vermählte ſich mit des Königs Tochter, worauf Medea aus Korinth verbannt wurde, doch noch einen Tag zur Ordnung ihrer Abreiſe erhielt. Während dieſer Zeit ſetzte ſie alle ihre Zauberkünſte in Bewegung: ſie ſchickte ein Kleid der jungen Braut, das, ſobald dieſe es anzog, ein unauslöſchliches Feuer verurſachte, in dem auch Kreon unterging und welchem Jaſon nur mit Noth entkam; darauf mordete ſie ihre und Jaſons Kinder und entfloh auf einem Drachenwagen in die Luft.

Hatte ſich Medea als eine dem Dienſt der Nemeſis Ergebene gezeigt; dem unmannhaften Jaſon gegenüber, den zu retten und zu beſchützen ſie keine Opfer geſcheut, und der nun durch Sophiſtereien den neuen Schritt als eine aus politiſchen Gründen ihn drängende Nothwendigkeit darzuſtellen ſich bemüht, wird ſie zur völligen Eumenide. Es iſt das in der griechiſchen Tragödie des Euripides noch mit gedrängterer Flammenſchrift in Worten und Gedanken ausgeſprochen, als es in der Oper geſchehen konnte, wenn auch hier wiederum in dem majeſtätiſchen Fluge der Muſik, die Leidenſchaften wie verheerende Meteore über Jaſons Haupt und dem Gange der Handlung zuſammenſchlagen. Cherubini, wie ich ſpäter bei meinem Beſuch in Paris bemerkte, ſprach kein deutſches Wort; er kann alſo nichts dafür, daß hie und da die Diction des Ueberſetzers mit dem muſikaliſchen Accent bisweilen nicht ganz übereinſtimmend lautet; er componirte die Oper mit franzöſiſchem Text. Gleichwohl thut die Ueberſetzung dem Werthe der Muſik keinen Schaden; und rückt in dem reichhaltigen Dialog, der mir zugetheilt war, Medea nicht immer in ſo geharniſchten

Worten und mit ſo ſcharf zugeſpitzten Zungenpfeilen gegen Jaſon ins Feld, wie das bei Euripides in ſo hoher Vollendung der Fall iſt, ſo ſchimmerten hier wiederum, in jener ernſten Scene mit Jaſon, weiblichere Züge des Gefühls, einzelne Lichtblicke von Hoffnung, von Vertrauen auf Jaſons Reue und ſeine Umkehr zur Pflicht hindurch, denen er ſchroff genug entgegentritt und das gekränkte Weib nur noch mehr zur Empörung ſteigert.

Es gewährt unendliche Luſt bei Aufſtellung tragiſcher Geſtalten, das eigene Talent und Gefühl nach phyſiſcher Wahrheit ringen zu ſehen. Bei antiken Erſcheinungen wird das Intereſſe dadurch noch vermehrt, daß uns hier eine ungewohnte Bekleidung durch den weiten Schleier oder Mantel hindernd in den Weg tritt. Wollten wir es uns dabei freilich ſo bequem machen, wie es bei den franzöſiſchen und italieniſchen Tragödienſpielern meiſt der Fall iſt, ſo wäre die Arbeit bald aus dem Wege geräumt. Man brauchte ſich nur à la Juno oder à la Ceres, oder wie ſonſt eine antike Dame die Gewänder mit tauſend Stecknadeln zurecht ſtyliſiren laſſen; ſie bleibt in beſter archäologiſcher Ordnung, wie heftiger Seelenkampf auch eintreten, wie bitterlich ſich der Acteur darunter grämen mag.

Ich habe eine ſehr berühmte Dame geſehen, die, um den Zuſchauern einen Begriff von dem zerrütteten Zuſtande ihres Gemüths zu geben, im Coſtüme einer Römerin (welches das einer Griechin ſein ſollte) ein paar lange fliegende Sammtbändchen mit flimmerndem Bleiſchmuck an ihren Armen hinabhängen ließ, ein Mittel, wodurch allerdings das Beben, Zittern und Schütteln der Seelenzuſtände deutlich genug ins Auge fallen mußte; während ich, als Deutſche, mir freilich keinen Begriff davon machen konnte, wie eine Frau bei ſo oft ſich wiederholenden hochfliegenden Nervenleiden nicht auch *ohne* Gift bis zum Schluß des Stückes zu Tode gemartert wurde.

Es war mir das bei Medea, ſo wie ſpäterhin bei Norma

und allen antik gekleideten Frauen, doppelt intereſſant, daß hierbei, im Laufe der dramatiſchen Entwicklung einer Darſtellung, das äußere Bild den innern Zuſtand durch eine bei weitem fühlbarere lebensvollere Plaſtik entfalten durfte, als es in ſteif zurecht geformter Umhüllung möglich zu machen wäre. Gerade darin lag für mich ein unwiderſtehlicher Reiz, daß in jenen, eines aus dem andern ſich gebärenden Bildern, ſowie in der Modification des Geſanges oder des Dialoges, nirgend etwas Gemachtes und Geſuchtes fühlbar werden durfte, Jedes vielmehr nur der Träger des aus der Seele quellenden Gehaltes ſein ſollte, und doch, — wie Vieles muß man zurechtmachen und zuſammenſuchen, bis es das wird, was es ſein ſoll. Wer ſich darauf verläßt, daß ihm alles das auf der Bühne erſt und nur ſo von ſelbſt kommen müßte, der wird verlaſſen genug ſein; dort empfängt man nichts, als höchſtens eine gütige, aber auch oft nur eine unbewußte Anerkennung deſſen, was man mitbringt. Wohl dem, der immer mit vollen Händen zu geben hat. Um aber ſeine eigene Begeiſterung vor einem inneren Bankerott zu bewahren, iſt es ein für allemal das beſte, wenn man ſich höheren Grundſätzen fügt. Dieſe erwärmen das Talent weit inniger, als ſelbſt die blendendſten Sonnenſtrahlen eines plötzlich aufleuchtenden und oft auch ebenſo ſchnell verſchwindenden Beifalls.

Medeas Eiferſucht und die fürchterliche Rache, die ſie nimmt, iſt Gegenſtand der gegenwärtigen Oper. Beim erſten Aufzuge erſcheint die junge Braut Dirce von einem weiblichen Chore umgeben, der ſich bemüht, durch freundliche Weiſen die dunklen Ahnungen und beängſtigenden Traumbilder, von denen Dirce gequält wird, zu zerſtreuen; ſie wendet ſich zu Hymen, flehend um deſſen Segen und bittet, daß er die Zauberin, die Jaſons Herz durch feile Liſt nur errang, für ewig von ihr ferne halten möge. Dann erſcheint Jaſon mit den Zeichen ſeiner tapfern Thaten, die der Chor mit den Worten ihr anbietet: „Nimm ſie an, theil mit

ihm alle Frucht ſeiner Saaten, und ſchmücke dich mit Kolchis goldenem Kleid.“ Jaſon freut ſich ſeiner herrlichen Lorbeeren, meint aber doch, daß es ſchöner wäre, wenn ihn auch aus Paphos Myrthenhaine ein Zweig umſchlänge und ihn hier, wie dort, Sieg umkränzte.

Dirce ſchauert zuſammen bei dem Namen Kolchis, und äußert mit angſtvoller Beſorgniß, daß Medea von dorther ſtammend auch wohl — dränge der Hochzeitsjubel dahin — blutigen Haß erſinnen und ſchnell wie ein Blitz ſich naben und Land und Volk verderben könne. Jaſon beruhigt ſie, indem er den neuen Liebesfreuden mit aller Zärtlichkeit entgegenſieht, und ſchwört es laut, daß er für und für Dircen angehören werde. Schmäht nun auch wacker auf Medea, worüber die Geliebte eine große Freude empfindet und ihren Helden zärtlich umſchlingt. Kreon, König von Korinth, Dirces Vater fordert die Liebenden auf, nach oben zu blicken und die Götter um Gerechtigkeit anzuflehen. „Sie, die der Menſchen Glück mit hellen Augen ſehen, ſie werden in Gefahren auch euch zur Seite ſtehn!“

Nun wenden ſich Jaſon, Dirce und der Chor bittend und flehend an die Götter, Hymen und Amor werden angerufen, aber es erſcheint — Medea. Ich habe ſie weder durch verſtellte Demuth (wie dieſes bei Euripides deutlicher ausgeſprochen und der Situation, in der ſich jene befindet, auch wohl angemeſſner iſt), noch gebeugten Sinnes vor Kreon und der übrigen Sippſchaft erſcheinen laſſen. In einen weiten Schleier verhüllt, trat ſie in hochgetragener Haltung mit ein paar raſchen, doch nicht etwa kleinlichen Schritten in die Scene. Den Schleier zu aller Entſetzen in freiem Zuge zurückſchlagend, blieb ſie, als wäre der Engel des Gerichtes in ihr, unerſchrocken in der Mitte der Bühne ſtehen und läßt Kreons Zorn in der Arie: „Zittre du! Fliehe weit! fahre nieder zur Hölle!“ ruhig an ſich abgleiten. Auch der Chor, der vor ihrem entſchloſſenen Ausſehen und dem durchbohrenden Blick,

mit dem ſie Jaſon allein forſchend und prüfend im Auge behält, ruft zwar mit Entſetzen ſich gegenſeitig zu: „Götter! Götter! treibt ſie fort!“ allein keiner wagt ſich an ſie heran, vielmehr ergreifen alle die Flucht. Da ſie nun Jaſon allein, in ſich verſunken, nur manchmal ſcheu nach ihr hinblickend zurückbleiben ſieht, entfeſſeln ſich auch die Fühlfäden ihres gequälten Herzens, und ſie nähert ſich ihm in der ſie überwältigenden Hoffnung, er werde zur Pflicht zurück kehren. Mit faſt gerührtem Gefühl der Dankbarkeit für ſeine, wie ſie meint, aus tiefſter Ferne noch einmal aufleuchtende Treue ſagt ſie die Worte: „Du bleibſt Jaſon? folgſt den Andern nicht? Du ſiehſt nach mir und willſt mich doch nicht ſehen, in deinem Innern wogt ein großer Kampf, der Kampf der alten und der neuen Liebe!“ Er gibt aber zu verſtehen, daß er nur für die neue Liebe erglüht ſei. Sie hört das in ihrem blinden Wahn gar nicht und erinnert ihn an die ſchöne Zeit, „da ſie zuerſt auf Kolchis ſich gefunden,“ an die Seligkeit, „mit der ſie Liebe dort umwunden.“ Worauf er ſich mit den Worten abwendet: „In Nacht verſchwunden liegt fern mir die Vergangenheit.“ Nun folgt Medea's wunderbar rührende Arie, die ich nie ſingen konnte, ohne daß mir die Augen dabei wiederholt übergingen:

„Sieh die Gattin vor dir,
Die Mutter deiner Söhne,
Sieh mich kämpfen mit Gram! Sieh meines Kummers Thräne,
Die Verlaſſne ſieh hier, die Flüchtige, die Verbannte!“ ꝛc.

Jaſon aber hat kein Ohr mehr für dieſe Klänge, für die rührenden Bitten und Leiden der Mutter ſeiner Kinder; im Gegentheil, je inniger ſie ſich zu ihm wendet, deſto widerwärtiger wird ſie ihm, denn alle ſeine Gedanken jagen nur der Befriedigung einer neuen Leidenſchaft entgegen, und er gebietet ihr, Korinth zu verlaſſen, weil es das Volk und der König ſo verlange; Dirce aber werde er morgen die Seine nennen. Da ſchauert Medea in ſich zuſammen, als ſei nun der letzte Lebensfunken des immer noch

aus der Ferne ihr entgegenſchimmernden Liebesglückes für ewig erloſchen. Auflodernd in ſtrafendem Unmuth über den muthwilligen Frevler, der ihr für alle Liebe und alles Vertrauen nichts weiter als nur noch eine lügenhafte Fratze entgegenzuhalten vermag, umkreiſelt es ihr ganzes Weſen, und wie ſich etwa ein heftiges Gewitter immer ſchneller über unſrem Haupte zuſammenzieht und durch mächtiges Blitzen und Donnern entladet, ſo befreit ſich auch in immer ſteigenderer Leidenſchaft die von Schmerz und Zorn durchwühlte Bruſt. Zuerſt in folgenden Worten:

„Wohl ſchmücke ſchön die Zukunft dir,
Nimm von dem Baum des Lebens alle Früchte;
Medea naht in Rachbegier,
Daß Stamm und Wurzeln ſie vernichte."

Und nun folgt das großartige Duett mit Jaſon:

„Ihr drohet mir umſonſt! Ihr tobt in wildem Grimme;
Ich ſchwör's beim Orkus euch und ſchwör's bei meiner Macht,
Euer Bund, euer Glück ſtürzt in ewige Nacht.

Hätte Cherubini von der Oper nichts weiter, als nur dies eine Stück entworfen, Jedermann würde darin ſogleich den Urtypus der zum äußerſten gereizten Leidenſchaftlichkeit einer Medea erkannt haben. Es iſt jedoch in dieſem Finale des Drohens und Tobens ſo viel, daß Medea es ja nicht vergeſſen darf, wie auch ſelbſt die Furien Bilder hoher Schönheit werden können und den Alten geworden ſind, und daß die Seele ihres Haſſes eben doch nur Liebe, gekränkte Liebe iſt. Wenn dieſe im innerſten Centrum ihrer Leidenſchaften hindurchſchimmert, ſo wird ihre Wuth und Wehmuth, ihr Bitten und Drohen eine tiefe Wirkung gewiß nicht verfehlen.

Im zweiten Akt eröffnet ſich ein weiteres Feld, um Medea's tragiſche Größe zu entfalten; hier kann ſie, zuerſt Kreon, dann Jaſon gegenüber, durch ein Wechſelſpiel von Milde und Schärfe, bald die Gebeugte, bald die Siegesgewiſſe, bald die zärtliche

Gattin und liebende Mutter, bald aber auch die racheſchnaubende Zauberin zu hören und zu ſehen geben. Bei charakteriſchen und treffend bezeichnenden Muſiken ergeht es dem Künſtler, wie es etwa einem Untergebenen bei einem entſchieden und würdig handelnden Herren ergehen mag, man weiß, was er will, fühlt, daß er nur das Rechte will, wird fortgeriſſen, ſich ſeinem Willen zu fügen und anzuſchmiegen. Ich weiß heute noch nicht, wie es nur möglich war, daß ich als Mezzo-Sopran die hochliegende Geſangspartbie dieſer Medea zu ſingen vermochte, die denn doch nicht nur die höchſten Tonfiguren mit aller Zartheit und ineinanderſchmelzender Milde executiren, ſondern auch die größten und gewaltigſten Töne in der höchſten Region meiner Stimme erzeugen mußte. Dazu der umfangreiche Dialog, der in einer ſolchen Weiſe vorgetragen werden mußte, daß an irgend eine Erholung oder Ausruhen weit entfernt nicht zu denken war. Aber was kann man nicht Alles vollbringen, wenn Begeiſterung unſre Kräfte beflügelt. Gerne will ich jedoch glauben, daß nach ſo ernſter Arbeit nicht viele Sängerinnen ein ſonderliches Verlangen tragen mögen, und das Gros des Publikums auch nicht, denn beiden wird eine in Conſituren überſetzte Leidenſchaft immer weit beſſer munden, — das hab ich in der Norma gemerkt. Obgleich dieß Bellini's großartigſte und vollendetſte Oper iſt, ſo kann die Seberin doch auch ohne großen Aufwand von geiſtiger Thätigkeit und mimiſch-plaſtiſcher Repräſentation dennoch einen glänzenden Erfolg erleben und das anmuthige Notengequirl in den modern tragiſchen Leidenſchaften kann allerdings der Kehle des Sängers, ſowie den Ohren des Zuhörers leicht ergötzlicher werden, als der getragene Geſang in der einfach gehaltenen cherubiniſchen Medea, die uns in jedem ihrer Gedanken einen ſo tiefen, geheimnißvollen Hintergrund zeigt, daß, wer ſich vor Geiſtern fürchtet, wohl nicht gerne tiefer hineinblicken mag. Auch Jaſon wäre das vielleicht weit rührender und gefälliger vorge-

kommen, wenn Medea mit Dirce — wie Norma mit Adalgisa — einen Freundschaftsbund im Galopprythmus geschlossen haben würde, seine Sünden demüthig auf ihre Schultern genommen und ihren Nacken den Liebenden unter die Füße gebreitet hätte.

Bei Medeens scheinbarer Demuth außerordentlich befriedigt, gibt er sich während des Duettes: „Kinder ach! ewig muß ich traurend euch vergessen!“ auch ganz gemüthlich seinen, wie es ihm dünkt, so sehr gerechten und von Medea gebilligten Wünschen hin und indem er sich so freut, fließt er auch in zärtlicher Erinnerung an die alten schönen Zeiten voll Dankbarkeit über. Medea äußert heimlich triumphirend über das unmännliche Hin- und Herschwanken ihres Gemahls: „Rache ihm dem Verwegenen, schwer wird ihm mein Zorn begegnen“ u. s. f. Jason wird in seiner doppeltzärtlichen Stimmung nun in der That auch noch so höflich, daß er Medea förmlich um Entschuldigung bittet, weil er sich zur Hochzeit entfernen müsse. Und noch einmal kehrt er um und besingt die alte schöne Zeit, eilt aber, nachdem er dieß gethan und somit seine Pflicht gegen Medea abgemacht zu haben glaubt, zur Trauung mit Dirce.

Es beginnt nun das Finale, wo Medea während des Hochzeitsfestes ihrer Nebenbuhlerin, von Schmerzen gefoltert und von Planen durchblitzt, einem mit ihrem Jammer erkauften Glück seitwärts zuschauend sich birgt. Hier kann die Darstellerin, auch ohne Worte, durch ihre mimisch-plastische Sprache eine große Wirkung hervorbringen. Durch den einschneidenden Dialog, mit dem sie den frommen Chorgesang in triumphirender Freude und wiederum von Schmerzen gefoltert, abwechselnd durchbricht, kann sie eine immer höhere Steigerung und Spannung erzeugen. Der Furie gleich, die mit brennender Fackel im Hinterhalte nur den Moment erlauert, um ihre verheerende Flamme in all diese aus frechem Uebermuth aufgebauten Luftschlösser hineinzuschleudern, erwartet sie bald heimlich, bald laut triumphirend ein strafendes Gericht.

Den dritten Akt eröffnet ein Dialog von bedeutungsvoller Wirkung, worin Medea Freude über das Gelingen ihrer Rache an der Nebenbuhlerin ausspricht; dann folgt die herzzerreißende Scene mit den Kindern. Bis hieher hatte ich das tiefste Mitgefühl für den erhabenen Charakter dieser unglückseligen Frau, allein die unmenschliche That gegen die armen schuldlosen Kinder — dagegen empörte sich meine ganze Natur. Schon der Gedanke an das ahnungslose Aufblicken derselben nach ihrer Mörderin, erfüllte mich mit so überwältigender Rührung, daß sich stets mein ganzes Wesen mit Thränen in den Augen und dem Dolch in der Hand gegen diese That empörte. Zu Stuttgart waren Medeens Kinder auch so ernstlich von meinem Leiden bei dieser Handlung überzeugt, daß sie mir vor Angst und Schrecken auf und davon liefen und mich mit meinem Dolch in der Scene stehen ließen. Die Amme, ihnen nacheilend, hatte nur Mühe sie — da es nun späterhin doch geschehen mußte, daß sie sterben sollten — auf Umwegen in den Tempel zu bringen, in den Medea nach der folgenden Scene mit gezücktem Dolch hineinstürzt, um die Freveltat zu vollenden. Sie kämpft nun vorher den fürchterlichen Kampf des Zorns mit der Liebe, bald sucht ihr Auge mit brennendem Verlangen ihre Kinder, bald sieht sie siegesgewiß der Zukunft entgegen. Wie tief gedacht und tief gefühlt ist aber auch hierbei die Musik! Wenn die Natur selbst in Tönen zu klagen und zu trauern vermöchte, so könnte sie nicht rührender das Leiden des unglücklichen Mutterherzens begleiten. Der Componist hat es wohl recht innig und tief empfunden, was hieher gehört, viel inniger, als der Dichter, der bisweilen (in dem Largo in Es) dem Ausdruck der Wuth und des Zornes weit mehr Worte vergönnte, als nöthig wären und Medea leicht um einen der schönsten Momente bringen könnte, wenn diese dem Wortausdruck mehr Gehör verleiht, als der Stimme des Gefühls. Es scheint mir das gerade in diesem Largo so unbeschreiblich

rührend und kann durch die Vortragsweise in Ton und Geberde wohl nicht ergreifend genug motivirt werden, wie das gekränkte Weib, bei aller Rachgier, den Kindern gegenüber dennoch so gerne und mit allen Seelenkräften der Stimme, der Natur einen vollen Sieg einräumen möchte. Dankend wendet sie sich zu den Göttern, die beim ersten Mordversuche ihren Arm gelähmt, sie fleht um Schutz und Rettung für ihre Kinder und beschließt, daß nur der meineidige Mann und Circe fallen sollen. Aber ach, es erstirbt nur zu bald auch wieder diese sanfte Regung und dem Gedanken der Rache ihre liebsten Empfindungen opfernd, läßt sie sich durch die wilde Wuth der Eumeniden zur Gräuelthat fortreißen. Im Euripides wird Medea nicht allein aus Rachesucht gegen Jason, auch noch durch einen — wenn ich sagen darf — menschlicheren Zug von Zärtlichkeit zu diesem Frevelmord angetrieben. Die Kinder dem Hohngelächter ihrer Feinde zu entziehen, will die Mutter, da der Vater sie um ihr diesseitiges Glück beraubt, ihnen eine friedlichere Heimath durch den Tod verleihen. Auch darin zeigt sie ein menschlicheres Gefühl, als diejenige des cherubinischen Operndichters, daß sie beim Emporsteigen in ihrem Drachenwagen die Kinder mit fortnimmt, um sie mit eigener Hand im Hain der Here, wo ihre Ruhestätte vor Beschimpfung der Widersacher geschützt ist, zu begraben. In der Oper läßt sie die Kinder „in Circe's Armen" zurück; von Jason aber wendet sie sich scheidend mit einem furchtbaren Fluch.

Es tritt in diesem Operschluß die racheschnaubende Furie wohl gar zu grell hervor. Ich meine, daß Frau Medea sich, nachdem die Gräuelthat ja doch traurig genug vollzogen ist, damit begnügen sollte, ihre armen Kinder in den heil'gen Hain zu betten, wo es weder einen schwärmenden, eidbrüchigen Vater, noch eine thöricht liebende, unheilbrütende Mutter gibt.

Es machte diese Oper einen tiefen Eindruck auf das Pesther Publikum; allein so oft wie der liebende Romeo wurde sie nicht

wiederholt. Und das iſt wohl ſehr verzeihlich, da jene Liebe weit inniger das Herz erwärmen muß, als die der unglücklichen Medea und ihres — für Paphos Myrthenhain ſo ſehr ſchwärmenden Gemahls.

Auch in dieſem Jahr benutzte ich die Ferien zum Ausruhen und wir konnten uns um ſo ungeſtörter einander angehören, als im Sommer die meiſten unſerer Bekannten ausgeflogen waren. Es wurde nun zur Erfriſchung eine Traubenkur gebraucht; durch kleine Ausflüge und Reiſen erquickten wir uns recht fleißig in der lieben freien Natur.

Sapbir ſagte einmal: „Der Menſch iſt wie das wandernde Blatt (Mantis religiosa), es nimmt die Farbe der Gegenſtände an, in deren Nähe es kommt.“ Reiſen meint er, ſei ſchon deßhalb eine ſchöne Sache, „weil der Menſch Alles mitnimmt auf die Reiſe, ſeine Liebe, ſeine Freundſchaft, ſeine ſüßen Erinnerungen, ſeine Freuden, ſeine Hoffnungen, ſeinen Appetit, aber niemals ſeinen Haß, ſeinen Zorn, ſeine Rache, ſeinen Grimm, ſeinen ſchlechten Magen.“

Wir wußten von all' den hypochondriſchen Seelen- und Hirnſchmerzen noch gar nichts und zogen darum auch ganz harmlos nur in freudigen Herzenskleidern zur frommen Beſchauung der Natur hinaus, in der ich mich nicht mehr ſo gewiſſenhaft fragen mußte: Wer biſt du und was willſt du? wo man auch darüber nicht erſt nachzuſinnen braucht, warum die Sonne ſcheint und wie es kommt, daß ſie ſcheint.

Wir jauchzten vielmehr auf, wie alles in der Natur, und hätten ihr aus dankbarer Liebe nichts als Weihrauch und Opferduft bringen mögen. Aber darauf wartet die liebe Sonne gar

nicht erſt, ſondern ſie ſcheint und zwar nicht ſo intereſſirt als die Menſchen, die oft trotz alles Weibrauches ihre Geſichter dennoch kaum zu einem rechten Scheinen bringen. Dahin gehören nun meine lieben Landsleute ganz und gar nicht, denn dieſe tragen den Kopf im Herzen, darum lacht auch der ganze Menſch, — aber da, wo man das Herz im Kopfe herumträgt, ach du liebe Zeit! Wie ſchwer ſchleppen die ſich fort!

Eines Morgens gingen wir, nicht etwa nur ſo in den Tag, ſondern wollten auch bis in die Nacht hinein, dießmal auch nicht den Zigeunersleuten in die Hände, ſondern dem weit in das Land hineinflatternden Donaubande nach. Die liebe Sonne brannte immer heißer und wir liebängelten bisweilen recht ſehnſüchtig mit den hochpulſirenden Wellen des majeſtätiſchen Stromes. Doch da — ſelbſt wenn wir alle drei geſungen hätten — durch unſre Lieder weder Bäume noch Steine dazu bewegt worden wären, uns ein ſicheres Brücklein in die blaue Fluth hinein zu bauen, damit wir unſre Waſſerleidenſchaft hätten befriedigen können, auch weit und breit keine Delphinen zu ſehen waren, die uns, nicht etwa wie einſt Arion zu dem Vorgebirge Tänarus, ſondern nur nach Vörösvar getragen hätten, ſo mußten wir in unſern großen Sonnenhüten und grünſtreifigen Turnkleidern eben, ſo gut es möglich war, weiter gehen. Zu einem Weg von zwei Stunden hatten wir ſchon vier Stunden verwendet und noch galt es, zwei volle Stunden — wozu wir mindeſtens drei verwenden mußten — zurück zu legen. „Wer wird auch nur ſo gedankenlos über die ſchöne Welt hinlaufen“, ſagte die Mutter. Kam uns ein Käfer ſeltner Art in den Weg, ſo wurde förmlich Viſite vor ihm gehalten. Schon gleich anfangs, als wir an den verſchiednen Feldern, Aeckerlen und Wieſen vorüber wanderten, da ging der Mutter das Herz ſtets auf. Es traten da im Anblick der Felder ihre Jugenderinnerungen immer ſo lebendig vor die Seele, daß, wenn wir ihre landwirthſchaftlichen

Kenntniſſe alle geſammelt und im Druck herausgegeben hätten, ſie gar vielleicht Ehrenmitglied irgend eines landwirthſchaftlichen Vereines geworden wäre. Es war uns nur leid, daß wir keine Knaben, ſondern nur Mädchen waren, wir wären auf der Stelle Landwirthe geworden. Das iſt denn doch noch ein urherrlicher Stand. Am liebſten hätten wir, meine Schweſter und ich, uns vorerſt allerdings den halbblinden Gaul aus der Mutter Jugendzeit herbeigewünſcht, der uns abwechſelnd nach unſerm Ziele und alsdann wieder heimgetragen hätte. Auf der immer weiter ſich hindehnenden Strecke bemerkten wir leider — obgleich wir nie die Erziehung jener zimpferlichen Jüngferchen empfangen hatten, die weder über Feld noch über Wolken zu wandeln kräftig und geſchickt genug ſind — daß wir bei weitem eher müde wurden, als unſre kräftige und doch ſchon weit ältere Mutter. Wir lagerten uns deßhalb auch in dem erſten beſten Wald, tranken aber kein Waſſer — nicht etwa aus Furcht „dieweil darin erſäufet ſind all ſündhaft Vieh und Menſchenkind“ — ſondern, nach der Weiſung des Apoſtels Paulus, ein Schlückchen guten Wein; verzehrten auch die letzten Reſte von einem „ſchwerdahinwandelnden Hornvieh“ und ſahen inzwiſchen bald rechts, bald links, ob in den dunklen Waldpartien nicht etwa Räuber oder Zigeuner hauſen. Wir ſchauten und ſchauten, ſo bald es nur ein wenig raſchelte, aber nirgend waren ihrer zu ſehen, hätten aber doch da ſein können. Nur dann und wann umflatterte uns neugierig ein Vogel oder turnte ein Eichhörnchen die Bäume luſtig auf und ab. Wir ſtörten ſie auch gar nicht durch überflüſſiges Geplauder und erfreuten uns lautlos der Waldesruhe.

Das Bewußtſein, ſprechen zu können, iſt wohl recht erheblich. In gewiſſen Momenten aber will es einem ſogar vorkommen, als ob das Schweigen noch viel erheblicher wäre. Auch in menſchlicher Geſellſchaft, wie oft ergeht es einem da, daß man vor geiſtig überwältigenden Erſcheinungen am liebſten

ſchweigt, um das geheimnißvolle Sichentfalten einer geiſt- und gefühlvollen Seele nicht zu ſtören; wie oft geſchieht es aber auch, daß man der Eitelkeit, dem Hochmuthe gegenüber verſtummt. Langſam gingen wir weiter und kamen endlich nach 1 Uhr nach Pörösvar. Wir kehrten gleich in die erſte Bauernwirthſchaft ein und frugen, ob wir kein Mittageſſen haben könnten? Da machte der junge Bauernſohn, der ſich gerade einen Beſenſtiel ſchnitzelte, große Augen. „Oder vielleicht einen Kaffee?“ Bei dieſer Frage verſtummte er noch mehr und machte ein Geſicht, als wollte er ſagen: „Wie käme dieſer Glanz in unſre Hütte?“ wie in unſre Wirthſchaft ein Kaffee? Der Wirth, der ein wohlhabender Bauer zu ſein ſchien, war nach Raab auf dem Viehmarkt, ſeine Frau aber bei einer Hochzeit. Der Bauernhof war ganz gut beſtellt, aber was halfen dem Magen, der in der That, wie der Humoriſt ganz richtig prophezeihte, einen herrlichen Appetit in ſich verſpürte, die erfreulichſten Betrachtungen animaliſch-piteresker Ausſichten? In den Ort weiter hineinzugehen, dazu waren wir zu müde; zu eſſen und zu trinken aber gab es hier nur: Brod, Speck, Käſe, Wein und Schnaps. Die Mutter frug, ob es denn keine Eier bei ihm gäbe? „J, Eier genug!“ ob auch Butter? „freilich, heben mer genug Butter!“ aber — auch in Ungarn gibt es ſo gute Hausfrauen, die gerade dann den Schlüſſel von der Vorrathskammer abgezogen haben, wenn Andere die größte Luſt hätten, ſich etwas herauszunehmen. Der Burſche meinte, Schnaps tränken die Gäſte immer am liebſten und machte Miene uns einen zu holen. Die Mutter hielt ihn zurück und frug, ob wir nicht etwas friſchgemelkne oder auch geſtandne Milch bekommen könnten, ſie würde ſelbſt melken gehen- im Fall die Magd, die uns nur aus der Ferne umkreiste, ſich keine Zeit dazu nehmen wolle. Geſchah es nun unſern großen runden Hüten oder dem nach Erquickung ſchmachtenden Ausſehen zu liebe — der Burſch beſann ſich nicht mehr lange und

führte uns in den Stall. Dort wurden nun den Hühnern ihre Eier und den Kühen ihre vortreffliche Milch geraubt. Ein Kätzchen, das uns mit ausdrucksvollem Schweigen an der Stallthüre empfing, schien seine philosophischen Betrachtungen über die stolze Menschheit zu machen, die mit all' ihrem Witz dennoch nicht einmal von Pesth bis Vörösvar kommen kann, ohne von den Thieren sich ernähren zu lassen. Vielleicht dachte es aber auch darüber nach, wie viele Dichter und Schriftsteller es wohl geben mag, die sich schon aus den Katzen ein Honorar erschrieben haben? — Was wir uns im Stall erobert hatten, stellte die warme Mahlzeit vor; zum Nachtisch wurden Kirschen gepflückt.

Der Bauer, der immer noch nicht begreifen konnte, wie man sich nicht weit lieber an einem herzhaften Trunk aus seiner gepriesenen Flasche ein Fest bereiten mag, sah verwundert zu und wußte endlich auch durchaus nicht, was er zu fordern habe, denn dafür war von Vater und Mutter kein fixer Preis ausgesetzt. Wir durften darum geben, was uns beliebte, und ihm schien die Gabe auch sehr zu belieben, denn er lachte, so schön ein ungarischer Bauer nur lachen kann. Während wir uns nun im Garten unter schattigen Bäumen hingelagert hatten, was kam daher? O Himmel! ein Gewitter! Die Wolken wälzten sich über unsern Häuptern und unsern Plänen hin, der Wind jagte Blätter von den Bäumen und uns in die mit Fliegen und einem warmen Ofen gesegnete Stube. Was werden wir nun machen, wie nun wieder nach Hause zurückkehren? ohnehin bemerkten wir, daß an so weiten Spaziergängen unsere Füße weit entfernt kein so lebhaftes Vergnügen hatten, wie unsre Augen und unsre Seelen, die leichter ihr Durchkommen hätten finden können. Den armen Trägern unserer reiselustigen Gedanken war an weiteren Strapazen durchaus nichts mehr gelegen und sie verzichteten beharrlich auf die Reize einer, wie wir es uns träumten, italienischen Sommernacht, in der wir bei Mondscheinbeleuchtung über die

paradieſiſchen Fluren zurückzukehren hofften. Das Wetter ging ſachte vorüber und unſer Muth kam eilig zurück. Der junge Bauer wurde befragt, ob er uns wohl einen Leiterwagen mit Stroh belegt, zum Nachhauſefahren herbeiſchaffen könne, er beſann ſich nicht lange und lief in die Nachbarſchaft, um das etwa Fehlende herbeizuholen. Schneller als wir es glaubten, ſtand der Wagen mit vier nebeneinander geſpannten Pferden da, wir fragten, ob denn das vierſpännige Fuhrwerk doch nicht gar zu viel koſten werde, und ob zwei Pferde nicht auch genug wären? Der Bauer, der ſich nicht erſt auf eine Galanterie beſann, wie überhaupt die Galanterie in Vörösvar nicht nur ſo in den Tag hinein zu laufen ſcheint, ſagte uns zur Beruhigung: Nehm' ich immer vier Pferd, fohr ich a Miſt mit vier Pferd. Als er uns noch die weitere Verſicherung gab, daß er unlängſt eine ganze Geſellſchaft nach Peſchtem (Peſth) für 4 fl. W. W. gefahren habe, ſo wußten wir wenigſtens, daß die ehrliche Haut uns ganz und gar nicht übervortheilen werde. Es kam uns nun zwar keineswegs vor, als wären wir in Helios Sonnenwagen, obgleich wir vier leichtfüßige Pferde in ähnlicher Weiſe vorgeſpannt hatten. Auch die roſenfingrige Aurora, die dem Helios Roſen vor den Wagen hinſtreute, ſchien weder von uns, noch von unſerm Jüngling etwas wiſſen zu wollen. Er ließ die allmächtig lange Peitſche im weiten Schwunge um die Köpfe der Pferde in der Luft umherſchwirren und fuhr mit raſender Leidenſchaft — nicht etwa auf der Landſtraße, die freilich auch nichts von Roſen, deſto mehr aber von ungeebneten Steinen zu erzählen wußte — ſondern gar noch quer hinein durch Haide und Wald, über Stöcke und Löcher. Stroh iſt nun einmal Stroh; man hat bei ſolchem Fahren nirgend einen Halt und befindet ſich ſtets im Schweben zwiſchen Luft und Strohbündeln. Wer übrigens an einer Leber-, Lungen-, Magen- oder Herzverhärtung leidet, der laſſe ſich doch ja auf dieſe Weiſe von Vörösvar nach Peſth fahren; er braucht

ſich dann nicht erſt mit den Mitteln, von denen die Apotheker leben und manche Leute ſterben, kuriren laſſen.

Am andern Morgen überhäuften wir uns gegenſeitig mit Glückwünſchen über die glücklich zurückgelegte Erholungsreiſe und unſere noch ganzen Rippen.

Bald darauf kam der liebe Sonntag heran und das Mütterchen hatte ſich vorgenommen, uns zur Entſchädigung für die magere Reiſekoſt mit einigen extra guten Bißchen zu überraſchen. So etwas verſtand ſie, denn ſie hatte nicht umſonſt in Wien kochen gelernt. Was mir aber bei all ihren Zubereitungen und häuslichen Geſchäften ſo ehrwürdig vorkam war, daß ſie aus wenigen Mitteln etwas Köſtliches zuzubereiten und ohne ſonderliches Geſcheuche und umſtändliches Breitmachen, ſo viel Nützliches zu leiſten vermochte. Sie gehörte nicht zu jenen Frauen, die aus lauter Liebe zur Ordnung eigentlich nie in Ordnung ſind. Und doch waren unſre Kaſten, unſre Stuben, unſre Küche wie unſre Speiſekammer immer ganz gut beſtellt. Um 7 Uhr ging ſie meiſt ſchon in die Morgenmeſſe, nicht erſt dann, wann die Frauen ihre ſchönen Kleider und Hüte in die Kirche führen. Wir ordneten indeſſen die Wohnung. Eine Magd hatten wir meiſt nur im Winter, ſonſt aber nur eine „Zuſpringerin", wie man ſie in Peſth nannte. Unſer Mütterchen und wir bedienten unſre Haushaltung lieber ſelbſt und es iſt das auch, wer nicht zu kränklich, zu alt, zu familienreich, zu vornehm oder zu faul iſt, der beſte Weg um Ordnung, Freude und Friede in ſeinem Hauſe zu haben. Auch wir beide hielten dieſe Grundſätze feſt. Ich habe noch immer gefunden, daß man ſehr Vieles leiſten kann, wenn man ſich der Arbeit nur nicht ſchämt und von dem Wahne einfangen läßt, man müſſe, um andern zu imponiren, den ganzen lieben langen Tag ſich in einer Art vornehm ſein ſollenden Nimbus erhalten. Ich habe ſpäterhin bei näherer Bekanntſchaft mit den Menſchen immer mehr zu beobachten Gelegenheit

gebadt, daß ſolche Leute ſich trotz alles Zeit- und Koſtenaufwandes doch nur in ihrer ſteifen Höhe ein bischen einfältig und langweilig ausgenommen haben, ihre Diener aber nicht ſelten freche unverſchämte Perſonen waren, die den Herrn oder die Dame nach eigner Pfeife tanzen ließen. Kam unſer Mütterchen aus der Kirche, ſo wurde ſie feſtlich in der reinen Wohnung mit einigen Küſſen empfangen und nun putzten wir uns, um auch in die Kirche, aber nicht erſt in die Gilfuhrmeſſe zu kommen.

Die Ferien gingen immer mehr dem Ende zu und der alte Senſenmann, nämlich Saturn, der auf dem Vorſprung des Peſther Theaters ſtand, ſchien ſich längſt ſchon an den immer dunkler und ſchmutziger werdenden 9 Muſen ſattgeſehn zu haben und nach lebensvollerer Geſellſchaft zu verlangen. Mit ſeinem lächelnden Blick nach oben mag er ſich vielleicht auch reinlichere Geſtalten für ſeine Nähe erfleht haben. Ob es den Göttern gefallen hat, darüber Beſchluß zu faſſen, daß dieſe Muſen gewaſchen werden oder noch länger in ungewaſchnem Zuſtande zwiſchen Himmel und Erde ſchweben ſollten, das hab ich nicht mehr erlebt; denn ich wurde noch in dieſem Frühjahr 1834 nach Wien zu Gaſtſpielen eingeladen, im Sommer darauf wiederum nach Dresden und auch nach Grätz. Als meine Kontraktzeit in Peſth bis Frühjahr 1836 abgelaufen war, hatte ich gar kein Haltens und Bleibens mehr. Die bis dahin erlebten glücklichen Erfolge lockten mich in die Welt hinaus.

Wien.

Das iſt eine Stadt, wo es viele Häuſer, viele Kirchen und viele Menſchen hat, geiſtreiche Leute, die zwar nicht alle einen Ueberfluß an Geiſt haben, und ſolche, denen es daran weniger fehlt, nur leider zuweilen an anderen Dingen, z. B. an Geld. „Dös thuat aba nix, deßtwegen ſa mr doch luſti und elliweil

fidöl!“ In meiner lieben Vaterſtadt gibt es auch viele Wirbelwinde, — ſolche, die einem Sand und Staub in's Geſicht blaſen, wovon man einen tüchtigen Schnupfen und Heiſerkeit bekommen kann, und ſolche, die die Leute in einen fortwährenden Taumel von Vergnügungen hineinkreiſeln.

Mit dem Frühjahr beginnt von Wien's Bewohnern eine Seelenwanderung auf's Land, die liebe ſchöne Natur in der Nähe zu bewundern. Doch fanden wir immer noch viele Menſchen, die — je weniger ſie vielleicht an die Vergangenheit oder an Zukunft denken mochten, um ſo lieber jedenfalls an's Tanzen dachten. Natürlich! Die beiden Orpheiden Strauß und Lanner, die, wie ehemals der thraciſche Sänger, an Herzen von Holz und Stein Wunder wirkten, zwangen ſie ſchon, daran zu denken. Ich kann freilich, außer vom Hörenſagen, gar nichts von ihnen erzählen; ich habe ſie nie gehört, obgleich ich in Wien war. Ich ſchäme mich faſt, daß ich vielleicht die einzige Wienerin bin, die ein ſolches Bekenntniß ablegen muß; aber ſo geht es, wenn man als Sängerin Reiſen macht. Zuerſt wird man zum eigenen und zu des Direktors großem Schrecken heiſer, — und ich war es leider im höchſten Grade; dann denkt man aber auch, du mußt ja nicht überall ſein wollen, und überdies hatten wir andere Pläne in die liebe freie Natur vor, wo ich meine Heiſerkeit kuriren wollte.

Der gutmüthige Kapellmeiſter Kreutzer, unter deſſen Direktion ich damals ſang, kam ab und zu um zu hören, wie es mit der Stimme gehe; auch der Direktor kam, um zu fragen, ob er ſeinen Gaſt immer noch nicht aufführen könne, denn er hätte gern volle Häuſer geſehen und gute Einnahmen gemacht. Aber ſo ein Schnupfen iſt nie eigenſinniger, als wenn man ſich um ihn bekümmert; da benimmt er ſich ärger als der ärgſte Feind und läßt Sänger und Direktionen zappeln, wie ein böſer Knabe ſeinen aufgeſpießten Schmetterling. Kam Kreutzer in ſeiner gut-

mütbigen Weiſe zur Thüre herein, ſo fand er mich meiſt in jener beliebten kummervollen Attitude, welche die Anſtandsbefliſſenen anzuwenden pflegen, wenn ſie Anſtand zeigen wollen, die nämlich, in der es ſcheint, als fühle die rechte Hand dem linken Ellenbogen an den Puls. Ich nahm auch immer mehr Anſtand, zu antworten; ich konnte bisweilen kaum noch zwitſchern, viel weniger denn an's Singen nur denken. Wenn ich dann dem guten Kapellmeiſter einiges vorlamentirt, ſetzte er ſich wohl an's Klavier und ſpielte mir ſeine neueſten Lieder zur Ermunterung. Er ſelbſt hatte eine ſehr weiche, gemüthvolle Stimme und ſang recht lieb, war überhaupt eine von jenen Naturen, die ſich ihrer Anſpruchloſigkeit und Biederkeit halber jeder zum Freunde wünſchen möchte. Dabei war er ein gar liebenswürdiger Geſellſchafter; nie hab ich ſein ſanftes Gemüth in Rage geſehen, außer einmal, und das bei meinem zweiten Gaſtſpiel in Wien, wo er mit den Worten bei uns eintrat: „Heute hab ich alle Schimpfworte mir eingeprägt, die ich im italieniſchen Dictionnaire nur auffinden konnte, um ſie dem Signor B. an den Kopf zu werfen.“ Der Mann hätte freilich einem deutſchen Kapellmeiſter nichts in die Orcheſterbeſetzung hineinreden ſollen, wenn er gleich Direktor der italieniſchen Operngeſellſchaft war, und vordem, wie es hieß, ein vortrefflicher Schneider. Kreutzer brachte mir eine Menge ſeiner ſchönen Lieder, die er mir freundſchaftlichſt zueignete.

Endlich kam doch ein wenig Stimme wieder, und ſie mußte auch kommen, da meine Zeit ſonſt unverrichteter Sache abgelaufen wäre. In Beſitz einer kaum drei Viertels entſchleierten Stimme ließ ich kühn den Romeo anſetzen.

Es gab nichts, das mich in größere Unruhe verſetzen konnte, als das Bewußtſein, daß die Leute nun ſchon recht neugierig und in voller Erwartung ſind, mich zu ſehen und zu hören. Gewöhnlich wählte ich, die keinem Menſchen und ſomit auch keinem Theaterpublikum imponiren wollte, zu Anfangs eine weniger

brillirende Rolle. Nur da, wo es die Direktionen zu ihrem eigenen Vortheil anders haben wollten und ich durchaus in einer Paraderolle erscheinen sollte, sang ich auch eine solche, diese aber, ich muß es gestehen, nicht selten grund- und bodenlos schlecht, im Verlauf der ersten Scene wenigstens. Fremde Leute übten stets eine zusammenziehende Macht auf meine Geistes- und Gefühlsthätigkeit aus, und so war ich aus Mangel an Athem auch meiner Stimme nicht ganz mächtig. Unerträglich war mir der Gedanke, den Leuten als etwas ganz Extraordinaires erscheinen zu sollen. Der Sache wegen gehen vorerst die meisten doch nicht hinein, dacht ich, sondern nur, um von einem genannten Gast in Staunen und Verwunderung gesetzt zu werden. Das wußt ich von andern her, und es war mir erschreckend und widerlich, wenn ich, einer Gauklerin gleich, ihnen zuerst ein Stückchen vormachen mußte, um sie für mich zu gewinnen. So heilig mir stets die Sache war, so beklemmend war mir die erste Werbung um den Beifall; ich ließ sie darum auch meistens ganz fallen und wartete es um so ruhiger ab, ob die Zuhörer, nachdem es mit dem Verblüfftsein nichts gewesen, mir dann noch irgend ein Fünkchen edlerer Theilnahme und innigen Mitgefühles vergönnen mochten. Und — sie wurden nach und nach nicht nur warm, sondern ließen sich fortreißen, und darum bin ich ihnen doppelten Dank schuldig.

Ich sang den Romeo, sowie den Arsace in Rossini's Semiramide (diesen in italienischer Sprache), auch den Armando in Meyerbeer's Crociato in Egitto zu wiederholten Malen, und die freundlichen Wiener haben darauf meine wieder artig gewordene Stimme sehr in Schutz genommen und sogar behauptet (wie ich aus den Zeitungen ersehe), daß seit der unvergeßlichen Schechner, keine würdigere Repräsentantin des Arsace gehört worden sei. Ich habe die edle Frau nie auf der Bühne gesehen; konnte mich deßhalb auch leider den Verehrern ihrer künstlerischen Vorzüge

nicht anschließen; sie schenkte mir aber später in München die Freude ihres lieben Besuches, nachdem ich dort ihre Lieblingsrolle, die Emeline in der Schweizerfamilie gesungen hatte. Doch wird mir das rührend einfache und anspruchslose Wesen ihrer ganzen Erscheinung unvergeßlich bleiben.

Es ist besonders in Oesterreich und Italien Mode geworden, den Sänger nach einer Scene hervorzurufen, ein oder mehrere Male. Das ist freilich eine große Ehre; aber man denke sich, wie dem Helden oder der Heldin, die in leidenschaftlichem Kampfe die Scene verlassen haben, zu Muthe ist, wenn sie augenblicklich umkehren sollen, dem Publikum ihre Complimente zu machen! Mir kam es in solchen Momenten und bei den fortwährenden Verneigungen immer vor, als wäre man in dieser Situation nicht viel mehr als der Kasperl, der sich bedanken muß, weil er zum allgemeinen Ergötzen beigetragen. Und wenn der Künstler mit gesenktem Haupt und dem sichtbarsten Leid im Herzen auf der Bühne erscheint, wenn dann der Beifall des Empfanges wie ein Platzregen vor ihn niederfällt, ihn plötzlich seiner Situation entrückt, und ihn eben so schnell wiederum in sein Leid hinübergleiten zu lassen, — wo soll da die Stimmung bleiben!

Außer den Besuchen, die wir den fünf verschiedenen Theatern gemacht haben, und der Freude, die uns im Hofburgtheater bei der Darstellung der deutschen Kleinstädter geworden, haben wir noch manches Ergötzliche erlebt. Es ist wohl nicht nur in Wien, es ist, denke ich, auch anderwärts die von Sorgen und Griesgrämlichkeiten gequälte Menschheit den Zwerchfellerschütterern immer am liebsten zugeneigt, und es heißt darum auch ganz richtig: „qui fait rire est le maître des cœurs." Die größten Philosophen richten oft mit all ihrer reinen Vernunft nicht so viel bei den Menschen aus, als die Schalksnarrentheien, wie man sie im Theater an der Wien und von Scholz gespielt sah. Er war Komiker con amore und lehrte die Menschen ihr Schicksal con

amore tragen, — darin liegt am Ende eine für die liebe Menſchennatur kerngeſunde Vernunft. Wir ſahen dort irgend welche Stücke, aber ich habe nicht leicht einen Schauſpieler wieder geſehen, der es mir hätte glaublich machen können, daß er ein echter Komiker ſei. Tragödienſpieler wie Komiker haben am Ende das mit einander gemein, daß ihre Leidenſchaften wie ihr Humor aus dem Gemüthe hervorſtrömen, aufſprudeln und überlaufen müſſen, ohne daß dem ganzen Beſtreben ein nach Effekten haſchendes Ringen und ſichtliches Erzwingen angemerkt werden darf. So eine zurechtgemachte Leidenſchaft wirkt, wie auch ein zurecht gemachter Witz — langweilig. —

Von den Spaziergängen beſuchten wir anfangs die ſchöne Baſtei, wo man die feinere Welt und dann das Glacis, auf welchem man das Volk und eine geſegnete Nachkommenſchaft beobachten kann. Immer aber ſieht man irgend etwas, das die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. In der Stephanskirche verging mir freilich alle Andacht, als ich einen Metzger um den andern mit der Fleiſchermulde hindurchſteigen ſah. Die verſchiedenen Kalbskeulen, die er trug, machten bei all ihrer Reinlichkeit doch einen etwas unheiligen Eindruck am geweihten Ort. Ich konnte mich nimmer daran gewöhnen, den ſchönen Dom zugleich als Durchhaus benutzt zu ſehen.

Am öfteſten lockte uns die ſchöne Brühl hinaus; die vielen Ruinen, welche Fürſt Liechtenſtein theils erhalten, theils aber auch aufbauen ließ, machten uns gründlich neugierig. Wir entdeckten darin alle möglichen Schätze, geharniſchte Ritter, Pferde, Bilder der alten Ahnherrn, hohe ritterliche Geſtalten mit blonden Locken und blauen Augen. Auch der mit Glas bedeckte Wintergarten des Fürſten, — die vielen Baumgruppen und Lauben, die Grotten und Seen, die ausgeſtopften Thierchen, die zur Ausſchmückung dienten, Alles das machte keinen geringen Eindruck auf unſre jungen Gemüther. Am meiſten aber die verſchie-

denen Tropfsteinpartien, die mit den wunderbarsten Pflanzen umrankt waren.

Auch die Bildergallerie enthielt die prächtigsten Stücke und wir hätten nur recht lange in Wien sein mögen, um all die Wunderdinge in Ruhe betrachten und genießen zu können. Nach Belvedere, dem ehemaligen Pallaste des Prinzen Eugen, gingen wir mit gespanntesten Erwartungen. Schon der prachtvolle Garten zeigte dem Besucher die reizendsten Partien. Dann aber die herrliche Gemäldegallerie, in welcher wir nun doch einmal die Maria Theresia vor uns sahen, von welcher wir als Kinder schon immer reden gehört! Auch Prinz Eugen, der tapfere Ritter, war da zu sehen, in Mitten des Gewühles seiner Schlachten, von denen wir indeß von jeher nicht sehr viel wissen wollten. Wir gingen, da wir weder als Recensenten noch als Kunstkenner die Bilder betrachten konnten, blindlings vorzugsweise den Wel'schen nach. Wäre ich damals im Besitz der kunsthistorischen Schriften von F. Kugler gewesen, wie ich sie heute zu eigen habe, so hätte ich von meinen Reisen noch einen ganz anderen Genuß gehabt. Noch fühlbarer vermißte ich späterhin in Italien einen solchen Commentar. In Kuglers Werken wird man nicht nur über die architektonischen Anordnungen und den technischen Fleiß der alten wie der neueren Meister belehrt; man erkennt zugleich die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die den Werken der Künstler so verschiedener Völker und Zeiten, ihren Gedanken und Gefühlsrichtungen zu Grunde liegen. Mit *seinem* geistigen Auge und historischen Wissen muß man Kunstwerke betrachten; es treten uns dann die Schöpfungen der Meister, wie unter einem erwärmenden Lichtstrahl noch bezaubernder vor die Seele.

Durch Gräfin P. war ich einer hochadeligen Familie nach Wien empfohlen. Von der Großartigkeit eines Wiener Salons in einem so vornehmen Hause hatte ich damals noch gar keinen Begriff, und es war mir ein bischen bange, dort einzutreten.

Mir fehlt das Talent, Götzendienerei mit Menſchen zu treiben und ich habe darum ſolche, die ſich für Götzen hielten, immer ſehr bald Reißaus vor mir nehmen ſehen.

Vor jenen aber, die mit gütevollem Herzen ihren Nebenmenſchen begegnen, hatte ich meiſtens eine ſolche Verehrung, daß ſie mir wie höhere Weſen in Menſchengeſtalt erſchienen ſind. Ihro Excellenz die Gräfin Z. gehörte zu jenen Damen, die durch ihre Güte, ihre Herzlichkeit einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich machte. Der feine Schliff ihrer äußeren Formen, die Gewandtheit ihrer geiſtreichen Unterhaltung, alles das verbreitete einen wunderbaren Reiz über die nicht mehr junge, aber immer noch ſchöne Frau. Der Cirkel war nicht groß, eine junge Fürſtin war zugegen, deren Bruder ich ſpäterhin bisweilen in den höhern Kreiſen zu Peſth ſah, dann noch einige Damen und Herren, nebſt den beiden Söhnen der Gräfin, die weit entfernt nichts von jenen „Guck in die Welt" de la haute volée hatten, wie man ſie bisweilen antrifft, und die ſich in ihren „graziöſen Flegeleien" — wie Hailbrenner dergleichen nennt — oft wunder wie — graziös vorkommen.

Dieſe beiden ſpielten mit der Gräfin ein Trio, ſie das Klavier, der eine Sohn Violine, der andere Violoncell. Dann ſpielte Fürſtin N. eine Sonate von Beethoven. Alles das geſchah mit ſolcher Anſpruchloſigkeit, ſo inniger Begeiſterung und in ſo liebenswürdiger Beſcheidenheit, daß es mir unbeſchreiblich wohl bei ihnen wurde. Die Künſtler und beſonders Künſtlerinnen werden meiſt wie eine Art Puppe in Geſellſchaft betrachtet, und die Fürſtin, die dem Püppchen gar ſehr gewogen zu ſein ſchien, — wenigſtens ſah ſie mich immer faſt mit Zärtlichkeit an, erbot ſich freundlichſt, mich begleiten zu dürfen. An meiner Auffaſſung der Uhland-Kreutzer'ſchen Lieder hatte der Kapellmeiſter ſchon eine ſo herzliche Freude bezeugt, daß ich auch ſogleich das „Lebewohl, lebe wohl mein Lieb" — und des Knaben Berglied ſang. Ich habe in ſolchen Kreiſen immer ſehr gerne muſicirt. Das innige

Aufgeben in die Schönheit muſikaliſch-poetiſcher Gedanken, die gänzliche Hingebung an deren Macht habe ich dort oft am unbefangenſten erkennen lernen.

Die Fürſtin ſpielte ſehr vorzüglich und was noch mehr iſt, ſie accompagnirte ſehr ſchön, ſie fühlte es ſogleich heraus, wie ich es meinte, und ſo machte mir das geiſtige Ringen mit ihr wahrhaften Genuß.

Warum die Bürgerlichen oft mit ſo grellen Vorurtheilen jene Klaſſen der Geſellſchaft beurtheilen, weiß ich nicht; ich hatte Gelegenheit, ſehr oft und viel und aller Orten mit ihnen zu verkehren, und obgleich ich nie und nimmer etwas von einer Schmarotzerſeele in mir hatte, wenn ich auch ein dreiſtes, vorlautes Weſen von jeher verachtet habe und dadurch bei einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen bisweilen etwas unter die Füße gerieth, ſo hab ich doch nimmermehr in jenen höheren Cirkeln einen ſo allmächtigen Hochmuth kennen lernen, als ich ihn oft bei dem niedrigeren Adel und bei den durch Geld oder ſonſtige Erwerbniſſe bevorzugten Bürgerlichen fand. Mein Gott, da wird es einem oft ganz bange vor ſolcher Größe und ſolchen babyloniſchen Thürmen. Als ob man nicht allenthalben, unter den ungeſchliffenen wie unter den feingeſchliffenen Steinen, die unechten von den echten unterſcheiden könnte! Wozu alſo das äußere Prangen und Prahlen, wenn von innen heraus doch kein ächter höherer Funke nachkommt. — Die edle Fürſtin hat auch ſpäterhin noch in rührender Weiſe gegen meine kranke Schweſter ihr engelsgleiches Herz bewieſen. Darum möchte ich der hohen Frau nicht gedenken, ohne ihr auch hier meine innigſte Dankbarkeit ausgedrückt zu haben. Jener Abend wird mir unvergeßlich bleiben. Iſt es doch um ſolch reiner Freuden auch ſchon der Mühe werth, als Künſtlerin gelebt zu haben.

Durch die ſchon früher erwähnte Frau Oberſtlieutenant v. R. wurde ich der beſitzhabenden Familie des bekannten Trattner Hofes empfohlen.

In Wien gibt es Häuſer, die oft eine halbe Straße bilden und wohl fünfzig wenn nicht mehr Privatwohnungen darbieten. In eine ſolche Kategorie gehört auch dieſes Gebäude. Die gaſtfreundliche Hausfrau hatte die Güte, uns zu einer großartigen Soiree einzuladen, wobei mindeſtens ein paar hundert Menſchen erſchienen. Großer Luxus und ein ſo reicher Flor liebenswürdiger Erſcheinungen macht gewöhnlich eine betäubende Wirkung auf mich. Unter dem Glanz von tauſend Kerzen rauſcht bald dieſes bald jenes an einem vorüber, werden einem ein paar leichte Schmeicheleien geſagt, und kaum haftet irgend ein Eindruck. Von allen blieb mir nur Caſtelli's freundliche Erſcheinung im Gedächtniß, mit dem wir in einer Fenſterniſche ganz gemüthlich die meiſte Zeit verplauderten, während die andern bald tanzten, bald muſicirten und alles mögliche durch einander trieben.

Von dem Umgang der Hausfrau hat man an ſolchen Abenden am allerwenigſten, und Fremde konnten ſie nur in dem ſinnigen Arrangement ihrer Wohnung und Bewirthung bewundern lernen.

Auch einem Hageſtolz, der dieſem Hauſe nahe ſtand, waren wir empfohlen worden. Er war noch nicht alt, aber ſicher iſt er ein Hageſtolz geblieben, ſo gemüthlich und menſchenfreundlich er im Uebrigen war. Eines Mittags wurden wir bei ihm zu Tiſche geladen. In muſterhafteſter Reinlichkeit mit weißer Kravatte, weißer Weſte u. ſ. w. empfing er uns. Seine Haushälterin war ſchon eine ältliche Perſon, nicht viel eleganter als eine gewöhnliche Köchin, nur daß eine Wiener Köchin immer anders ausſieht, als andere Köchinnen, die aus Furcht, die weißen Schürzen waſchen zu müſſen, immer hübſch dunkelfärbig daher kommen, damit man nicht ſieht, wie es eigentlich mit der Reinlichkeit beſtellt iſt.

Dieſes Muſter von Wirthſchafterin hatte ein weißes Häubchen, ein weißes Bruſttuch und eine weiße Schürze an, und ihre Küche ſah, was ich im Vorbeigehen erblicken konnte, gar glänzend hell aus. Nun führte er uns in die erſte Stube, die einen in Oelfarben gemalten ſternigen Fußboden hatte, dazu grünſeidene Möbel und blendend weiße Vorhänge. Wie ein Kind freute er ſich über unſer Lob und erzählte, wie er die Vorhänge immer ſelbſt aufmache, die Stüble ſelber ordne u. ſ. w. Dann zeigte er uns ſeinen Salon, darin er wohl gegen hundert Stück Oelgemälde hatte. Um ſie vor Mückenſchmutz zu ſchützen, war über jedem Rahmen noch ein beſonderer, mit weißem Tüll überzogener Rahmen befeſtigt. Er zeigte uns einzelne Bilder, die er von der Umhüllung befreite, aber hernach gleich wieder bedeckte. Hier waren hochroth ſeidene Möbel und mit buntem Seidenzeug durchzogene Vorhänge aufgemacht. Auch ſehr viele Stickereien und alabaſterne Gegenſtände waren da, Alles, wie begreiflich, ebenfalls unter ſorglichſter Verwahrung. Nun wurde geſpeiſt, — aber wie! Ich glaube kaum, daß ein fürſtl'cher Koch ſeine Sachen beſſer zubereiten und appetitlicher herzurichten vermöchte. Die treffliche Haushälterin trug auf. Nach dem Deſſert führte unſer gütiger Wirth uns noch in ſeine anderweitigen Appartements, wo er uns ſeine Sammlungen von Mineralien, Pflanzen und Kupferſtichen verwies, Alles in muſterhafteſter Ordnung. Zuletzt aber zeigte er uns noch das Merkwürdigſte von Allem, — ſeine in wahrhafter Jungfräulichkeit prangende Schlafſtube. Darin öffnete er einen ungewöhnlich großen Kaſten; wir meinten, es ſolle nun auch noch an die Beſichtigung der Leibwäſche gehen; was aber war darin? — Eine Kopie der Sixtiniſchen Madonna, darunter ein kleiner Betaltar und vor dieſem eine mit hochrothem Sammt überzogene Knierbank. Er verſicherte uns, er habe dieſe kleine Kapelle vom Geiſtlichen ordnungsmäßig einweihen laſſen.

Nie iſt mir wieder eine ſo harmloſe, ſo friedliche, ſo muſter-

haft geordnete Seele vorgekommen, die ſich außer an ein paar Fliegen und einem bischen Staub wohl über nichts in der Welt ärgern und grämen mochte. —

Wir kamen nun wieder glücklich zur geliebten Mutter nach Peſth zurück, und nachdem ich bis zum Frühjahr 1835 manche neue Parthie eingeübt hatte, folgte ich den freundlichen Einladungen nach Dresden und Grätz.

Dresden.

Nun bin ich ja wieder da in meinem alten Dresden und der erſte Beſuch war auch ſogleich mein herzlieber Vater Mikſch. Was war das für eine Freude, ihn wiederzuſehen! Nach allen ſonſtigen Erlebniſſen fragte er weiter nicht viel, nur einzig und allein darnach, was ich alles einſtudirt habe. Die Schweſter und mich ſah er ja geſund vor ſich und über unſer Mütterchen hörte er, daß ſie auch geſund und vergnügt in Peſth lebe, das war ihm genug vorerſt. Er hatte mir nun wie immer eine Menge intereſſanter Notizen mitzutheilen, und freute ſich nur, daß auch er wieder einmal ſeinem Herzen recht von Grund aus Luft machen konnte. Wir mußten ihm verſprechen, noch denſelben Nachmittag in ſeinen Garten hinauszukommen. Indeſſen beſuchten wir noch die geliebte, immer geordnete, immer anmuthige und ehrwürdige Mama Werdy. Der alte Herr war auch da, — ja, was waren das für freundliche Geſichter; mein Gott! wenn ich ihr eigen Kind geweſen wäre, ſie hätten ſich nicht inniger freuen können. Wie und wo es mir in Peſth vorzüglich gefällt und was ich einſtudirt habe, auf Alles ſollt ich zugleich Auskunft geben. Für den nächſten Tag wurden wir von den lieben Alten zu Mittag eingeladen, wo wir dann rechtſchaffen beichten konnten. Wir eilten nun zu Papa Mikſch über die wohlbekannte Brücke hin, wo ich einſt mit meinem Notenbündelchen oft Morgens ſchon hinüber kommen durfte, um

Abends erſt wieder nach Hauſe zurückzukehren. Wie oft blieben wir da ſtehen und freuten uns des herrlichſten Anblicks; ſo Schönes wie von der Dresdener Brücke aus hatten wir doch nicht wieder geſehen, wenn auch der Donauſtrom vor unſeren Fenſtern in Peſth viel größer ſich ausbreitet und Ofen bei weitem maleriſcher daliegt als Neuſtadt bei Dresden. Wir gingen am rechten Ufer hinauf und erblickten ſchon von weitem den alten Papa in ſeinem leinenen Gartenrock, an ſeiner hohen Mauer, ſich umſehend nach ſeinen Gäſten. Der große braune Zottelhund lag auch wie ſonſt einem jungen Löwen gleich auf der Gartenmauer. Als er meine Stimme hörte, ſprang er auf, und wedelte mit dem Schweif und eilte mit gewaltigen Sätzen und gellendem Lärmen mir entgegen, ſo daß mir vor ſeiner Umarmung faſt bange ward. Der alte Vater war indeſſen auch ſchon die Treppe herunter gekommen, und erwartete uns unten an der Gartenthüre. Als wir nun die Stufen hinaufgeeilt waren, mußten wir, mit einem Ausruf des Entzückens, geradezu ſtehen bleiben, erſt langſam und nach einander all die herrlichen Eindrücke in uns aufzunehmen. Ja, in welcher Pracht lag jetzt der ſchöne Garten, wo wir einſt nichts als Gras geſehen hatten, vor uns ausgebreitet da!

Von dem Schneckenberg, der ſich auf beiden Seiten nach der Grotte hinauf und über dieſelbe hin ſchlängelte, und mit Weinreben, Spargeln und Erdbeeren reichlichſt beſtellt war, hatten wir einen entzückenden Anblick. Zu unſern Füßen breitete ſich der in üppig prangender Schönheit großartig angelegte Garten aus. Weiter unten ſtand das herrliche Baumgut in reichſter Blüthe und am Fuße dieſer Gärten wogte der reizende Elbſtrom. Es ging mir vor Freude über die Gegenwart und in dankbarer Erinnerung der alten Zeit das Herz auf und das Auge über. Dann kamen auch die Söhne, die uns wie liebe Brüder empfingen. Unter den jungen Leuten, die uns ſpäterhin begegnet ſind, waren nur zu wenige mit ſo ganz uneigennützigen, ſo wahrhaft brüderlichen

Geſinnungen gegen uns erfüllt wie dieſe beiden jungen Männer; darum aber ſind ſie mir auch in der Erinnerung wie reine Lichtgeſtalten geblieben. Lange aber konnte es Papa Milſch doch nicht aushalten, ohne meine von ihm einſt ſo ſorglich gepflegte Stimme zu hören. Er nahm uns alleſammt ins Gartenhäuschen hinauf, wo uns, wie ſonſt in der erſten Stube, das Bild ſeiner Frau empfing, die in einem Morgenkleide mit aufgelöſten, leichthinwallenden dunklen Haaren, eines ihrer Kinder auf dem Schooß hatte. Oft erzählte er mir bei dieſem Bilde, wie er einſt als junger Ehemann bei Caſelli, einem Schüler aus der berühmten Bologneſiſchen Geſangſchule des Bernacchi, noch in die Singſtunde gegangen ſei, um ſo viel als möglich zu profitiren. Er ſagte: „Zu dieſem Mann wäre ich um Mitternacht in die Stunde „gegangen, wenn er mir am Tage keine hätte geben können. Ein„mal kam ich denn auch hin und ſoll ſehr übel ausgeſehen haben; „während dem Scalaſingen fing meine Stimme zu zittern an, „und die Thränen liefen mir übers Geſicht; da frug er mich, was „mir denn fehle? Es wird in dieſem Augenblick mein armes „Weib vielleicht gerade einen kleinen Ankömmling empfangen. — „Da ſprang Caſelli auf und rief: Willſt du gleich heim gehen „und dich nicht eher wieder blicken laſſen, bis das Kind da iſt.“ Es wird wohl nicht leicht einen Mann geben, der mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit ſeine Kunſt ſtudirte, als Milſch. Sein Vater war Kantor und Schulmeiſter zu St. Georgenthal in Böhmen. Der kleine Milſch kam in ſeinem zwölften Jahre nach Dresden, wo er als Kapellknabe den Geſang bei dem Kirchenſänger Cornelius, das Klavier und die Orgel unter Eckersberg und Binder, die Violine bei Kammermuſikus J. Schuſter gelernt hat. Seine ſchöne Altſtimme hat ſtets die Aufmerkſamkeit der höchſten Herrſchaften auf ſich gezogen, und er wurde darum auch ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre zum Ceremonienſänger ernannt. Nach der Mutation verwandelte ſich ſeine Stimme in einen ſchönen Bariton,

doch da er für seinen Dienst einer Tenorstimme bedurfte, so gab er sich Mühe, die höheren Töne durch allen möglichen Fleiß zu erlangen und zu erzwingen. Es gelang ihm auch, aber die übernatürliche Tonerzeugung hatte eine gefährliche Hals- und Brustentzündung zur Folge. Durch Caselli wurde er in seinem 23. Lebensjahre darauf aufmerksam gemacht, daß er einen ganz falschen Weg bei seinen Gesangstudien eingeschlagen habe, und daß er bei weiterer Fortsetzung desselben um seine Stimme, wenn nicht um seine Gesundheit kommen könne. Er gab sich nun mit allem Fleiß der klassischen Methode des italienischen Meisters hin, und diente nebenbei 20 Jahre lang der italienischen Oper als Sänger. Dann wurde er Chordirektor und Gesanglehrer der Kapellknaben; auch ernannte ihn König Friedrich August zum Archivar seiner musikalischen Privatbibliothek. Mikſch hatte sich durch seine vielen Messen, Offertorien, Cantaten, Lieder, Arien und durch sein Requiem hohe Anerkennung erworben. Ich hörte ihn aber auch noch in seinem 73. Jahre die Arie des Sarastro: „In diesen heilgen Hallen" mit wunderbarer Reinheit und Sicherheit singen. Und bei alledem war er uns ein Lehrer, der sich doch nicht geniren durfte, seine Schüler auf Reisen zu schicken.

Wir saßen nun wieder an dem wohlbekannten Gartenklavier, sein Flügel stand ja schon in der früher erwähnten Stadtwohnung. Die beiden Söhne und meine Schwester bildeten das Auditorium, wie das auch früher oft der Fall war, wenn ich eine Art Generalprobe in der Stube ablegte.

Ich sang ihm die erste Arie des Armando aus Meyerbeers Crociato vor, da ich diese Parthie nächstdem in der italienischen Oper singen sollte, und für mich allein in Pesth einstudirte. Beim ersten Recitativ: „Eccomi, eccomi giunto o mai al solitario ameno asil" sah er über die Brille hinaus, was er immer that, wenn er sehr zufrieden oder sehr böse war, und gab mir schon nach dem ersten Absatz desselben und zwar nach jenen Worten:

„oh dio, di duol, di gioja palpita il cor mio“ — eine — Ohrfeige, was er aber nur alsdann that, wenn er außerordentlich zufrieden war. Es glänzten ihm die Augen, als wären sie von Thränen naß und so ging es weiter.

Es kam nun auch bald der ersehnte Theaterabend heran, wo ich auf der mir wohlbekannten Bühne wieder erscheinen sollte. Meine alte Mama Werdy war nun auch schon in der größten Erwartung, wie sich ihr Töchterchen ausnehmen werde. Die erste Vorstellung war Tancred, die zweite der Crociato, u. s. f., meistens Parthien, die sie noch nicht von mir gehört hatten. Das Publikum empfing den ehemalig „ausgehungerten armen Judenjungen“ jetzt als Liebeshelden gar liebevoll mit Applaus und, wie ich aus öffentlichen Berichten ersehe, „wird meiner Stimme,“ wie auch meiner „Meisterschaft in Gesang und Spiel“ viele Ehre angethan. Bei der Vorstellung des Crociato (so heißt es) haben sich die Zuhörer zu einem solchen Enthusiasmus hinreißen lassen, wie er nur zu den geschichtlichen Merkwürdigkeiten gehört. Die Gastrollen gingen unter den glücklichsten Fügungen zu Ende und mein lieber Lehrer und Mama Werdy waren herzlich darüber erfreut. Herr von Lüttichau bezeugte mir nicht nur wie von jeher die gütigste Theilnahme; auch ein mehrjähriger Kontrakt wurde mir angeboten, aber — ich hatte schon am Reisen viel zu viel Freude, und wollte mich nicht schon auf lange Zeit binden lassen. Auch mußte ich ja noch ein volles Jahr in Pesth bleiben.

Große Reichthümer zu besitzen, darnach hatte ich nie ein besonderes Verlangen. Wenn wir nur einmal ein kleines Besitzthum erworben haben und sonst noch etwas zum Leben, so ist es ja genug, dachten wir alle drei.

Ich wollte meiner Kunst con amore leben, spielen was und wann es mir gefällt, nicht aber mit Intendanzen und Theaterprinzessinnen mich herumzerren. Meine beiden Alten gaben mir darin auch ganz recht und priesen mich glücklich, wenn ich nur

allein der Sache getreu bleiben wolle. Schneller als ichs nur dachte, mußt ich leider wiederum alle meine lieben alten Bekannten verlaſſen und von allen einſt ſo traulichen Plätzchen Abſchied nehmen. Ich mußte eilen, meine weitern Verſprechungen einzuhalten und wir reisten unter den herzlichſten Glückwünſchen unſerer geliebten Freunde nach

Grätz.

Die Fahrt durch die Steiermärk'ſche Gebirgswelt war uns unbeſchreiblich intereſſant. Nie hatten wir ſo hohe Gebirge überfahren, — haben aber auch nie ſo große Köpfe geſehen wie hier, wo wir Leute erblickten, die ihren Kopf faſt wie einen türkiſchen Shawl über die Schulter hinter geſchlagen trugen. Es iſt aber im Allgemeinen ein harmloſes friedliches und fleißiges Völkchen. Kaum konnten wir es erwarten, das uns ſo oft genannte Grätz und auch unſere Verwandten, die eben ſo begierig auf uns zu ſein ſchienen, einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. „Liebes Mutterle," — ſo ſchrieb ich der guten Mutter nach unſrer Ankunft in Grätz, — „ich hätte gewünſcht, Sie heute hier zu haben, die gute Tante war eben da mit ihren zwei ſchönen Söhnen, Karl iſt ein luſtiger Mann, voll Geiſt und Witz und ein hübſcher Offizier, er wird eine Gräfin heirathen. Franz iſt ernſt, aber ſehr geehrt als Offizier; die andern beiden Söhne ſind in Polen, gleichfalls Offiziere. Die Tante ſieht ſehr rund aus, wie eine rechte und ächte Hauptmannswittwe. Couſine Thereſe iſt eine glückliche Hausfrau und hat drei allerliebſte Kinder, hingegen iſt Couſine A. ins — Kloſter gegangen. Wir durften das hübſche Mädchen nur hinter dem Sprachgitter ſehen und mit ihr liſpeln. Ich hätte ihr ſo gerne zugeflüſtert, ob ihr denn kein vernünftigerer Gedanke kommen konnte, als ſo eine Betſchweſter zu werden, die dem lieben Gott den ganzen Tag in den Ohren liegt und nichts

thut als faullenzen. Als ob man beim Arbeiten nicht auch fromm ſein könnte! Ich bin zwar überzeugt, daß ſie in ihrem Kloſter den Verſuchungen des böſen Feindes lange nicht ſo ausgeſetzt wird, als man das in der äußeren Welt iſt, aber was hat ſie denn alsdann auch ſo Großes vollbracht, wenn ſie ſich erſt einſperren laſſen mußte, um brav zu ſein! Es iſt nur gut, daß es zu Adams Zeiten noch keine Klöſter gegeben hat, wo wären die Menſchen nun zu finden, die ſich an Gottes ſchöner Welt freuen, zu ſeiner Ehre und ihren Nebenmenſchen zum Nutzen wirken und ſchaffen ſollten? Was kann Ihm auch an dem fortwährenden Liebäugeln von ſo einer alten Kloſterjungfer liegen?“ u. ſ. w.

Selbſt die kleinſten Ausflüge in die Umgegend von Grätz ſind reizend, um wie viel höhere Genüſſe hat man nun aber erſt, wenn man ſich ein bischen tiefer in die Gebirgswelt hinein macht. Ich dachte, hier wird es gewiß keinem Menſchen einfallen, im Sommer in ein Theater zu gehen; aber das Bedürfniß nach geiſtiger Speiſe iſt auch in den einfach kerngeſunden Gebirgsleuten. Von der Grätzer Kritik, ich geſtehe es ehrlich, erwartete ich wenig, ich dachte, man wird hier ſich ohne Zweifel meiſt nur um die materiellen Gaben, um Stimme, Geſtalt u. ſ. f. herumdrehen, wie man das freilich auch in großen Städten oft bis zum Ekel hören muß, wodurch der Urtheilbefliſſene aber nur beweist, daß er kein Urtheil hat und daß es nur eine ſchlechte Bemäntelung eigner Unkenntniß iſt, da mit Kennermiene zu loben oder zu tadeln, wo eigentlich gar nichts zu machen iſt. Dazu gehört doch gewiß nicht viel Scharfſinn, wenn einer ſagt: „Die ſieht reizend aus, die hat eine wundervolle Stimme,“ oder „Der iſt gar zu kurz gewachſen, hat ſogar eine etwas ſchiefe Naſe“. So viel kann Jeder erkennen und beurtheilen. Davon wird die Naſe doch nicht gerade,

wenn auch irgend wer mit den Fingern darauf hinzeigt, das Frauenzimmer aber kann dadurch vielleicht nur doppelt nachläſſig werden und ihr bischen Kunſt ihr völlig abhanden kommen. Ich war darum auch faſt überraſcht, als Herr Profeſſor R. nach den Darſtellungen der Desdemona im Othello, der Alice im Robert, der Rezia im Oberon, dem Arſace in der Semiramide an den günſtigen Naturgaben keineswegs hängen blieb — Geſtalt, Stimme, Phantaſie, Seele und Feuer kann ſich mit allem Fleiß Niemand anbilden; — er ſchrieb vielmehr insbeſondere auch darüber, was man durch eigenen Fleiß erzeugen kann und ſagte unter anderem: „Eine geſchmeidige Biegſamkeit der Stimme, das ſchönſte Portamento di voce, die geregeltſte Manier im Anſetzen des Tones und ein feiner Styl ſind bei dieſer Sängerin die Reſultate einer ganz vortrefflichen Schule.“ Ferner gedenkt er der deutlichen Ausſprache des deutſchen, aber auch der volltönenden correkten des italieniſchen Textes, ſo wie auch der angemeſſenen und edlen Darſtellungsweiſe ꝛc. Herr Profeſſor R. hat hier wie ein einfacher ruhiger Denker die Arbeit beurtheilt, und es war mir das von höherem Werth, als wenn er mich, wie es anderwärts geſchah, ein „geniales Genie“ genannt hätte. Ich meines theils hab in meinem Leben noch nie ein ungeniales Genie kennen lernen. So rief auch in Dresden ein Fürſt dem Papa Mitſch einmal zu: „Dio santo! ſie ſingt ja bis ins hohe c hinauf mit Bruſt!“ Auch das Wunder iſt noch nicht da geweſen, und auch durch mich nicht in die Welt gefordert worden, doch dürfte die liebe Natur nun endlich ſchon einmal etwas Außerordentliches leiſten, an Vorſchriften und übertriebenen Erwartungen hat es längſt nicht gefehlt.

Nach den mit glücklichen Erfolgen beendigten Gaſtſpielen ging es über Haiden und durch unheimliche Wälder wiederum nach

Peſth.

Beim gewöhnlichen Reiſen und bei Kunſtreiſen iſt der Unterſchied der, daß man bei erſteren ausgibt, bei letzteren einnimmt, bei jenen nur in den Tag hineinfährt, in der Hoffnung, ſich einzig und allein recht gut zu amüſiren, bei dieſen aber nur mit dem Wunſche in die Welt geht, dem lieben Gott für ſeine Gaben Dankbarkeit zu bezeigen und ſeiner Güte keine Unehre zu machen. Man glaube indeſſen ja nicht etwa, daß alle Künſtler nach einer glücklich vollbrachten Vorſtellung wohlgefällig auf ihren Lorbeeren ausruhen. Mitgefühl erregt zu haben, iſt wohl ein unbeſchreiblich ſüßes Gefühl, aber ach, das Bewußtſein von begangenen Ungeſchicktheiten, Mängeln und Schwächen iſt um ſo beunruhigender. Die gelungenen Momente ſind ſchon im Augenblick, wo man ſie ausübt, lohnend und erhebend, aber jene die gleichſam in nebelgrauer Ferne vor einem liegen und wie ungelöste Räthſel, wie verzauberte Weſen nach Erlöſung ſchmachten. O, ſolche machen einem das Künſtlerleben bitterlich ſchwer, ſie ziehen uns die Kiſſen unterm Haupte weg, und von ungeſtörter Ruhe iſt kaum noch die Rede. Man ſtellt ſich die Wege über Lorbeeren und Abenteuer im Allgemeinen auch viel zu verblendend vor. Blumen und Kränze werden leider zu bald zu einem Häuflein welker Kräuter. — Nur das allein, was in der Erinnerung der Geber fortlebt, hat eine tiefere Bedeutung. Abenteuer aber ſind ſelten ergötzlich, und man kann nur dankbar ſein, wenn die Helden ſich nicht in Gefahren wagen, wo ſie der armen Künſtlerin Unheilbringendes auf ihr Gewiſſen laden, wäre es auch nicht ihre Schuld, wenn einer dieſer kühnen Herren dabei den Hals gebrochen hätte.

Das Erſte was mir nach meiner glücklich zurückgelegten Kunſtreiſe zur Ueberraſchung geboten wurde, war, daß man über Nacht meinen Balkon mit den herrlichſten Blumen und Bäumchen

ausſchmückte. Es lagen ein paar freundliche Zeilen dabei, die aus keiner deutſchen Feder hervorgegangen ſein mochten. Vor ſolcher Romantik aber hatte ich meiſt einen Todesſchreck; denn wenn ich mir den Spediteur dieſer reizenden Frühlingskinder auf einer ſo halsbrechenden Paſſage denken mußte, ſo verging mir davor aller Spaß. Doch war hierbei immer noch nicht ſo viel gewagt worden, als es einmal in Dresden, in Hofrath Meißner's Palais geſchah. Dort wohnten wir wie bekannt im dritten Stock, alſo noch zwei Etagen höher als in Peſth. Eines Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr, ſo recht inmitten der Geiſterſtunde, wo einem die allermenſchlichſten Erſcheinungen ſchon erſchreckend genug vorkämen, ſaß ich noch im Studium meiner Dorothea in Herrmann und Dorothea — befliſſen da. Es war in dem mittleren hohen Zimmer, an deſſen beiden Seiten das Dach der Manſardenſtuben in ſenkrechter Richtung hinablief. Der runde Vorbau des mittleren Zimmers war von einem ſchmalen Geſimſe wie von einem Gürtel umſchloſſen, ich dachte weder an Geiſter, noch an Geſpenſter, obgleich ich ſchon längſt gerne eines geſehen hätte, auch nicht an Räuber, die ſich auch gewiß nicht auf einen ſo halsbrechenden Weg gemacht hätten, um unſere Habſeligkeiten zu erlangen; da hörte ich auf einmal, wie ſich etwas an den Fenſtern hin bewegte; ich hielt den Athem an, weil aber das Licht vor mir ſtand, ſo konnte ich nicht ſehen, was an demſelben vorgeht, mit einemmal hört' ich ein Geräuſch, als bohrte irgend wer am Fenſterkreuz. Ich wurde vor Schreck todtenbleich, die Knie zitterten mir, ich wußte nicht, ſollt' ich fortgehen oder auf dem Flecke bleiben und der Gefahr in's Geſicht ſehen. Aber ich nahm lieber das Licht und eilte ſo ſchnell ich nur konnte mit bebenden Schritten in unſere Schlafſtube und weckte die Mutter. Dieſe glaubte mir nicht und lachte mich aus, ſagte: „dem Geiſt will ich doch gleich ins Geſicht ſehen.“ Wir gingen erſt mit dem Licht an's Fenſter, ſahen aber weit und breit keinen Geiſt. Der Mond, der ſehr hell

leuchtete, beſchien die gegenüberliegenden Häuſer. Die Mutter gebot mir, das Licht beiſeite zu ſetzen, im Fall etwa irgend wer auf unſern Dächern nachtwandelte. Ich that es. Als ſie den Flügel des mittleren Fenſters geöffnet hatte und ſchon auch den zweiten faſſen wollte, bemerkte ſie einen großen Kranz, der ſich wie ein Schickſalsrad in unſere Stube herein bewegte, kein Geiſt hätte uns ſo ſehr erſchrecken können, als der Gedanke, daß an dieſem Kranz vielleicht ein Menſchenleben hing. Wir konnten keine Ruhe finden und horchten mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, ob wir keinen Todesſchrei, oder den Fall eines Unglücklichen hörten. Aber alles blieb ſtill, nur der Mond warf ſein helles Licht an die Fenſter der uns gegenüberwohnenden Wittwe des romantiſchen Wolfsſchluchtkomponiſten: Karl Maria von Weber. Ich, die nie zu jenen empfindſamen Seelen gehörte, welche an übernatürlichen Opfern Anderer, wenn dieſe auch mit vollduftigſter Romantik gewürzt waren, eine Freude haben konnte, war auch ſo ärgerlich über den unbekannten Frevler, daß, wäre er mir vor's Geſicht gekommen, ſo würde ich ihm den Prozeß gemacht haben wegen ſeiner Tollhäuslerei. Am andern Morgen wurde ſchon bei Zeiten im Hauſe Lärm gemacht, der Hausmeiſter behauptete, es müſſen Räuber oder Spitzbuben dieſe Nacht eingebrochen haben, um ohne Zweifel die Sparkaſſe der Dienſtboten, die im Parterre ſich befand, zu berauben; denn die Glasthüre, die in den Garten führte, ſei durchgebrochen. Wir dachten im Stillen, ja wenn ihr's nur wüßtet, was das für eine Sorte von Räuber war, allein wir ſchwiegen ganz ſtill von unſerem Schickſalsrad, und ließen geduldig die verſchiedenen Wächter, die von Stund an aufgeſtellt waren, ſtehen, und dem vermeintlichen Anführer einer Räuberbande auflauern.

Von meiner Peſther Balkonsbeſcheerung läßt ſich nun nichts weiter erzählen, denn wir haben in unſerer entfernt gelegenen Schlafſtube uns nichts von einem Abenteuer träumen laſſen. So viel möcht' ich nur zum Schluſſe noch bemerken, daß wenn

irgend einem kühnen Jüngling wieder einmal ein solcher Streich zu Ehren einer Künstlerin durch den Kopf fahren sollte, so möge er nur die Versicherung im Voraus drein nehmen, daß ein solcher Dienst das undankbarste Geschäft von der Welt ist. Ohne Zweifel haben das auch jene Herren, die mir von anderen genannt wurden, eingesehen und sind so artig gewesen, ihre Namen mir zu verschweigen und auf meinen Dank zu verzichten, den ich auch, wie gewiß jedes redliche Mädchen, für tolle Streiche nie hätte ausstreuen mögen.

Das letzte Jahr meiner Engagementszeit in Pesth verflog sehr schnell, ich studirte, wenn es möglich war noch fleißiger als je, um mich für eine größere Reise fertig zu machen, und hatte ja nun auch während des dortigen Aufenthalts durch eine bedeutende Zahl der größten Parthien mein Repertoire vermehrt. Desdemona, Norma, Romeo, Alice, Fidelio, Rosine — Barbier. Armando — Crociato, Arsace — Semiramide, Medea und noch andere hab' ich während der Pesther Studienjahre eingeübt. Ich hatte nun auch bereits aus so vielen Orten Einladungen zu Gastspielen erhalten, daß ich auf ein ganzes Jahr hinaus reisen konnte, um Allem nachzukommen.

Meine Pesther Freunde waren, wie es immer die Freunde sind, vergnügt über die glücklichen Aussichten; sie gaben mir noch unzählige Beweise von aufrichtiger Anhänglichkeit, so daß ich nicht weiß, mit welchen Worten ich ihnen hier danken müßte, um ihren edlen Herzen die gebührende Ehre anzuthun. Die Menschen in ihren liebevollen Gesinnungen betrachteten mich wie ihr Kind und ich kann nicht mehr sagen, wer Alles mir bei meinem letzten Auftreten noch Geschenke und Andenken zugeschickt hat. Auch der Bruder jener Fürstin, deren Bekanntschaft ich in Wien machte, und den ich bisweilen in Pesth in den Gesellschaften der Adligen zu sprechen die Freude hatte, schrieb mir noch vor meiner Abreise, daß wenn ich einmal im Leben der Hülfe eines Bruders bedürfe,

ich ſeiner gedenken möchte. Es bieten ſich aber demjenigen, der ſeinen Pflichten mit beſtem Willen nachzukommen ſtrebt, allezeit redliche Männer zum Schutze dar und ſie haben auch mir nicht gefehlt. Doch iſt es meine Pflicht, auch jenem menſchenfreundlichen, wahrhaft ritterlich geſinnten Ehrenmann für das edle Anerbieten meinen herzlichen Dank auszuſprechen. Iſt es mir doch eine Freude, ſagen zu können, daß es gottlob noch andere Beſchützer gibt, als jene ſehr zweideutigen, die ſich unter einer gewiſſen Claſſe nur zu oft finden.

Hätte ich kein höheres Lebensziel im Auge gehabt, ſo würde es mir in Peſth noch recht lange gefallen haben dürfen, denn angenehmer konnten ſich meine äußeren Verhältniſſe nicht leicht wohl geſtalten. Unter einem Blumenregen ſchied ich von dem lieben Publikum; mit tauſend Thränen verließen wir unſere wollwollenden Freunde, die trauliche Wohnung und die liebe Stadt.

Mehrere Frauen begleiteten uns eine Strecke weit zu Schiffe und ſo reiſten wir den Donauſtrom aufwärts zuerſt nach Brünn, dann nach Linz, wo ich in beiden Städten mehrere Parthien ſingen mußte. Alsdann aber zog es uns nach unſerer früheren Heimath, nach Thereſienſtadt. Wie klopfte uns das Herz, als wir die alten wohlbekannten Berge wieder erblickten, bald auch Leitmeritz, und nun unſer geliebtes Thereſienſtadt ſelbſt. Wie die Windsbräute flogen wir die Allee hinaus in die kleine Feſtung zu unſerer Wohnung, zuerſt küßten wir die Thüre, an welche die Großmutter ſtets einen Drudenfuß mit Kreide hinmalte, damit uns die Hexen nichts anhaben könnten; dann gings zu den ſchwarzen irdenen Ofen, wo inmitten das Lamm mit ſeinen Fähnchen war; das wir Kinder eine Woche um die andere abwaſchen durften. Nun ſahen wir noch alle Winkelchen aus, und alle lieben Plätzchen wurden, wenn auch nicht geradezu umarmt, ſo doch wenigſtens mit geiſtigen Armen umſchlungen. Wir hätten

uns vielleicht gar nicht viel daraus gemacht, wenn das Haus über uns zusammengefallen und uns unter seinen Trümmern begraben hätte, so groß war die Freude an die alte in Kinderträumen durchlebte Zeit. Nur das Frohe trat lebhaft vor unsere jungen Seelen, aber der Mutter demüthiges und gerührtes Aussehen erinnerte uns noch an etwas Anderes, und wir gingen mit ihr ganz still den Berg hinter unserm Hause hinauf, knieten nieder, und dankten dem lieben Gott für Alles, was er uns bisher schickte. —

Was hätten wir darum gegeben, wenn wir auf dem Wege durch die Allee noch einmal jenem edlen Fürsten begegnet wären! Auch der General war nicht mehr zu sehen. Nur die Wittwe jenes braven Schulmeisters sahen wir noch. Hätte ich nur die segensreiche Macht einer wohlthätigen Fee gehabt, wie glücklich würde ich diese Frau gemacht haben! aber uns armen Menschen ist stets das Herz zu voll und die Hände sind oft nur zu leer. Doch suchte ich ihr nach Kräften Freude zu bereiten. Mein Mütterchen nahm sich vor, dort bei einer ihrer Schwestern so lange zu bleiben, bis ich im Stande sein würde, selbst ein kleines Eigenthum irgendwo anzukaufen. Ich aber folgte in Begleitung meiner Schwester einer Einladung nach

Nürnberg.

Die Tour von Leitmeritz aus war anfangs nicht sehr ergötzlich; je mehr man sich dagegen Teplitz nähert, um so majestätischer erheben sich die Gebirgsriesen vor dem erstaunten Blick. Dort hätte ich mir wohl einmal eine Heimath gründen mögen. Die Mutter, die uns bis Teplitz begleitete, war auch ganz damit einverstanden, es fehlte uns nur Etwas vom Nothwendigsten, sonst würde eine Villa Schebesta bei Teplitz bald entstanden sein; ein kleines Kapital hatten wir schon gesammelt, und gar zu gerne

hätte ich die Mutter in einem eigenen Häuschen gesehen. Wir nahmen uns vor, einige Tage in Teplitz zu verweilen, um uns ein wenig umzusehen und zu erfahren, wie hoch ein kleines Anwesen in diesem kostspieligen Badeort zu stehen käme. Der Zufall wollte es nun gerade, daß in der Umgegend, in Maria Schein, ein — Palais zum billigen Verkauf feilgeboten war. Sehr begreiflich, daß mir bei der Aussicht auf ein billiges Palais der Kopf wirbelte, ich konnt' es kaum erwarten, bis die Mutter, der es bei dem Gedanken an ein so glänzendes Besitzthum eher zu schwindeln schien, mit uns zur Besichtigung hinaus ging. Es war ein wundervoller Morgen. Die Wiesen und Felder, welche wir von Teplitz aus zu passiren hatten, sahen mit feuchten Aeuglein nach der lieben Sonne empor, denn es hatte kurz vorher ein wenig geregnet. Wir mußten uns meist links halten und hätten wir nur Stelzen zur Hand gehabt, wir wären geradeaus durch die hohen Grasparthien, und gewiß noch viel schneller, unserem Ziele zugewandert. Der Himmel hatte sein blaues Festkleid an und die liebe Sonne zeigte uns das Besitzthum in höchster Herrlichkeit. Von weitem schon glitzerten uns die hohen Fenster des bezaubernden Feenpalastes entgegen. Das Haus lag auf einer Anhöhe, zu dem ein großer Garten hinaufführte. Unten an den beiden Seiten des großen eisernen Gitterthores standen zwei kleinere Gebäude. Der Aufseher des Gutes rieth uns beim Anblick derselben auch gleich: daß wir am klügsten thun würden, das eine dieser Häuschen dem Gärtner oder Oekonomieverwalter einzuräumen, das andere aber zu einer Art Magazin zu verwenden; so hab' es die frühere Herrschaft ebenfalls gehalten. Es wurde uns nun das große Thor geöffnet, obgleich auch noch zwei Seitenpförtchen da waren. Ich weiß nicht, war es reine Freude über das schöne Anwesen, die mein Inneres fast zusammenpreßte oder war es eine Art Ringen nach geistiger und Gewissensfreiheit, das sich gegen das eitle Ding

wehrte. Obgleich ich vorerſt nur ein Viertheil an dieſem Beſitzthum hätte bezahlen können, ſo würde das doch gar nichts zu ſagen gehabt haben; der Verwalter wäre auch zufrieden geweſen, wenn wir es mit Schulden angenommen hätten; nach einem Jahr, meinte er, brauchten wir erſt noch das Uebrige nachzuzahlen. Allein dabei wäre uns allen doch nicht ganz wohl geworden, obgleich das Ganze gar zu verführeriſch ausſah. Wir gingen die breiten Wege längs den Garten hinauf, der von einer hohen Mauer ringsum eingefaßt war. Die ſchönen und Nutzen bringenden Anlagen hätten die Mutter ſchon verlocken können, hier zu bleiben. Nun ging es die breite Treppe hinauf in das Palais. Die Stuccaturen des Stiegenhauſes, ſowie des Saales und der übrigen großartigen Apartements waren mitunter ſchon ſehr an die Gränze irdiſcher Vergänglichkeit angelangt. Die verſchiedenen Herren und Damen, die im Zopfſtyl gemalt mit großen runden Augen, vollen Wangen und mit ſehr wohlgenährten Büſten die Wände ſchmückten, würden vielleicht noch manchen Zuſchauer bezaubert haben. Der Mutter aber und uns beiden waren dieſe in ſo materiellen Reizen ſtrotzenden Damen und die gepanzerten Ritter, die in gewaltiger Rüſtung mit weitgeöffneten Augen uns anglotzten, gar zu prunkend; auch wären dieſe ſtattlichen Augenbeſitzer ſammt ihrer glänzenden Ritterlichkeit über kurz oder lang uns doch recht hölzern und langweilig vorgekommen. Das Bedenklichſte waren der Mutter die verſchiedenen Sprünge an den Plafonds und die gar zu unheimlich großen Zimmer, die ja Fenſter hatten, das drei Leute neben einander hätten aus und ein ſpazieren können. Der Himmel war nun zwar bei alledem über meinen Wünſchen noch nicht eingefallen, allein bei dem Gedanken, daß der Plafond über dem Haupte meiner geliebten Mutter doch einmal einſtürzen könnte, und daß auch wohl allerlei ungebetene Gäſte ſich bei Nacht und Nebel einfinden und die einſame Frau berauben oder gar tödten

können, rückten meine allzuromantiſchen Wünſche ſehr bald in weitere Ferne hinaus. Und ſo ſchieden wir zwar mit ſchwerem Herzen, aber in der Hoffnung, daß ja gewiß auch noch im nächſten Jahr, wenn auch nicht gerade dieſes Palais, ſo doch irgend ein anderweitiges Häuschen zur Freude meiner Lieben ſich finden laſſen wird; und bis dorthin hofft' ich ſchon ein ſehr wohlhabendes Mädchen zu ſein. Denn wenn ich erſt einmal in Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe, Kaſſel u. ſ. w., wohin ich überall Einladungen hatte, geſungen haben werde, dann kann es mir gewiß ein Leichtes ſein, den Meinigen ſo ein Beſitzthum anzueignen, ſo dacht ich. Allein die meiſten Hoftheater-Intendanzen haben mich nicht ſo großartig honorirt, als ſie es wohl bei jenen Primadonnen zu thun bereit ſind, die oft mit den kühnſten Anſprüchen und matteſten Erfolgen ein- und abgezogen ſind. Man gab mir an genannten Hoftheatern für jeden Abend, wo ich ſang, zehn bis dreizehn Louisd'or, und wenn's hoch kam für die ſechste Rolle die Hälfte der Einnahme einer Beneficе. Während doch die Zuſchauerräume bei meinen Gaſtſpielen, ſelbſt bei erhöhten Preiſen meiſt ſo überfüllt waren, daß ſich Zuhörer ſogar an dem beſcheidenen Plätzchen einer Eingangsthüre begnügten. Befragte ich mich alsdann, warum ſie mich denn ſo kärglich bedenken, da ſie andere doch weit honneter belohnen für die oft ſo magere Ernte, welche jene der Hoftheaterkaſſe bereiteten, ſo hieß es, daß dieſe Damen alsdann mit etwas renomirt haben müßten, was ihnen nicht geworden ſei. Je nun, mir war das bischen Honorar ſo weit genügend, obgleich ich es nicht mehr als billig gefunden hätte, wenn man bei meinen Gaſtſpielen nicht nur das Wohl der Theaterkaſſe, ſondern auch das meine ein wenig mehr berückſichtigt haben würde. Denn wer auf anſtändige Weiſe viel gereist iſt und viel in Gaſthöfen gewohnt hat, wird wohl wiſſen, welche Rechnungen einem da gemacht werden und daß man ſchon viel einnehmen muß, um nur mit Ehren durchzukommen. In

Nürnberg war man in dieſer Hinſicht eigentlich viel großmüthiger, und ich ſang dort nicht nur zum bedeutenden Nutzen der Direktionen, ſondern auch zu dem meinen, gab dort alle Jahre von 1836 bis 1842 eine große Anzahl von Darſtellungen, die ſich im letzten Jahr ſogar bis auf zwanzig Gaſtſpiele erhöhten, was noch keiner jemals widerfahren iſt. Vielmehr weiß man Beiſpiele, daß auch die berühmteſten Nachtigallen oft ſchon bei der dritten Vorſtellung ihr Honorar kaum erſungen haben.

Ich gehörte im Punkte der Geldſpekulation noch zu den völlig unmündigen Kindern und bin es leider bis zum Schluſſe meiner künſtleriſchen Laufbahn geblieben, ich nahm eben, was man mir zutheilte, und war ſtets zufrieden mit dem, was ich empfing. Mir war das ſchon genügend, wenn man mich nur gerne, lange und oft wiederzuſehen verlangte und dieſe Freude wurde mir faſt aller Orten.

Kaum waren wir in Nürnberg angekommen, ſo erreichte mich ein Engagements-Anerbieten der italieniſchen Operndirektion von Wien. Von einem italieniſchen Kontrakt hat man im Allgemeinen wohl keinen Begriff, die Deutſchen müßten ſich meines Erachtens weit eher ſchämen, ihre Sängerinnen gleichſam als Poſtgaul in Italien zu wiſſen, als daß ſie es unter ſolchen Zumuthungen für eine Ehre halten, dort engagirt zu werden.

Kontrakt.

Die Administration des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore und der k. k. Redoutensäle, unter dem Pachte der Herren Carlo Polochino und Bartolomeo Merelli, einer Seits, und Signora Agnes Schebest anderer Seits, haben gegenwärtigen Kontrakt festgesetzt, und, doppelt im Original ausgefertigt, unterzeichnet, daß dessen Gültigkeit, wo es immer sei, in bester Form Rechtens zu bestehen hat.

1. Signora Agnese Schebest verpflichtet sich, in der Eigenschaft einer ersten Sängerin zu singen und zu spielen, in allen Opern, Oratorien, Cantaten u. s. w. sowohl in italienischer, als in deutscher Sprache, welche ihr von der Administration zugetheilt werden, auch auf Verlangen der Administration, in männlichem Gestüme, bei allen Proben und Vorstellungen, zu welchen die Administration sie berufen läßt, pünktlich zu erscheinen und alle ihr nach ihren Eigenschaften zugetheilten Partbien zu übernehmen und mit dem größten Fleiße auszuführen. Sie verpflichtet sich auch, sowohl in dem k. k. Hoftheater nahe dem Kärnthnerthore, den k. k. Redoutensälen und jedem andern k. k. Orte Dienste zu leisten.

2. Die Administration bezahlt Signora Agnese Schebest für die genaue Erfüllung aller in gegenwärtigem Kontrakte enthaltenen Verpflichtungen zwei tausend sechs hundert Gulden CM. = 2600 fl. und eine halbe kostenfreie Venetianervorstellung, welche Summe in neun gleiche monatliche Raten getheilt, am Ende jeden Monats, gegen klassenmäßig gestempelte Quittungen bei der Theaterkasse zu erheben ist.

3. Signora Schebest wird von ihrem Kunsttalente weder an öffentlichen noch an Privatorten, während der Dauer des gegenwärtigen Kontraktes Gebrauch machen, ohne vorher die schriftliche Bewilligung der Administration hierzu erhalten zu

Traduzione.

L'amministrazione dell' I. R. Teatro di Corte alla porta d'Italia e delle I. R. Sale del Ridotto sotto l'impresa delli Sig. Carlo Bolochino e Bartolomeo Merelli d'una parte e Signa. Agnese Schebest dall' altra hanno convenuto e stipulato il presente contratto fatto in doppio originale, da valere in ogni miglior modo, ed ovunque sia a senso di legge.

1. Signora Schebest si obbliga nella qualità di prima cantante per cantare e recitare in tutte le opere, oratori, cantate etc. tanto in lingua tedesca che italiana, che le Si ordineranno, essequendo quelle parti che le verranno destinate, e vestendo anche all' occorrenza l'habito civile — ed agire puntualmente in tutte le prove e Rappresentazioni che veranno ordinate dal appalto, d'accettare tutte le parti che saranno destinate nella sua qualità, d'eseguirle coll massimo impegno tanto nell' I. R. Teatro di Corte alla porta d'Italia che nelle I. R. Sale del ridotto ed altri luoghi I. R.

2. In compenso e corrispettivo d'ogni obbligo assunto col presente contratto, l'amministrazione dell' su indicato I. R. Teatro pagherà alla Signora Agnese Schebest fiorini fini di Mta: di Convenz: Due Mille seicento 2600. = piu mezza Serata franca di Spese — la qual somma sarà divisa in nove eguali partici rate mensili da percepirsi alla Cassa della Amministrazione verso quitanza bollata.

3. Signora Schebest non potrà mai far uso de suoi talenti inalcun altro luogo nè pubblico nè privato per tutto il tempo della durata del presente contratto senza prima avere ottenuto dall' amministrazione il permesso in iscritto

haben. Sie erklärt auch, keine andere Verpflichtungen, wodurch der gegenwärtige Kontrakt verletzt und ungültig gemacht werden könnte, abgeschlossen zu haben.

4. Signora Schebest verpflichtet sich, an sämmtlichen Parthieen, die ihr wie §. 1 bestimmt, von der Administration zugetheilt wurden, weder Zusätze und Abkürzungen, noch Veränderungen, von welcher Art diese sein mögen, vorzunehmen ohne Bewilligung der Administration.

5. Die Administration liefert eine anständige Garderobe, deren sich der Künstler ohne Widerrede zu bedienen hat. Der Künstler verpflichtet sich, das Gelieferte zurückzustellen, oder den Werth des Nichtzurückgestellten der Administration zu ersetzen.

6. Der Künstler verpflichtet sich, selbst auf seine eigenen Kosten die moderne französische, und vollständig kleine Garderobe ohne Ausnahme zu bestreiten. Die Administration wäre im Gegentheil berechtigt, das Fehlende auf Kosten des Künstlers herbeizuschaffen.

7. Er verpflichtet sich auch, allen bereits bestehenden, und noch zu erlassenden Theatergesetzen und Anordnungen sich zu unterwerfen.

8. Gegenwärtiger Kontrakt dauert für neun Monate; er beginnt mit dem 1. Juli 1836 und endet mit 1. April 1837: doch behält die Administration sich das Recht bevor, ihn für ein weiteres Jahr, das ist hier dieselben neun Monate, zu verlängern; mit einer Zulage von 400 — vierhundert Gulden CM.: so daß sie im zweiten Jahr 3000 fl. CM. und eine halbe kostenfreie Beneficevorstellung wie im ersten Jahr zu beziehen hat — oder auch ihn nach einer vorher erfolgten Kündigung von vier Monaten lösen zu können, nach ihren Verhältnissen mit der hohen Staatsverwaltung. Im Falle, daß die Künstlerin erkranken, oder sonst unfähig werden sollte, ist die Administration nach dem Verlaufe von zwei Wochen berechtigt, die Bezahlung der Gage einzu-

dichiara inoltre di non aver fatta altra scrittura anteriore alla presente con cui potesse essere leto e reso illusorio il presente Contratto.

4. Nelle parti che l'amministrazione destina all' artista come detto nell' art. 1 con aggiunte, diminuzioni ed altro, l'artista non potrà mai fare il benche minimo cambiamento senza averne ottenuto il consenso dell' amministrazione.

5. L'appalto somministra al artista un vestiario decente, ed egli dovrà servirsi di questo senza alcun riclamo, coll' obbligo della restituzione, o del pagemento del valore degli ogetti non restituiti.

6. Dovrà l'artista fornirsi a proprie spese del moderno vestiario cosi detto alla francese e di tutto il piccolo vestiario indistintamente esclusa gualunque eccezione, e potendo l'amministrazione, in caso di mancanza provederli a spese d'esso artista.

7. L'artista si obliga di uniformarsi ai regolamenti teatrali in vigore e deispeciali che venissero emanati in apresso.

8. Il presente contratto vale per nove mesi incomincia col 1. Luglio 1836 e finisce al 1. April 1837 ma rimane il diritto all' amministrazione di prolungarlo per altro anno cise p: gli stessi nove mesi pel secondo anno l' onorario della Signora Schebest sera aumentato di quattro cento fiorini e cosi portetro — tre mili fiorini Mta. di Convenz oltre la mezza serata, come al primo anno, e di annularlo, previo una denunzia di mesi qualtro riservandosi con cio l'amministrazione i patti stipulati col' I. R. Governo; ed in caso di malatia dell' artista o d'altro caso impreveduto in cui egli fosse impedito di prestare servigi per lospazio di due settimane, l'amministrazione sarà autorizzata di sospendergli

ſtellen bis zu dem Zeitraume, wo die Künſtlerin ihre Dienſtverrichtung wieder übernehmen kann.

9. Der Adminiſtration ſteht das Recht zu, Signora Schebeſt reiſen, und auch auf Theatern außer Wien wirken zu laſſen, nur gegen Erſatz der Reiſe- und Wohnungskoſten und unter Aufrechthaltung aller in dem gegenwärtigen Kontrakte vorkommenden übrigen Bedingniſſe und Verpflichtungen mit Ausnahme der casi fortuiti nach dem Landesgebrauche.

Zur Verſicherung der genaueſten und pünktlichen Erfüllung des gegenwärtigen Kontraktes haben beide contrahirende Theile den doppelt in Original ausgefertigten Kontrakt unterzeichnet, mit perſönlicher Dafürhaftung und unter Verpfändung ihres Vermögens.

Wien, den 31. Mai 1836.

Solche Kontrakte pflegt man in Italien zu machen, um ein junges Talent, das da erſt in die Welt hinein guckt, ſogleich wie eine Citrone auszupreſſen, oder wie eine Sklavin an ihren Willen zu ketten. Ich antwortete jenen Herren, daß ich mir das Meiſterſtück ihres Kontraktes zum Andenken behalten, ihn zu unterſchreiben aber bleiben laſſen wolle.

Zu alledem ſind dieſe Leute auch noch ſo ſchlau, die Künſtler bisweilen zweierlei Kontrakte unterſchreiben zu laſſen, wie man ſpäterhin aus einem venetianiſchen Brief erſehen wird. In dem Schein-Kontrakt wird alsdann eine unerhörte Summe ausgeſetzt, um dem Publikum es ſchwarz auf weiß zeigen zu können, wie koſtbar die Genies einem ſo aufopferungsfähigen Entrepenneure zu ſtehen kommen, wie ihm aber nichts zu theuer iſt, um ſeinem Publikum eine Freude zu bereiten.

la paga sintanto che avrà riacquistata la capacità di riassumere i sopra espressi suoi obblighi.

9. Resta in facoltà dell' amministrazione di far agire la Signora Schebest in altri teatri anche fuori di Vienna provio il solo compenso al detto artista delle spese di viaggio e d'alloggio, e ben inteso, fermi egualmente tutti li soprascritti suoi obblighi a fermi i casi fortuili relativo alla piazza in ecci agira.

In conferma e per l'esatta esecuzione d'ell presente contratto fatto in doppio originale, le parti si sottoscrivono, ed obbligano le rispettive persone e beni in fede.

Bartolo Merelli
E. Balochino.

Meine Gaſtſpiele in Nürnberg gingen mit den glänzendſten Erfolgen von ſtatten und ich weiß gar nicht mehr, wie oft und wie viele Kränze, Gedichte, Ständchen und Ehrenbezeugungen aller Art die lieben Nürnberger über mich hingeſtreut haben, nur das weiß ich, daß es mir bei ihnen gleich anfangs ſchon ſo heimlich und traulich wurde, daß der Entſchluß in mir immer mehr zur Reife kam, dort mein beſtändiges Aſyl zu gründen. Es geſchah das auch ſchon im Jahre 1837.

Wen wird nicht die treuherzige, biedere Gemüthlichkeit, die geſunde Kernhaftigkeit, wie ſie dort im häuslichen Leben ſo wie in der Kunſt herrſcht, bis ins innerſte Herz hinein erfreuen? Wer könnte die edlen Männer und Frauen der wohlbekannten und allgemein verehrten Familien von Tucher, von Plattner, von Führer, von Holzſchuher und noch viele andere vergeſſen? In den gaſtfreundlichen Häuſern des Herrn Direktor und Profeſſor Heideloff, deſſen Schwager Conſul Bartels, ſo wie auch in der lieben Familie des muſikaliſchen Eiſenbahndirektors und Buchhändlers

Herrn Mainberger wurden wir endlich ſo einheimiſch, daß wir von den biederherzigen Menſchen die aufopferndſten Beweiſe von Freundſchaft empfingen.

Dort wurde ich auch mit dem jetzt in München lebenden Friedrich Wagner, deſſen Werke die Freunde gediegener Kupferſtiche hinlänglich kennen, bekannt. In ſeinem Hauſe wie in ſeinem Atelier wurden wir ſtets in den Geiſt jener guten alten Zeit verſetzt, wo es den Männern um ein künſtleriſches Streben und ſtilles ernſtes Sinnen mehr zu thun war, als um einen Schwall von vielen hochklingenden Worten. Er wie ſeine kunſtſinnige Frau waren ſo aufopfernd, daß ich ihnen unendlich viele Aufſchlüſſe über die Entſtehung und Schönheiten der alten Meiſterwerke zu verdanken habe. Derſelbe führt uns auch durch ſeine Scenen aus Nürnbergs alter Künſtlerwelt, die er mit den ſelbſtgeſtochenen Bildniſſen der berühmteſten Meiſter ausſchmückte, gar ſinnig in ihre naiven Weiſen und Familienverhältniſſe ein. Dieſe Scenen, die ſich auf der Bühne ſehr gut darſtellen ließen, ſchildern das Künſtlerleben des Albrecht Dürer, Adam Kraft, Peter Viſcher und Veit Stoß. Sie ſind erſchienen im Verlag von Konrad Geiger zu Nürnberg, 1852.

Man hat wirklich vollauf zu thun, um in acht Tagen nur Nachſtehendes zu beſehen: Die Sebalduskirche, Moritzkapelle, Frauenkirche, Spitalkirche, Lorenzkirche, Jakobskirche, Egydienkirche, die Eucharinskapelle und die Burg. Dann das germaniſche Muſeum in dem ſchönen Peterſen'ſchen Hauſe, das Tucher'ſche Haus, Grübels Haus, Dürers Haus, das naſſau'ſche Haus, Kötzels Haus, das Waiſenhaus, das Rathhaus; dann den ſchönen Brunnen, alsdann das berühmte Gänſemännchen. Auch noch das Landauer Kloſter, die Kunſtgewerbſchule, Hertels Sammlung, Hauſs Sammlung, der Johanniskirchhof, der Rochuskirchhof, müſſen genannt werden; man hätte hier ſchon viel, aber noch immer nicht Alles geſehen. Sieben ſteinerne Brücken

führen in der Stadt über die Pegnitz. Die Fleiſchbrücke ſoll nach dem Muſter der Ponte rialto in Venedig entworfen ſein, freilich hat der Fluß hier nichts gemein mit jenen imponirenden Lagunen, und er kam durch Schiller demüthigend genug weg, der ihn mit ſeiner Xenie nicht ganz unwahr ſo ſchilderte:

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.

Ich will aber, damit die hypochondriſche Frau Pegnitz aus Herzeleid nicht gar tiefſinnig wird, ihr zum Troſte verſichern, daß man in Stuttgart (der Hauptſtadt von des Dichters Heimath) nichts von einer Ponte rialto à la Nürnberg gebaut hat, um ſich vor der ſtürmenden Macht eines Neſenbachs zu ſchützen. Der fließt oft noch ganz anders einher! —

Es wird mir gewiß Niemand zumuthen, daß ich mich nach all den 35,208 Bänden der Stadtbibliothek, von denen 15,000 der Philologie, Philoſophie, Theologie, Rechtswiſſenſchaft und Medizin angehören, hätte umſehen ſollen, oder daß ich mich in die Studien der verſchiedenen Foliobände der hebräiſchen Codex, ſowie in diejenigen der griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker vertiefen hätte müſſen? Ich ließ das wohlweislich bleiben und werde es auch künftighin ſo machen, obgleich mir jüngſt eine Engländerin verſicherte, daß ſie auch dieſe Bücher durchſehen würde. Je nun, auf das Durchſehen hätte ich mich allenfalls auch einlaſſen können. Ich meines Theils war aber ſchon froh, daß ich hier meinen alten Quintilian, den ich auf einer ſpätern Reiſe durch Schwaben verlor, bei einem verehrten Freunde, dem Philologen Herrn Profeſſor Mayer, in deutſcher Ueberſetzung wieder fand. Ich dachte: was braucht der Herr Profeſſor meinen Quintilian? den ſtehl ich, und hab ihm das Buch auch richtig durch eine ſtehlende Manier abgeführt.

Von den Hauptzierden Nürnbergs ſind auch die gewöhnlichen Wochenmärkte zu nennen. Ich war nun doch zu allen

Zeiten dort, und immer ſah ich ſie im ſchönſten Schmucke prangen, im Frühlings-, im Sommer- und im Winterkleide, ſtets aber in reichſter Schönheit. — Die Hausfrauen gehen dort meiſtens ſelbſt auf den Markt, aber ohne Spitzenſchleier und befranzte Mantillen, wie ich ſie ſpäterhin anderen Orts geſehen habe, wo der äußere Staat der Einkäuferin zu dem dürftig beſtellten Magdkorb in einem mißlichen Verhältniß ſtand. Man wird mir auch glauben, daß ich als Künſtlerin nicht ſo viel freie Zeit fand, um mich den Markteinkäufen widmen zu können, doch bekam ich bisweilen ein rechtes Verlangen nach dem Anblick ſolcher Beſcheerung, wenigſtens in jenen Zeiten, wo ich nichts Nothwendigeres zu thun hatte, und wo ich nicht als Gaſt auf der Bühne, ſondern nur als Tochter bei der geliebten Mutter war, was bisweilen im heißen Sommer geſchah, wo in Nürnberg und in den meiſten Städten die Bühnen geſchloſſen ſind, ich aber auch keineswegs Luſt dazu empfand, in ſo heißen Tagen hochtragiſche Leidenſchaften zu ſpielen. Da ſahen wir die tauſend reinlichſt und appetitlichſt hergerichteten Gegenſtände und hinter ihnen die freundlichen Landleute, die durch ihr gutmüthiges Zuſprechen und Anpreiſen der Waaren beinahe Anlaß geben, den ganzen Kram zu kaufen. Wie verlockend ſieht das ſchmucke und geſunde Geflügel aus, dann die ſchön arrangirten Gemüſe, und wie muſterhaft reinlich iſt der lange Corſo von Fleiſchbänken! Vom Anblick dieſes Marktes waren nicht nur wir, ſondern auch alle Fremden ſtets höchlichſt entzückt. Auch der aller Welt bekannte und von aller Welt geliebte ſchwäbiſche Dichter Juſtinus Kerner war es, ſo daß er, aber nicht wie jeder Fremde thut, der kein Dichter iſt, ſich ſogar verleiten ließ, eine ganze Kiſte voll Gemüſe einzukaufen, die er ſeiner geliebten Frau zur Ueberraſchung nach Weinsberg ſchickte. Als Dichter und Gatte vergaß er, die Kiſte zu frankiren, und ſeine liebe Frau dachte beim Anblick derſelben nicht anders, als daß für das viele Porto, welches die inhaltsſchwere

Emballage gekoſtet, gewiß irgend ein prachtvolles Alterthum ihr trauliches Stübchen zieren ſoll. Er hatte unter den ſchönen Alterthümern von Nürnberg noch lieber der ſchönen Werke des gütigen Schöpfers gedacht und grüne Meiſterſtücke ſeiner Natur, ſeine Gewächſe für ſeine ſtets gaſtliche Tafel einpacken laſſen, nur leider wieder nicht erwogen, daß Alles ſeine Grenzen und äußerſten Höhepunkt hat, auch die Karviolroſen, die Kohlbrockerln ꝛc. Sie waren welk, als endlich die Kiſte glücklich geöffnet war.

Die kleinen Ausflüge in der nächſten Umgegend und nach Fürth ſind allerliebſt, wenn es auch Leute gibt, die da, wo keine Gebirge ſtehen, Bergparthien machen wollen, und da, wo Berge ſind, Feldwege ſuchen, nur um über unſers Herr Gotts Einrichtung raiſonniren zu können. Wer aber erſtere aufzuſuchen Luſt hat, der fahre auf der Eiſenbahn nach Forchheim, und von da im Omnibus nach Muggendorf und Streitberg. Dort wird er reizende Bergwege machen können. Wie oft waren wir da, bisweilen ſogar monatweiſe, in ſolcher Zeit und in ſolcher Diſpoſition, wo Andere Badeorte aufſuchen, um ſich zu erfriſchen. Dort war Alles zu finden, was man in keinem Badeort ſuchen darf, ländliche Stille, Ruhe und Abgeſchiedenheit von gelben Glacehandſchuhträgern, von ſpitzenbehangenen, oder umher lorgnettirenden Todeskandidaten. Außer meiner Mutter und meiner Schweſter, die abwechſelnd bei mir waren, geſellte ſich auch die Frau unſers ſtets luſtigen und lebensfrohen Doktor S. zu uns, der auch ſelbſt oft, wie vom Wind hergeblaſen, zu unſerer Erheiterung erſchien und zu Ausflügen anregte. Bisweilen ſah man auch liebe Befreundete oder Fremde, die wegen der bekannten Tropfſtein- oder Thierknochenhöhlen ſich dort einige Tage aufhielten, oder Poeten, mit der Abſicht, ihren Leſern Wunder zu erzählen von Dingen, die ſie erdichtet haben; (die Erlebniſſe mit den perſönlichen Begegnungen waren dort nur etwas kärglichen Inhalts.) Von Erlangen kam vielleicht hie und da ein Gelehrter, oder ein Student, weniger des

Philoſophirens, mehr der guten, ja ausgezeichneten Forellen und Aale wegen, welche man dort bekommt.

Der Wirth war ein Mann, deſſen breiter Rücken und dicker Kopf für die Fenſter ſeines Hauſes viel zu koloſſal waren; denn obgleich ſein Haupt dicht über dem Rücken ſaß und von einem Hals keine Spur zu ſehen war, ſo konnte er ſich doch nur zur Hälfte durch die beſcheidenen Fenſteröffnungen drängen, wenn er uns ſeinen Morgengruß mit einer wahren Froſchſtimme zurief. Der Hirt, mein Freund, der es bald weg hatte, daß er der Mann war, der das rechte Mittel beſaß, um unſre Lebensgeiſter von allen Träumen zu entfeſſeln, begann ſtets ſeine Morgenſerenade ohnweit unſrer Fenſtern: bevor er an die verſchiedenen Gemächer ſeiner Lieben zog, um dieſelben auf die Weide zu bringen. Sein Tonanſatz hatte zwar keinen klaſſiſchen Styl; denn um jene Tonſtufe zu erreichen, wohin ſein Gefühl zielte, rutſchte er jedesmal in einen chromatiſch-chaotiſchen Lauf eine ganze Quinte durch hinauf.

Vielleicht war dieſer Gefühlsausdruck im Muggendorfer Hirtenſtyl.

Nachdem er die Runde durch das Dorf gemacht hatte, folgten auch wir ſeinem Ruf und zogen bisweilen mit ihm hinter den Seinen den Berg hinauf, während man uns im Dorf das Frühſtück bereitete. Nachmittags gingen wir bisweilen mit Begleitung eines im Fremdenführerdienſt eingeſchnurrten Improviſators zur Bergböhlenſchau. Am beſten gefiel es mir immer in der Tropfſteinhöhle, wo uns der Führer nie zu ſagen vergaß: „dieſer allmälig hohe Kegel entſtand aus einem einzigen Tropfen, hier ſehen ſie auch den großen Helden, der ſammt ſeinem Hütlein aus lauter Tropfen entſtanden iſt.“ Gewöhnlich klimperte er dann auch noch einen Reim hintendrein, damit die Sache eine noch höhere poetiſche Bedeutung gewinnen ſollte. Uns aber erſchienen all' die wunderbaren Naturerſcheinungen ſo unbeſchreiblich imponirend, daß wir faſt davor erſchrocken ſind und nur mit ſtiller Scheu

ſprachlos an ihnen hinauf blickten. Alle dieſe vorweltlichen Höhlen enthalten eine Menge Knochen und Rieſengerippe von Thieren der Urwelt. Manche liegen ſchichtenweiſe in den Geſteinen, Andere loſe am Boden. Die Geilenreuther Höhle beſteht aus ſechs bekannten Abtheilungen; je tiefer man in dieſelbe eindringt, deſto ſtärker wird der Modergeruch. Tiefe Schichten von Modererde, die durch die Verweſung wilder Thiere entſtanden, geben einen verpönenden Geruch von ſich. Die Thiergerippe ſollen dem Tiger, dem Elephanten u. ſ. w. gleichen, ſind aber meiſtens alle zwei bis dreimal ſo groß. — Unter der Erde iſt und bleibt es unheimlich und wir gingen immer wieder am liebſten auf die grünen Bergeshöhen hinauf, wo ſich die ganze Seele im Einathmen der köſtlichen Bergluft badet. Von den vielen Ruinen, welche ſich da und dort auf ſtolzen Felſenſpitzen erheben, wußte unſer ſagenreicher Improviſator vieles zu erzählen.

Streitberg wie Muggendorf ſoll jetzt zu einem förmlichen Kurort erhoben ſein, wo man Molken und Kräuterſäfte bekömmt, aber nun leider auch Glacehandſchuhen begegnet. O, traurige Eitelkeit, die ſelbſt dahin ihr Glace mitnimmt, wo die Menſchen um Alles in der Welt das Schaafs- und Ziegenleder abſtreifen, ihre Bruſt aber frei machen ſollten, um all die geſunden und erfriſchenden Eindrücke der lieben Natur recht innig in ſich aufzunehmen. Wir kamen ſtets unbeſchreiblich erquickt von Muggendorf zurück, wo wir wie die Kinder losgelaſſen waren und auch alle möglichen Kindereien ausführten, auf die ſo ein glacirter Menſch gar nicht mehr kommen könnte. In einer alten Pfarrerskutſche, über deren Grundfarbe die Naturforſcher nie einig geworden ſind, die weder einem Thurm, noch einem Haus zu vergleichen und auf vier hohen Rädern einherſchnappte, fuhren wir damals, wo es noch keine Eiſenbahnen gab unter großem Jubel zurück nach Nürnberg. Dort hatten wir an der Stadt immer genug zu ſehen, und wurden auch durch liebe

Freunde bisweilen zu Landparthien eingeladen, oder durch unsern guten Doktor S., der sich späterhin auch als Pfleger meiner kleinen Baarschaften annahm, hie und da nach Fürth hinausgelockt, mehr geschah nicht zur Erholung und Zerstreuung.

Da wir so oft nach Nürnberg zurückkehrten, so drängte ich hier einige Erlebnisse aus verschiednen Zeiten in wenigen Spalten zusammen, um nicht immer wieder das Büchlein mit kurzen Sätzen, Nürnberg betreffend, unterbrechen zu müssen. Indessen will ich zum Schlusse meiner glücklich beendigten Gastspiele im Frühjahre 1836 zurückkehren, und wenn ich all' der empfangenen Liebesbeweise bis zum Jahre 1842 nicht ausführlich gedenke, so mag man es mir hier wie auch anderen Orts nicht als Undankbarkeit auslegen, wohl aber als eine gewisse Scheu vor dem Vorwurfe übelwollender und mißgünstiger Leute, die es mir als Eitelkeit und Prahlsucht deuten könnten, wollt' ich alle schönen und ehrenden Beurtheilungen, so wie alle dichterische Ergießungen anführen, die mir überall geworden sind, und die ja auch für sich allein schon ein ganzes Buch ausmachen würden. Unter einem Regen von Blumen und Gedichten schied ich von dem lieben Nürnberg, und folgte zunächst der Einladung nach

Karlsruhe.

Diese Stadt machte auf uns den Eindruck eines propren deutschen Fräuleins, das durch elegante Chaussure, durch ein weites Kleid und modeste Haltung ihres ganzen Wesens sich nur in bescheidenen Manieren zu präsentiren sucht. Die schönen Trottoirs und Straßenpflaster, die langen Gassen mit ihren netten, aber meistens ein- bis zweistöckigen Häusern, die innere Eleganz derselben, alles das stimmt mich zu dieser Bezeichnung; und wie die Stadt, so behaupten auch die meisten Einwohner, die ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, denselben Charakter der

Wohlanſtändigkeit, der geſchmackvollen Zierlichkeit, aber nicht minder einer rührenden Zuverläſſigkeit ihrer biederen Geſinnungen.

Unbeſchreiblich wohl that es mir, nach langer Entbehrung wieder einmal vor ein tüchtiges, wohl organiſirtes, präcis in einander wirkendes Orcheſter treten zu dürfen, deſſen Oberhaupt der energiſche, umſichtsvolle und in jeder Hinſicht gediegene Kapellmeiſter Strauß war. Schon auf den Klavierproben bemerkte ich ein zartes ſich Hineinfühlen in meiner Auffaſſungsweiſe: er hätte das charakteriſtiſche eines Recitatives, einer Cantilen oder eines Allegros durch irgend ein vorlautes oder lahmes Accompagnement mir um alles in der Welt nicht zerſtören laſſen mögen und dieſes feinfühlige Ineinanderwirken hab' ich außer bei den Orcheſtern der Herren Kapellmeiſter Lindpaintner in Stuttgart und Franz Lachner in München kaum noch irgend wo in ſo hohem Grade wieder gefunden; dieſen Herren, ſo wie unſerm vortrefflichſten Kapellmeiſter Reißiger in Dresden ſchien es faſt gleich bedeutend zu ſein, ob ſie eine Muſik von K. oder Z. vor ſich hatten; ſie ſchenkten jeder Theilnahme und Aufmerkſamkeit, wenn auch gewiß jeder dieſer Herren ein ſolcher Feinſchmecker iſt, daß ihm auch der vortrefflichſt zubereitete Spatz nie wie ein Faſan ſchmecken wird. — Kreutzer gehörte wohl auch zu jenen Männern, allein er mußte Gott danken, wenn er nur die allernothwendigſten Mitglieder in ſeinem Orcheſter für eine oder die andere Vorſtellung glücklich bei einander hatte, von einem innern Verſtändniß des Dirigenten oder gar einer geiſtigen Behandlung der muſikaliſchen Vorlagen konnte bei ſolchen Nothhelfern, ſelbſt bei allem Fleiß und dem beſten Willen, denn doch wohl nichts Vollkommenes geleiſtet werden.

Bei andern berühmten Kapellmeiſtern bemerkte ich oft eine ſo ſtrenge Vorliebe für deutſche Muſik, daß es mir für meine Pflegekinder, der Neuitaliener, deren ich mich doch auch annehmen mußte, oft ganz angſt und bange wurde. Die Orcheſter-

mitglieder hatten alsdann kaum den Muth, ihre Aufgaben mit Pietät zu behandeln, wenn so ein Maestro die Achseln zuckte, sie leierten und dudelten oft wie absichtlich die Melodien recht abgeschmackt und geistlos herunter, wozu jedenfalls weniger gehörte, als hätten sie das Gegentheil fördern wollen. Ja, wenn nur nicht alle unsere vorzüglichsten Kirchen- und Opern-Componisten recht fleißig bei den alten Italienern in die Schule gegangen wären, und die besten deutschen Werke in ihren Grundzügen nicht so gar viele Aehnlichkeit mit der guten alten Mahre noch hätten! — Warum nun die Kinder in's Gesicht schlagen, da man ihren Eltern doch so Vieles verdankt? Deßhalb lassen sich manche unserer deutschen Musiken doch nicht besser singen und anhören, wenn wir auch noch so vernehm unsere Näschen rümpfen über die Neuitaliener. Diese halten wenigstens die Menschenstimme für keine Bratsche, während deutsche Componisten ihre Sänger oft in eine Tonsphäre bannen, an die man nur mit Grauen denkt. Da sieht man bisweilen ein Ding vor sich, es ist keine Cantilena, es ist kein Recitativ, es hat keine Melodie, es hat keine Harmonie, es hat keinen poetischen und auch keinen psychischen Gehalt, es sind Dinge, die entweder unscheinbar am Boden hinkriechen oder Intervalle, in denen der Sänger den Umfang seiner Stimme wie an der Elle ausmessen kann. Ich hätte oft nur gar zu gerne gute deutsche Musiken gesungen, allein diejenigen, welche ich aufzuführen wünschte, waren bei aller Deutschthümlichkeit dennoch meistens nicht auf den Hoftheater-Repertoirs. Auf meinen Reisen studirte ich wohl die Parthien: Iphigenia in Tauris, Sextus im Titus, die Rose im Adlers Horst und die Jüdin in Templer und Jüdin, habe jedoch erstere Oper nirgend singen können und die letzteren mit großen Anstrengungen nur auf einige Opern-Repertoirs gebracht.

In Karlsruhe war Desdemona im Othello meine erste

Gaſtrolle. Nach dem erſten Recitativ erhielt ich von den Mitgliedern des Orcheſters einen Sturm von Beifall. Die Frau Kapellmeiſterin ſang die Emilia mit aller Innigkeit und Hingebung. Haizinger mit ſeiner goldenen Tenorſtimme den Rodrigo und der vortreffliche Rosner aus Stuttgart, der italieniſche Opern mit italieniſchem animo ſang, gab den Othello. Es war mir eine Luſt, in ſo guter Geſellſchaft zu arbeiten. Der Beifall war aber auch unbeſchreiblich. Dann folgte die Alice im Robert, die ich gleich zweimal nach einander geben mußte, darauf Fidelio und Romeo. Nach dieſen mit den glänzendſten Erfolgen beendigten Gaſtſpielen wurde ſogleich ein zweiter Cyklus von achtzehn Vorſtellungen für die erſten Monate des Jahrs 1837 ausgemacht.

Während der Dauer dieſes langen Gaſtſpiels nahm ich mir eine Privatwohnung, denn es wurde uns allen bei dem Schlaraffenleben im Wirthshauſe, wo man nur zu klingeln braucht, um die verſchiedenen fütternden Raben auf- und ſo viele Louisd'or abfliegen zu ſehen, nie ſo recht heimlich und traulich. Das allerwiderwärtigſte waren mir immer die oft bis Mittags ungeſäuberten Stuben. Alle heimlichen und öffentlichen Beſtrebungen nach dem Beſitz eines Beſens waren meiſtens fruchtlos und die liebe Gewohnheit, zuerſt die Wohnung, dann ſich ſelbſt in Ordnung zu bringen, hörte beim Gaſthausleben auf. Wie froh waren wir, nun ein eigenes Neſtchen wieder bewirthſchaften zu können. Damit nun aber meine gute Schweſter auch etwas lernen konnte, nicht nur als Garderobière mir dienen mußte, nahm ich ein ganz junges Mädchen als Jungfer an, es war dieſes die Tochter des dortigen Militär-Kapellmeiſters, Karolina Kies. Unſere junge Haushaltung war, als hätten ſie die Vögel zuſammengetragen und es war auch ein ſolches Leben dabei, anfangs auch eine ganz ähnliche Geſchäftigkeit im überflüſſigen Hin- und Herfliegen. Zuweilen lief in Feuereifer auch

wohl die Milch über, ſo daß die Primadonna mitten im Winter nur eiligſt alle Fenſter aufreißen mußte, um der guten Stimme keine empfindliche Beleidigung zuzufügen, oder iſt auch ein und das andere Mal der Reis zu ſcharf eingekocht und zu aller Schrecken angebrannt. Allein, ſo etwas merkt ein Geſcheidter nicht und wir ließen den bitteren Reis bitter ſein und freuten uns dabei auf die nächſte Mahlzeit. Meine beiden Leutchen waren über jede mißlungene Produktion ſtets ſelbſt unglücklich genug, ſo, daß ich ſie um alles in der Welt nicht noch mehr durch Tadel und Gekrittel hätte betrüben mögen. Das allerſchwierigſte Amt bei der ganzen Haushaltung war — das Schlachten des Geflügels. Vor ſo einer Henne oder Taube ſtanden wir oft alle drei mitleidsvoll hin und ſahen uns einander an und — keines hätte ſie tödten können. Es mußte alſo zu dieſem Geſchäft Karolinens Mutter herbeigeholt werden. Die weiteren Zubereitungen daran verlangen gerade keine allzuhohen Geiſtesanſtrengungen und man kann es durch Fleiß, Achtſamkeit und gehörige Uebung in dieſem Fache bald weit bringen. Es ging auch immer beſſer und was aus dieſem wohlerzogenen, braven Mädchen nach jenen beſcheidenen Anfängen bei uns geworden iſt, dafür bürgt mir das Vertrauen ihrer folgenden Herrſchaft (von B. in Karlsruhe) die — nachdem mich Karolina ſechs Jahre lang, mithin bis zum Schluß meines Künſtlerlebens begleitet hat — nun bereits ſeit zwölf Jahren ihre moraliſchen wie praktiſchen Verdienſte erprobte und mit aufrichtiger Zuneigung und Herzensgüte anerkannt.

Meine gute Schweſter, die ſich nun um ſo leichter den Studien der Muſik, wie ſonſtigen höheren Erwerbniſſen widmen konnte, gab ſich alle Mühe, auch ihre ſchöne Sopranſtimme vorwärts zu bringen. Da mir zur Ausbildung derſelben zu wenig Zeit blieb, ſo ließ ich das anfangs durch andere beſorgen, obgleich ich den Gang ihrer Studien treulich überwachte. In den

Sprachkenntniſſen war ſie mir immer voran; überhaupt aber leiſtete ſie in allen ſolchen Stücken, die ſie im Stillen für ſich betreiben durfte, Schönes, Nützliches und wahrhaft Erfreuliches. Auch würde ſie als Sängerin die ſanften jungfräulichen Charaktere mit Stimme und Weſen immer in anmuthiger Weiſe auszufüllen fähig geweſen ſein.

Allein ich bereute es ſpäterhin doch bitterlich, daß ich ihrem Wunſche, ſich in dieſer Richtung Selbſtändigkeit zu verſchaffen, nachgegeben habe; ſie war nicht ſo kerniger Natur, um die Brutalität und Bosheit anderer, denen ſie ein Aergerniß war, ruhig an ſich abgleiten zu laſſen, ihr ging jede Kränkung zu tief ins Gemüth.

Als ſie nun ſpäterhin auch ſo weit herangereift war, um öffentlichen Prüfungen ſich unterziehen zu dürfen, ſtudirte ich ihr nach und nach einige Rollen ein, z. B.: Emilia im Othello, Circe in Medea, Adalgiſa in Norma, Agathe im Freiſchütz, Julia im Romeo. Wenn ſie mit mir ſingen mußte, ſo war ſie ſtets in größter Befangenheit, ſie behauptete alsdann daß, ſelbſt wenn ich als Mitſpielende ſie auch nicht anſah, ſie es dennoch fühlte, wie mein ganzes Weſen während ihres Geſanges in ſolcher Spannung und banger Sorge für das Gelingen ihrer Aufgabe geweſen ſei, daß ihr ſchon um meinetwillen vor einem etwaigen Mißlingen derſelben bange geworden iſt. Wir erkannten wohl, daß es für ihre Ruhe vielleicht beſſer geweſen wäre, wenn ſie allein ihren Weg als Künſtlerin in die Welt angetreten hätte, und doch brauchten wir uns gegenſeitig ſo nothwendig, daß wir uns nie zu einer Trennung entſchließen mochten. Ihr ſanftes Weſen bedurfte meines Schutzes und ich? — was wäre ohne ſie aus mir geworden, die Leute hätten mir Jäckchen und Schuhe genommen, hätten ſie meiner allein habhaft werden können. Das Mitleid mit armen, unglücklichen oder nothleidenden Menſchen konnte mich leicht gar zu weit führen. In Karlsruhe war ich durch der-

artige Leute verſchont, doch anderwärts gab es um ſo mehr, die einem mit Klagen und Lamentiren das Haus einlieſen, bis ich ihnen eine ganze oder doch wenigſtens einen Theil von der Einnahme einer Beneſizevorſtellung überließ. Ich dachte alsdann, wenn du heiſer wäreſt, könnteſt du ja auch nichts verdienen, alſo darfſt du aus Dankbarkeit, weil du ſingen kannſt, auch wohl ein Uebriges thun und ſo ſang ich bald dieſem, bald jenem armen Tropf, wovon er und die Seinigen ein oder auch zwei Jahre zehren konnten. Mir und den Meinen that das nun eben ſo wohl, als hätten wir uns wunder was Schönes dafür angekauft. So eine Flitterprinzeſſinſchaft, die ſich's wohl ſein laſſen und ihre lieben Nächſten verderben ſehen kann, war mir eine gar zu jämmerliche Würde.

Was hätten wir einſtens angefangen, wenn die Menſchen gegen uns auch nur kuickerig geweſen wären? So dachten wir und halfen darum auch ſo oft es nur möglich war. Davon hatten wir freilich keinen Begriff, daß es auch Menſchen geben könne, die ſolches Mitgefühl durch Undank und Unredlichkeiten vergelten können.

Durch einen günſtigen Zufall wurden wir mit dem Herrn geheimen Hofrath Doktor B. und ſeiner liebenswürdigen Frau bekannt. Ein muſterhaftes Ehepaar an Zärtlichkeit und Gaſtfreundſchaft. Neben dieſen aber habe ich vor allem dem kunſtſinnigen und tapferen Oberſt C. v. Holtz und ſeiner verehrten Familie unendlich viele Freuden zu danken. In dieſem Mann iſt noch ein echter Funke deutſcher Biederkeit; ſo abſtoßend ihm das Gemeine, Ehr- und Pflichtvergeſſen der Menſchen iſt, ſo ſicher durfte der ernſtlich Strebende und rechtlich Handelnde ſich ſeiner Theilnahme erfreuen. Er genießt in dieſer Richtung bin die

Hochachtung der ganzen Stadt und obendrein seines Fürsten, wie sollte ich, wenn gleich als Zugvogel durchgewandert, in seinen Lobgesang nicht auch einstimmen! Hab' ich auch für Alles, was ich an Beweisen innigster Theilnahme empfing, nur gar zu arme Worte, so weiß ich ja doch, daß diese edlen Menschen immer zu Jenen gehörten, die weder um des Lohnes, noch um eines Lobgesanges willen Freuden ausstreuen. Die lieben Bekanntschaften, die wir durch beide Familien machten, haben unseren dortigen Aufenthalt gar sinnig verschönt. In musikalischer Hinsicht wurden mir die schönsten Genüsse in den traulichen Cirkeln des † geheimen Kriegsraths v. St. J. Er hatte eine klassische musikalische Bildung, komponirte selbst sehr schöne Lieder, war auch der geistreiche Verfasser einer Kunstabhandlung, die in Form einer Brochure erschienen ist und den Titel hat: Agnese Schebest in Karlsruhe.

Zwischen den höheren Genüssen, welche uns in diesen edlen Familien geworden waren, gab es auch anderwärts so manches Späßchen. Nicht genug, daß durch die Lithographien der Gebrüder Glaret in Wien, so wie durch das ähnliche Portrait des Herrn Kupferstecher F. Wagner in Nürnberg und dasjenige von Herrn Kauffmann in Karlsruhe meiner Persönlichkeit schon viel zu viele Ehre angethan wurde, so mußt' ich auch noch auf Pfeifenköpfen und Zuckerwerk prangen. Aber wie! Die Damen der Pfeifenköpfe waren bald blond, bald braun, bald schwarzhäuptig. In Karlsruhe hatte ein Konditor sogar den Einfall, mich in Macarenimasse abzubilden, worüber das Bildniß meiner Wenigkeit in einem Zuckerguß glänzen mußte; man konnte also fragen: wie viele Agnesen haben sie heut' schon verzehrt?

Es wurde mir jedoch nach einigen Jahren in Paris eine noch eigenthümlichere Ueberraschung vorbereitet. In einem reichhaltigen Bilderladen der Rue Richelieu bemerkte ich das Portrait einer Dame, die auf den ersten Blick eine brillante Italie-

nerin hätte ſein können, je näher ich ſie aber betrachtete, deſto mehr bemerkte ich, daß ſie mein Spitzenkleid, meine Ohrringe und auch meine Kopfreifchen anhatte, es ſtand ſogar Agneſe Schebeſt darunter, und doch kannt' ich die Perſon ganz und gar nicht, dieſe war ad libitum für das franzöſiſche Publikum nach der Kauffmann'ſchen Lithographie ohne weiteres ſo zurecht franzöſiſirt worden. —

Es kam nun eine Plage über die Einwohner der Stadt, nämlich die Grippe. Alle Sängerinnen lagen krank, nur ich war noch auf dem Platze. Da ich aus Erfahrung wußte, daß mir die Primadonnen nicht grün waren, und meinen Gaſtſpielen wie und wo ſie nur konnten Hinderniſſe in den Weg legten, ſo hatte ich dießmal bei der bedeutenden Anzahl von Gaſtſpielen kontraktlich ausgemacht, jede Woche zwei Vorſtellungen zu geben. Sei ich die hindernde Urſache, ſo verpflichte ich mich, dieſe Parthien nachzuholen, entſtünden aber von Seite der Intendanzen Hemmungen, ſo haben dieſelben die Honorare für die feſtgeſetzten Vorſtellungen ohne weiteres an mich zu entrichten.

Es traf ſich nun, daß man mir bereits ſechs Honorars entrichtet hatte, ohne daß ich nur einen Laut dafür geleiſtet. Das konnt' ich nicht ertragen. Ich wußte, daß der einzige Baſſiſt, Herr Reichel, noch geſund war und entſchloß mich daher ſchnell, den Kataplan einzuüben. Viele entſetzten ſich über den muthwilligen Gedanken. Eine tragiſche Sängerin und ſo einen Monſieur Tambour, es konnten das die Leute gar nicht überwinden, aber ich das unverdiente Geld einſtreichen auch nicht, und darum ſchnell Trommel her und ein Gewehr. Das kann auch keine Hexerei ſein, das Exerciren, dacht ich, und obgleich weit und breit kein Exercitium in dieſer Parthie vorgeſchrieben iſt, ſo legte ich doch durch Vermittlung einer kleinen Scene ein ganzes Examen darin ab. Nun ſollte aber auch getrommelt werden und ein Wirbel geſchlagen. Auch das ging ganz präcis, obgleich bei

meinen Trommelstudien, die ich oft schon bevor der Morgen graute begann, sich ein Fremder, der nebenan im Hotel wohnte, bitterlich über das heillose Soldatenvolk beklagt haben soll, bis ihm der Wirth aus dem Traume half. Uebrigens habe ich mich beim ehrwürdigen Generalstab dadurch in keinen kleinen Respekt gesetzt. Es war nur ein Glück, daß es keinen Krieg gab, was würde ich angefangen haben, wenn ich unter ein Kanonenfeuer kommandirt worden wäre! — Der ganze Tambour war in zwölf Tagen fix und fertig und wir gaben das Vaudeville zwei Abende nach einander, so daß die Intendanz wieder doppelt und dreifachen Ersatz hatte. Die Zahl meiner Rollen wurde darum auch um diese sechs ausgefallenen durch sechs weitere noch erhöht. Ich studirte nun die Isabella aus der Italienerin in Algier von Rossini, in der ich mich von dem anstrengenden Kriegerdienst wiederum erholte.

Es wurde nun überlegt und berechnet und Freunde wie Freundinnen zu Rathe gezogen, was wohl besser und in jeder Hinsicht vortheilhafter sei, ob, wenn wir zu drei per Post oft Tag und Nacht fahren, oder ob ich besser daran thun würde und es für meine Gesundheit nicht weniger anstrengend sei, wenn ich mir einen Wagen kaufen und in Zukunft per Extrapost fahren würde. Letzteres wurde festgesetzt, obgleich Herr Hofrath von R., ein ehemaliger Professor und höchst vernünftiger Mann, heftig gegen den Wageneinkauf stimmte und behauptete, daß die Extraposten mir viel theurer kommen, auch die Wirthe ihre Rechnungen darnach einrichten würden. Allein mir gefiel das Extrapostfahren schon darum, weil man dabei in seinem eigenen Hause fährt; es gleicht dieses einem nobilitirten Schäferleben.

Nachdem nun während einiger Kaffeegesellschaften dieses

Thema vollſtändig zur Reife gebracht war, ging ich zu Reuß, dem berühmteſten Wagenfabrikanten und kaufte mir für beinahe 1000 fl. einen herrlichen braunen Glaswagen, obenauf eine Waſche, einen Hängekoffer und darunter einen großen angeſchraubten auf dem hintern Tritt des Wagens, innen alles mit braunem Tuch ausgeſchlagen und mit allerlei Käſtchen und Täſchchen ausgerüſtet. Es war das ein herrlich wanderndes Häuschen und ich hätte mit keiner Prinzeſſin tauſchen mögen.

Meine Gaſtſpiele gingen nun ihrem Ende zu und die freundlichen Karlsruher haben ſo Vieles um meinetwillen gethan, daß ich gar nicht weiß wo anfangen, um all die ehrenvollen Freudenbezeugungen hier aufzuzählen. Ein talentvoller Maler, † Guſtav Nehrlich, deſſen Bilder zu Göthes Fauſt ſchmeichelhafte Anerkennung gefunden haben ſollen, den ich aber perſönlich zu kennen nicht das Vergnügen hatte, ſoll ſich während der verſchiedenen Vorſtellungen des Romeo allein gegen hundert Attitüden ſkizzirt haben. Lieder wurden in Muſik geſetzt und mir gewidmet; zarte Frauenhändchen berührten der Lyra Saiten, um in rührender Weiſe ihre Gefühle mir auszudrücken, ja ſogar Kinder kamen ins Dichten, und zu allem hin fand ich unter den vielen poetiſchen Gaben, welche mir am Schluß meines Gaſtſpiels geſtreut wurden, Gedichte von Köchinnen. Die eine verglich mein Schleierſpiel in Norma mit den Bewegungen eines — Aales — das war in ihrer Praxis ohne allen Zweifel der äußerſte Höhenpunkt, um den ſich ihre Beobachtungen über elaſtiſche Bewegungen drehten.

Obgleich die lieben Karlsruher nach ſo vielen erlebten Vorſtellungen nun doch gewiß von ihrem — Schebeſtfieber hätten geneſen können, ſo heißt es doch am Schluſſe wieder: „Ob auch die Oper im aufgehobenen Abonnement und bei bedeutend erhöhten Eintrittspreiſen Statt fand, ſo war das Haus doch wieder zum Erdrücken voll.“

Zu den vielen Blumen und Kränzen, die ich nebſt vielen

freundlichen Erinnerungszeichen am letzten Abend empfing, gesellte sich auch ein schöner silberner Lorbeerkranz, auf dessen Blättern die Namen der Rollen, welche ich dort sang, eingegraben sind.

So wie ich damals im Innersten bewegt von Karlsruhe schied, so sag ich auch heute noch für alle empfangene Liebe meinen tiefgefühltesten Dank!

Stuttgart.

So wie ich in Nürnberg die Erlebnisse verschiedener Zeitperioden zusammenfaßte, um nicht gar zu oft mich wiederholen zu müssen, so habe ich auch in Karlsruhe dem Cyklus von sechs Vorstellungen im Juli jene späteren während den ersten vier Monaten des Jahres 1837 angereiht.

Die Zwischenzeit beider Perioden benützte ich zu Gastspielen in Mainz, Wiesbaden und Kassel. Nach diesen folgte ich einer freundlichen Einladung der General-Intendanz des Stuttgarter Hoftheaters.

Ich weiß es noch wie heute, es war Abends, als wir in die damals nicht eben gar zu luxuriös beleuchtete Stadt einfuhren. Da und dort brannte eine Lampe, aber so schüchtern, als sollte man bei ihrem Schein nur sehen, daß man eigentlich — nichts sieht.

Langsam fuhren wir zu Marquardt, nicht in sein jetziges stolzes Hotel, sondern in seinen ehemaligen Gasthof zum König von Württemberg. Der freundliche Wirth geleitete seine Gäste in die erste Etage, wo er uns im linken Eckflügel seines Hauses zwei Zimmer anwies. Unser Abendessen war bald servirt, denn wir aßen gewöhnlich eine Suppe und weichgesottene Eier.

Das Erste, was man nach einer anstrengenden und glücklich zurückgelegten Reise am folgenden Morgen wissen will, ist,

ob man noch eine gute Stimme hat. Beim Auspacken der zuſammengerütteltеn Hütchen, Mantillen und Stoffkleider wird inzwiſchen hinein geſummt. Hat man ſich alsdann gründlich genug ausgehorcht und ſind die Sächelchen in Kiſten und Kaſten glücklich untergebracht, ſo findet man alsdann auch wohl Zeit, die Ausſicht zu muſtern, aber ach! vor unſern Fenſtern präſentirte ſich der rechte Flügel eines allmächtig hohen Hauſes (das Gymnaſium). Es iſt nicht zum ſagen, was ſo ein Gymnaſium von außen langweilig und phantaſielos ausſieht! An keinem Fenſter ein Vorhang, keine Menſchenſeele, die herausſieht, höchſtens erblickt man hie und da einen ſtudirenden Rücken, dem ich es aber bisweilen von weitem anzuſehen glaubte, daß er ſich an Quintilian's Regeln über körperliche Haltung wohl noch lange nicht ſo viel Kopfzerbrechens gemacht haben mochte, wie unſereins. Da unſer vis à vis jede Ausſicht in's Freie verſperrte, ſo mußten wir unſere Köpfe dem Wendehals gleich, an's Hin- und Herdrehen gewöhnen, wo wir dann doch hie und da Leute ſahen, während es in unſerem Gäßchen immer menſchenleerer, als anders wo, zu ſein ſchien; ausgenommen dann, wenn die liebe Jugend geflügelten Schrittes aus dem gegenüberliegenden Hauſe ſtürzte. Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich bis dahin noch in keiner Stadt auf den erſten Anblick einen ſo überaus ruhigen Eindruck empfangen habe, als bei jener erſten Ausſicht aus unſeren Fenſtern. Dafür waren uns ſpäterhin die kleinen Ausflüge auf Stuttgarts umkränzende Berge um ſo überraſchender. Wie in einer Wiege ſanft gebettet liegt die häuſer- und fenſterreiche Stadt mit ihren beiden ſchönen Schlöſſern und ihren herrlichen Kirchen.

Der Anblick von jenen Höhen iſt im goldenen Sonnenſchein ein wahrhaft paradieſiſcher. Iſt er auch nicht ſo großartig, wie wir ihn in der Steiermark, in Böhmen und in Sachſen hatten, ſo kommt man hier doch wiederum viel eher auf den Wunſch,

ſich nicht nur mit dem Anſchauen zu begnügen, ſondern dieſe Berge auch zu beſteigen.

Hatten wir ja doch auch ſchon auf der Reiſe durch Schwaben das „buckeliche Ländle," wie es die Poſtillons nannten mit unzähligen Ueberraſchungen freudig durchfahren und die Naivetät des ſchwäbiſchen Dialekts heimelte mich unbeſchreiblich an, ſo daß ich ihrem traulichen Wortlaut zu Liebe mir auch wohl das Schlimmſte gefallen laſſen konnte. So fuhren wir z. B. im Anfang des Jahres 1837 von München aus nach Paris, und zwar im eigenen ſchönen Wagen. Den hohen Berg bei Ellwangen fuhr der Poſtillon ſchlappig und leichtſinnig genug herunter, ohne den Hemmſchuh einzulegen. Der ſchöne Wagen neigte ſich nach der rechten Seite — zum Glück noch — denn links ging's ſteil hinab, wie in einen Abgrund. Ehe wir's uns verſahen, ſtürzte derſelbe mit Knicken und Krachen kopfüber. Da lagen wir nun, die Schweſter hatte ſich beim Fall die Stirne am oberen Fenſterrand blutig geſchlagen, Karoline gleichfalls. Was machte nun der Poſtknecht? — er ſtreckte ſeine Naſe zum vorderen, gleichfalls zerbrochenen Fenſter herein und ſagte nicht etwa: Verzeihen Sie! Es iſt mir recht leid, Ihnen ſolchen Schaden und ſolches Unglück bereitet zu haben u. ſ. f. Nein, alles das ſagte er nicht, ſondern ſchwäbelte nur die Worte mit verdatterter Stimme herein: „Höret ſe meine Dame, der Wage iſcht umg'falle!" So viel hatten wir freilich auch bemerkt. Anſtatt er nun Anſtalten machte, um Hülfe herbei zu holen, blieb er wie verdonnert ſtehen, guckte den Wagen an, half keiner von uns heraus und ſagte nichts weiter als: „wenn ſe mi verklage wöllet, noh komm i um mei Brod." Das hab' ich freilich nicht gethan, denn mein Wagen wäre davon doch nicht ganz geworden und er wäre ja durch mich alsdann um die Gelegenheit gebracht worden, den Hemmſchuh in Zukunft zu rechter Zeit einzulegen. Wir mußten drei Tage lang in Ellwangen bleiben und ich durfte für Wagenreparatur 50 fl. hinlegen. So

kann es einem ergehen, wenn man in die Hände eines Mannes geräth, dem der Wage umg'falle iſcht.

Nun will ich aber wiederum in mein Hotel zurückkehren. Nachdem ich meine Ankunft dem Herrn Grafen v. L. brieflich angezeigt hatte, lud er uns freundlichſt zur Vorſtellung des am ſelben Abend ſtattfindenden Göth'ſchen Fauſt ein. Wäre der diaboliſche Seydelmann das liebenswürdigſte Mädchen geweſen, ſo hätte ſich die Phyſiognomie des Grafen in keine bezaubertere Stimmung erheben können, als beim Geſpräch von dieſem Mephiſto. Alle Augenblicke kam er während der Vorſtellung in die Loge und frug: „Na, iſt er nicht vortrefflich!“ Freilich iſt er das, Herr Graf, und dazu noch ein recht liebenswürdiger Teufel. Dieſe ſchmeichelhafte Titulation ſeines Herzblättchens ſchien dem alten Herrn bis in die Fußſpitze hinab wohl zu thun. Ich konnte mich aber auch nicht enthalten, meine Freude über Lindpaintner's Muſik auszudrücken, alles das ſchmeichelte dem Intendanten, denn das Theater ſchien ſeine Puppe zu ſein, er kümmerte ſich aber auch um Alles und jede Kleinigkeit und kam faſt in Verzweiflung, wenn irgend etwas auf der Bühne mißglückte. So ſtürzte er ſpäterhin nach jener verunglückten Medeaſcene, in der mir die Kinder fortgelaufen waren, mit den Worten haſtig in meine Garderobe: „Ja was iſt's, warum ſind die Kinder davon gelaufen?“ „Weil man mir ſo dumme Kinder hingeſtellt hat!“ erwiederte ich, halb im Aerger, halb im Jammer. „Ja, mich dürfen ſie nicht ſo drum anſehen, ich kann nicht auch noch die Kinder verſchaffen.“

Am Schluß dieſer Oper ſah ich den Hrn. Intendanten in völligem Harniſch, denn als ich in meinem Drachenwagen in höheren Sphären mich erhob, fiel nicht nur allein ein gewaltiger Feuerregen, ſondern auch ein gewaltiges Brett vom Himmel herab, es hätte mich leicht tödten können. Deutlich hört' ich's in meinen Höhen, wie der Herr Intendant hinter der Couliſſe in die

Wolken hinauf rief: „Wer hat den Feuerregen losgelassen? Warum ist das Brett vom Himmel gefallen?“

Allmälig wurde nun zur Aufführung der Norma geschritten. Wie gut es einem Sänger das Stuttgarter Hoforchester macht, hab' ich schon früher erwähnt. Es handelte sich nur noch um das scenische Arrangement, wobei mir jedoch der ehrwürdige Hr. Krebs (Regisseur der Oper) auch ganz und gar nichts in den Weg legte, im Gegentheil, ich konnte mir das Theater wie das Chorpersonal zurecht schieben, wie ich es nur haben wollte und er sah ganz vergnügt von seinem Stüblchen im Vordergrund dabei zu. In allen Theatern hat der Chor die hergebrachte Gewohnheit, sich — besteht er nun aus Hofdamen oder Bäuerinnen, aus Zigeunern oder Druiden, beim Herauskommen immer sogleich im geregeltsten Halbzirkel aufzustellen, wo es einem bisweilen vorkommen will, als sollte das beliebte Spiel beginnen: „Ringe, ringe, Reihe.“ Auch hier in Stuttgart war es so; doch sind mir ja die Choristen, wie selbst die Zimmerleute, überall und auch hier hold gewesen, deßhalb ich von ihnen begehren konnte, was ich nur wollte. Nur einmal, und das war 1842, da kam der Maschinenmeister, von dem ich einen Belustempel verlangte, in die jämmerlichste Noth. Ich konnte damals, weil keine Oper zusammenzubringen war, an einem Abend nur Scene geben und sang die erste große des Arsace aus Semiramide in italienischer Sprache. „Wie soll so ä Belustempel aussehe?“ fragte der Maschinenmeister. Ja, so viel ich gelesen habe, ist es ein massiver Bau von einer gewissen pyramidalen Anlage, der unten 600 Fuß breit und eben so hoch sein soll, und in acht großen Absätzen emporsteigt. „Ja, wo sollet mir so ä Ding hernehme!“ Herr Krebs schlug ihm alle möglichen pyramidalen Tempel vor, aber der Maschinist erwiederte: „mer nehmet im Vordergrund ä rechte hohe Mauer, hinter dere

könnet ſich die da bunte denke, was ſe wöllet, und im Hintergrund nimmt mer unſer ſchöns Gartepavillonle; des iſcht au guat, was weis mer in Stuagert von dem babyloniſche Thurn, ſui ſinget ſo italieniſch, ſell verſtoht mer doch net."

Zu Norma war hingegen alles da, was das Herz nur verlangte, wie auch zu allen anderweitigen wohleingerichteten Opern! Uebrigens bedurfte das ſinnige Publikum Stuttgarts gar keiner babyloniſchen Thürme, um in Begeiſterung zu kommen; obgleich es damals noch etwas Unerhörtes nie Dageweſenes zu ſein ſchien, eine Künſtlerin nicht nur nach verſchiedenen Akten, ſondern auch nach einzelnen Scenen herauszurufen. Wenn ein gütiger Referent nach meinem erſten Gaſtſpiel in die badiſche allgemeine Staatszeitung berichtete, daß ich meiner Norma, meiner Alice u. ſ. w. einen ganz neuen Charakter gegeben, ſo hatte er recht: denn ich habe ſie immer nach eignem Gutdünken behandelt und ſelbſt jenen, die ich von andern geſehen, gab ich aus Achtung vor deren Eigenthum aber auch aus — Eigenheit eine ganz andere Auffaſſung, wie ich es im Romeo und Fidelio bewieſen habe.

Ich kann die Stuttgarter Kritiken nur immer wieder mit geiſtigem Genuſſe leſen. Nicht etwa, als bildete ich mir ein, all' das ſchöne Lob verdient zu haben, welches mir daſelbſt in unzähligen öffentlichen Blättern ſo freundlich zugetheilt wurde, das gewiß nicht, allein in dieſen ſchönen Widerſpiegelungen erkannte ich nicht nur mit großer Freude den Alles durchdringenden Scharfblick gebildeter Geiſter, ſondern auch jenen verklärenden Schimmer poetiſcher Gemüther. Und wie jene ſchönen Blätter bei all' ihrer Begeiſterung, dennoch von einem höheren Ernſt, von einer ſittlichen Reinheit durchwebt ſind, ſo flößte mir auch die perſönliche Bekanntſchaft jener Ehrenmänner, welche meinen Leiſtungen ſo freundliche Aufmerkſamkeit ſchenkten, Achtung und Würde ein, ſo daß ich in Folge durch mehrjährigen brieflichen Verkehr nur einen derſelben zum dauernden Freunde erwarb.

Wir armen Trötzchen haben es aber in gewiſſer Hinſicht ſehr ſchlimm, denn ſo bald es die guten Leute merken, daß irgend ein intereſſanter Mann ſich begeiſtert für das Dichten und Trachten einer Künſtlerin ausſpricht, oder gar ſo kühn iſt, ſich ihr zu nähern, ſo wollen ſie's auch gar nicht begreifen, wie ſo ein Frauenzimmerchen nicht ſogleich mit Sack und Pack dem jungen Mann in's Haus rückt. Ich meinestheils hielt es aber ſtets für redlicher, daran zu denken, daß es viele brave Mädchen gibt, die, weil ſie für keine Angehörigen zu ſorgen haben, allein und unabhängig jedem jungen Mann wünſchenswerther ſein dürften, als es meine Wenigkeit war. — In der Ausübung meiner Kunſt und in dem innigen Zuſammenleben mit den Meinigen durfte ich mich auch hinlänglich glücklich preiſen. Der Menſch muß nicht von Allem haben wollen, dachte ich und ging deßhalb meinen Weg genügſamen Herzens weiter. Es zeigte ſich jedoch ſpäter, daß auch die Sängerinnen Menſchen ſind, wie andere Leute auch, und daß, wenn irgend eine von Gewiſſenhaftigkeit und idealer Kraft, auch lange Zeit noch ſo hoch über Andere hinweg getragen wird, die arme Kreatur in ihr eben doch ein und das andere Mal böſe und keifig über alle dieſe unnatürlichen Zumuthungen werden kann. — Von der Milder-Hauptmann weiß man z. B. daß, je größer ihre Familie wurde, deſto reiner klang ihre Stimme. Meine Stimme war wohl gut genug, um ſingen zu können, allein etwas ganz Anderes ſtellte ſich aus Ueberfülle von Geſundheit und mit zunehmender Reife meiner Jahre ein.

In Peſth ſchon wurde ich einmal zu unſer Aller Schreck von einem ſo heftigen Blutandrang nach Herz und Mund überraſcht, daß mir der gute Doktor Eckſtein durch Aderlaß ſogleich helfen mußte. Ich verhielt mich einige Wochen ruhig und war nach wie vor geſund. In Nürnberg hatte ich denſelben Zuſtand und Doktor Scheidig mußte mich auf die gleiche Weiſe retten. So erging es mir ſpäterhin in Wien und darauf in Italien, wo

ich ſogar während des betäubenden Zuſtandes ſingen mußte. Es kam dieſes Leiden keineswegs von den Lungen; ich würde ſonſt nicht ſo kräftig geblieben ſein. Seitdem ich nun ſo glücklich bin, lieber Kinder mich erfreuen zu dürfen, hat ſich das Uebel nicht mehr eingeſtellt, und ich wünſchte darum jeder Sängerin, die in einem gleichen Falle ſich befände, daß ſie ein gnädiges Geſchick bei guter Zeit in jenes würdige Verhältniß geleite, wo ſie, der Milder-Hauptmann gleich, eine große Sängerin, aber auch eine glückliche Frau werden möge.

Wer ſich ſeinen jungfräulichen Heiligenſchein zu ſo oft wiederholten Malen mit dem Zerſchneiden ſeiner Adern erwerben muß, der iſt wahrlich nicht zu beneiden. Wenn die Aerzte mir ernſtlich zu einer Verbindung riethen, oder mich wegen meines Eigenſinns tadelten, ſo mußte ich mir das freilich gefallen laſſen; aber zu einer bloſen Komödie am Altar wollte ich mich nie hergeben, und der armſeligſte Mann wäre mir dazu zu gut geweſen, ihm dort ohne tiefere Neigung etwas zu geloben, das ich nicht mit unerſchütterlichen Geſinnungen hätte halten mögen.

Unſre Stuttgarter Bekanntſchaften waren klein bei einander, hie und da kam der alte Dichter S., dem ſtets ein Reim auf der Zunge zu liegen ſchien, oder kam der geheime Hofrath v. M., dem meiſt ein ſaftiger Witz unverſehends über den Mund ſprudelte, oder kam der gutherzige Herr G., der nur gleichſam ſtets auf dem Wege zu ſein ſchien, irgend einen Freundſchaftsdienſt für uns zu thun. Nebſt dieſen waren noch einige freundliche Familien, in deren Kreiſen wir von der württembergiſchen Gaſtfreundſchaft die ſchönſten Eindrücke empfingen.

Meinem erſten Gaſtrollen-Cyclus reihte ſich bald ein zweiter, dritter und vierter an; dieſelben fanden im Dezember 1836,

Juni 1837, Oktober und November 1838 und das letzte im Februar 1842 statt. Ich sang daselbst außer meinen gewöhnlichen Rollen noch den Sextus im Titus, den ich hier einstudirte, alsdann die Frau vom lustigen Schuster, in der Oper gleichen Namens von Paer. Wie man in Karlsruhe über den tapfern und muthigen Tambour Rataplan verwundert aufsah, als man davon hörte, daß ich ihn spielen wolle, so machte man auch in Stuttgart eigenthümliche Bemerkungen über die Wahl dieser Partbie. Eine Frau, die, wie sie sehr naiv erzählen mußte, nur durch die Schläge ihres gestrengen Herrn Gemahls so brav geworden ist, wie sie in der That war, schien den Leuten doch eine gar zu unwürdige Aufgabe für mich zu sein. Wär' es auf meine vielen Gönner angekommen, so hätte ich eigentlich stets nur im Kronmarschallsschritt einherschreiten dürfen, jeder Tritt in die Fußstapfen eines alltäglichen Menschen schien ihnen meiner Würde entgegen zu sein. Mir machten aber solche Abweichungen vom hohen Gang meiner sonstigen Repräsentationen gerade rechten Spaß, und ich freute mich schon den ganzen Tag auf meine Eierkörbchen und auf das unter'm Kinn zusammengeknüpfte Kopftüchlein, in welchem ich Abends zu erscheinen hatte. Insbesondere aber spielte ich jene Scene gerne, wo die Schusterin in eine Gräfin verzaubert wird, die alsdann weder mit ihrer Schleppe, noch mit ihren Händen, weder mit dem Pathos ihrer Stimme, noch mit ihrer gräflichen Haltung in Ordnung kommen konnte. Keine meiner schönsten Rollen hätte mich mehr belustigen können, als die kernhafte, treuherzige und durch und durch naive Schustersfrau.

Um Niemanden Aergerniß durch eigenes Auskramen empfangener Huldigungen zu geben, die ich am liebsten ganz ver-

ſchweigen würde, wären zu einem Künſtlerleben Kränze und dergleichen Huldigungen, wie ich ſie auch in Stuttgart im reichlichſten Maße empfing, nur nicht ſo gar nothwendig, ſo will ich nun lieber die Sache ſo kurz wie möglich zuſammenfaſſen und nur noch mit wenigen Worten einer hohen Gunſtbezeugung in tiefſter Dankbarkeit gedenken.

Nach einem Hofkoncert 1838 überbrachte mir Freifrau v. S., Staatsdame, im Auftrage Ihrer Majeſtät der allergnädigſten Königin von Württemberg einen koſtbaren, mit Edelſteinen reich beſetzten Fächer. Und in ſelbigem Jahr wurde ich am Weihnachtsabend durch ein koſtbares Geſchenk überraſcht, welches mir ein Kreis von Diplomaten und adeligen Herren, Gelehrten und würdigen Männern des Kaufmannsſtandes nach München, wohin ich gerade einem ehrenvollen Rufe gefolgt war, überſenden ließen. Es war das ein prachtvoller mit Sinnbildern der Kunſt verzierter Armring, deſſen oberſter Raum mein Portrait umfaßt, welches Herr Hofgraveur Hirſch in einem großen Topas geſchnitten hatte.

Ich kann für alle dieſe Zeichen edlen Wohlwollens kein genügendes Wort des Dankes ausſprechen, es ſind ſchöne Lichtblicke, zu denen ich auch noch am Abend meines Lebens mit innigſter Rührung emporblicken werde.

Breslau.

In dieſer Stadt war mir der Sieg nicht eben ſehr leicht gemacht, da kurz vorher Mad. Schröder-Devrient dort geſungen, die Herzen der Zuhörer bezaubert und mit ſich fortgeriſſen hatte.

Insbeſondere befanden ſich einige Theater-Referenten noch in einer wahren Fieberhitze. Sie ſchienen auch mit Feuer und Schwert gegen Alles ſich erheben zu wollen, das die Devrientſchen Rollen nachzuſingen wagte. Bevor ich nur den Mund

aufthat, zog man ſchon die zweiſchneidige Waffe der Kritik, die ſtets an einem dünnen Fädchen über meinem Haupte ſchwebte.

Die erſte Parthie war Norma. Als ich auf der Bühne erſchien, empfing man mich mit Applaus, worüber Einige heftig zu ziſchen anfingen. Da ich nun doch noch gar nichts gethan hatte, um das Ausziſchen verdient zu haben, ſo kam mir dieſe Unhöflichkeit ein wenig ſonderbar vor. Ich ließ mir jedoch durch eine ſo vorlaute Tadelſucht nicht bange machen und wurde dadurch nur um ſo ſchneller in den hohen Ernſt meiner Aufgabe verſetzt. —

Die Wirkung mußte wohl nicht gering geweſen ſein, da nach dieſer Darſtellung ein Correſpondent der Breslauer Zeitung den Muth hatte, nachdem er Mad. Malibran und Mad. Schröder-Devrient gebührende Kränze dargebracht, auch meiner Wenigkeit rühmlichſt zu gedenken, ja mich ſogar jenen Kunſt-Heroinen beizugeſellen. Er gedachte in jenem Artikel mit dem höchſten Lobe meiner Technik, rühmte ferner in der „wunderbar anſprechenden Stimme die erſchütternd dramatiſche Wahrheit des Geſanges, ſo wie eine unbeſchreiblich edle Plaſtik“ u. ſ. w.

Ueber dieſes Lob und vielleicht noch mehr über den Beifall des Publikums erbittert, nahmen ſich Einige vor, wie und wo ſie nur konnten, meine Leiſtungen zu bekritteln, worüber ich mich jedoch nicht in's Grab härmte. Das Aeußerſte, was man mir da und dort im kritiſchen Geſchäftseifer anzuthun ſuchte, war nicht etwa eine Mißbilligung meiner geiſtigen Auffaſſung der ſo verſchiedenen Parthien, auch nicht etwa des äſthetiſchen Geſchmackes oder gar eines in Verzerrungen ausartenden Gefühls, nur darin gab man ſich große Mühe, einzelne Töne bisweilen während der Ausbrüche höherer Leidenſchaften mit der Stimmgabel peinlichſt zu verfolgen und all' den kleinen Kümmel und Fenchel, der ſich unter meiner Ernte vorfand, mit allwichtigſter Miene zu zerſpalten.

Ich konnte Jedem dieſes Vergnügen um ſo ruhiger gewähren, da über eine weit ältere und berühmtere Sängerin, als ich noch war, ganz andere Dinge geſchrieben worden ſind, als ſolcher Splitterkram.

Es wurde nun, nachdem ich vorher die Alice im Robert geſungen hatte, Fidelio gegeben.

Im Bewußtſein, dieſe Rolle in anderer Auffaſſungsweiſe eingeübt zu haben, war ich ſchüchtern, unſerm vorzüglichſten Fidelio ſo raſch auf der Ferſe nachfolgen zu müſſen. Der Erfolg war indeſſen ſolcher Art, daß man die Oper, ohne nur eine andere vorerſt noch zu hören, ſogleich wiederholte. Die öffentliche Kritik rühmte darin „die heilige Rührung des Geſanges“ und ein — „fern von aller Effekthaſcherei, tiefergreifendes Spiel“.

Es folgte nun Romeo.

Ein Referent ſagte nach der Vorſtellung der Norma: „die Devrient ſingt eine glühende, die Schebeſt, mit Benutzung ihrer für dieſe Parthie immenſen Kräfte, eine flammenwirbelnde Leidenſchaft.

Ueber die Auffaſſung meines Romeo habe ich ſchon früher Andeutungen gegeben. Da nun die Leidenſchaften dieſes Liebeshelden ganz anderer Art ſind, als jene der heidniſchen Prieſterin, ſo ſchien auch hierbei der Eindruck ſo neu und überraſchend zu ſein, daß nicht nur das ganze Publikum, auch meine Herren Krittler zu mir geſchworen haben.

Ein Gelehrter (ein alter Herr) behauptete ſogar in öffentlichen Blättern, daß dieſer Romeo doch einmal ein glühender, liebekühner, hochherziger und gebildeter Fürſtenjüngling ſei, kein welſcher Dandy-Romeo, der da einem nobilitirten Gamin gleich allen Unfug auf der Bühne treibt, ſich unaufhörlich in den Locken wühlt, Degen und Baret umherſchleudert, Bänder und Schleifen zerreißt ꝛc. (Ohne Zweifel hatte er Madame Schröder-

Devrient in dieſer Parthie nicht geſehen.) Es folgte nun Medea, die man mir zu liebe einſtudirte.

Konnte ich nun in erſteren Parthien mehr in den muſikaliſchen Elementen meine künſtleriſche Strebſamkeit entfalten, obgleich auch Fidelio durch ſeine Sprache ergreifende Wirkung hervorbringen kann, ſo war das in Medea noch in weit höherem Grade der Fall. — Wenn die Kritik dieſe Medea „eine der durchdachteſten, kühnſten und ausgebildetſten Kunſtſchöpfungen“ nannte, die je auf Breslau's Bühne geſehen worden ſei, ſo haben ſie doch auch hier, wie allenthalben, auf die Behandlung des Dialogs beſonderen Werth gelegt, ja ſogar behauptet, daß keine Sängerin ſo ſprechen könne. (Was ich übrigens nicht glaube, da ja doch das Sprechen viel leichter iſt als das Singen.) Aufrichtig muß ich jedoch bekennen, daß ich mich von meinen erſten Verſuchen an, welche ich im Dresdner Schauſpiel gemacht, immer auf jene Zeit freute, wo ich mich einmal dem Drama widmen ſollte.

Nachdem ich nun alle meine bedeutenderen Parthien zu wiederholten Malen geſungen hatte, gab ich noch die kindlich naive, demüthige und ſanfte Cenerentola (Aſchenbrödel) von Roſſini. Es iſt dieſe eine der lieblichſten, aber auch eine der brillanteſten Geſangsparthien jenes Componiſten, in der jede Sängerin Freude bereiten und Ehre davon tragen kann. Zum Schluſſe mußte ich Medea noch einmal ſingen.

Mit Kränzen und Gedichten reich beladen, ſchied ich mit dem wärmſten Dank von der mir ſo theuer gewordenen Stadt, wo mir nicht nur die freudigſten Erinnerungen durch die kunſtliebenden Einwohner derſelben geworden ſind, auch in den traulichen Kreiſen des ehrenfeſten Herr Doktor G. und ſonſtiger Gelehrten habe ich die ſchönſten und liebevollſten Eindrücke empfangen. — Wir reiſten nun über Dresden und Nürnberg — wo wir uns kurze Zeit des innigſten Verkehres mit der geliebten Mutter wieder

einmal erfreuten, die ſich dort bereits eine neue Heimath gegründet hatte — nach Stuttgart.

Diesmal hatten wir auf der weiten Tour von Breslau bis hierher ein kleines Bübchen von etwa ſechs Jahren als Reiſegefährten mit. Sein Vater, ein ehemals ſehr beliebter Sänger, der die Stimme eingebüßt und nun reich an Kindern, doch arm an Mitteln war, ſie zu ernähren, bat dringend, nämlich vor unſerer letzten Abreiſe aus Stuttgart, ihm das Kind, für welches er alle Monate acht Thaler zahlen müſſe, nach Stuttgart mitzubringen.

Als nun aber auch andere Leute auf den Gedanken kamen, den einen unbeſetzten Platz bei uns einzunehmen, ſo hätte ich es bald dahin bringen können, daß dieſer Wagen die Kutſche der Armen und Unglücklichen genannt werden konnte. Es verging beinahe kein Tag, wo wir nicht arme Handwerksburſchen, Bauern oder Bäuerinnen neben unſern Poſtillon mit fort nahmen. Aber auch in das Innere fanden ſich zu Zeiten Gäſte. Einmal hatten wir ein armes Geigerlein bei uns, ein junges Bürſchchen, das alle Augenblicke ſeine Violine hervorholte und — aus Angſt vor ſeinem nächſten Konzert — jämmerlich zu geigen anfing, ſo daß es mir oft vorkommen wollte, als wären wir in jener bekannten Wolfsgrube.

Nach dieſem nahmen wir einen unbemittelten Componiſten mit, der ſeine Arbeiten bekannt machen und für ſeine Frau und Kinder durch einige Konzerte das Nothwendigſte zu erwerben ging. Bei meinem aufrichtigen Mitgefühl, welches ich für Arme und Unglückliche ſtets hatte, konnte ich jedoch leicht auch wohl in eine wirkliche Wolfsgrube gerathen, wo man unredlich genug mich und die Meinen in aller Freundſchaft nach und nach aufge-

zehrt haben würde, hätte unſer Schutzengel es nicht beſſer mit uns gemeint, als die habgierigen Menſchen.

Während meiner Gaſtſpiele in Stuttgart erhielt ich ein, in jeder Hinſicht reichhaltiges Anerbieten, an Zahl der zu gebenden Parthien ſowohl, als auch an verdoppeltem Honorar für dieſelben. Es kam dieſes von der königlichen Hoftheaterintendanz in

München.

In die erwärmenden Sonnenſtrahlen des deutſchen Athens kamen wir inmitten eines ſtrengen Winters und ſtiegen bei Monſieur Havär im Hirſch ab. Ein glücklicher Zufall wollte, daß wir nicht im eigentlichen Hotel, ſondern in ſeinem gegenüberliegenden Hauſe zwei ſchöne Zimmer bekamen, wodurch wir von dem Leben und Treiben eines ſehr beſuchten Gaſthofes abgeſondert waren.

Auch die Herren Gaſtgeber können, wenn ſie gerade wollen, gegen ihre Gäſte ungemein zartſinnig ſein. Und wenn ich ſchon in Stuttgart mich während der Dauer meines dortigen Aufenthaltes eines reichhaltigen Blumenflors in meinem Stübchen ſtets erfreuen durfte, ſo beſtanden die freundlichen Aufmerkſamkeiten dieſes Mannes, den ich übrigens eben ſo ſelten als Herrn Marquardt zu ſehen bekam, darin, daß er mir an ſolchen Tagen, wo ich ſang, durch ſein Töchterchen ein wundervolles Bouquet ſendete, ja ſogar während einer Serenade, die mir während meines Gaſtſpiels gebracht wurde, ſämmtliche Muſiker mit einem köſtlichen Punſch regalirte, — eine Galanterie, die unter den Gaſtwirthen nicht zu oft vorkommen mag. —

Nach dem Beſitz irgend welcher Empfehlungsbriefe drängte ich mich niemals; doch haben mir dieſelben, wenn ſie mir freund-

lichen Sinnes angeboten wurden, nur nützen können, und ich nahm sie alsdann um so dankbarer an. So war ich denn auch durch außerordentliche Güte von Sr. Excellenz dem württembergischen Staatsminister Herrn Grafen v. B., in dessen gesellige Kreise die gnädige Gräfin mich zu wiederholten Malen eingeladen, dem württembergischen Gesandten nach München empfohlen. Es war dieses der ehrwürdige Greis Herr Baron v. S.-G. Ferner hatten Se. Excellenz die Güte, mich auch dem königl. bairischen Staatsminister Herrn Grafen von S. zu empfehlen; Autoritäten, unter deren Einfluß und Schutz sich jeder Künstler nur glücklich schätzen darf. Hat man sich die Herzen durch seine Kunst erschlossen, so öffnen sich die Thüren um so leichter, wenn auch ein sittlicher Ruf voranging. Dieser gewann mir auch wohl insbesondere das hohe Wohlwollen von Ihro Majestät der Königin Mutter, wohin ich wiederholt gerufen wurde.

So wie einst in Pesth und Wien, hatte ich nun auch hier Gelegenheit, in jenen Kreisen mich bewegen zu lernen, wo unter einem brillanten Schliff oft auch ein wunderbar schöner Kern hindurchschimmert. Wie allenthalben gibt es aber auch dort solche, wo einem der äußere Schliff viel zu kostbar scheint für das, was man aus dem innersten Centrum erkennen kann.

So hatte sich ein Graf, der wie jener Pesther Herr, nur darauf aus zu sein schien, irgend einen Sieg über das Herz eines Mädchens davon zu tragen, nur — um hinterher vor anderen damit renommiren zu können, den ungräflichen Scherz ausgedacht, seinen Wagen vor unserem Hause — wo Niemand wohnte, der ihm bekannt war — oft Stundenlang halten zu lassen, während er irgend wo, nur eben nicht bei uns war. Dadurch sollten die Leute ohne Zweifel glauben, daß ich nichts weiter zu thun hätte, als — seine geistreichen Reden anzuhören. — Ich, die nie auf Eroberungen ausging, auch viel zu einfach war, um aus Eitelkeit auf irgend welche Huldigungen etwas zu geben, ließ darum

aus Rückſicht auf — die armen Pferde — und auch wohl ein wenig auf mich ſelbſt — durch Caroline uns verläugnen, ſobald uns etwa die Ehre ſeines Beſuches zugedacht war. Während deſſen tranken wir aber vielleicht gerade mit Frau von Ehezy in aller Harmloſigkeit einen vortrefflichen Kaffee, wobei wir unſere Betrachtungen über jene Herren machten, die, anſtatt die Ehre eines Mädchens zu beſchützen, gerade das Gegentheil zu fördern ſuchen. Uebrigens hat man mich allen Ernſtes ſchon als Frau Gräfin darum anſehen wollen und mir gratulirt. Ja, wenn ich nur ſolche Ehre, ſelbſt wenn ſie allen Ernſtes mir zugedacht geweſen wäre, für ein allein ſeligmachendes Glück hätte halten können. — An einem Titel kann ſich das Herz doch wohl eben ſo wenig erwärmen als an materiellen Reichthümern? Nach und nach mocht es dem Herrn Grafen einleuchten, daß es vernünftiger ſei, die armen Thiere im Stalle ſtehen zu laſſen, anſtatt vor meiner Thüre damit zu prangen.

Der geiſtreichen Frau v. Eh. dankten wir die intereſſante Bekanntſchaft des Herrn von Maltitz; ein feiner ſinnreicher Mann, deſſen ernſtes Weſen nicht ſelten wie leichtes Gewölk von ſeinen geiſtreichen Einfällen zerſtäubt wurde. Obgleich ich ihn nur ſelten, am längſten einmal bei Frau v. Eh. geſehen habe, wo wir mit ihm und dem biederſinnigen Hoftheater-Intendanten Herrn v. Küſtner eingeladen waren, ſo blieb mir doch der würdige Eindruck.

Die Damen, wie allenthalben außerordentlich liebenswürdig, bezaubern auch dort ihre Fremden wie ihre Einheimiſchen, und kann ſich an dem bunten Getreibe des Salonlebens auch nicht Jedweder wahrhaft erfreuen, nun, ſo bleibe man draußen, was auch ich ſehr oft gethan habe, und thun mußte, wollt' ich nicht zu Grunde gehen. Oft konnte ſichs wohl treffen, daß dreimal des Tages nur Toilette gemacht werden mußte: Morgens zur Opernprobe, alsdann zu einem Diner, darnach auch wohl zu einer

Soirée. Das halte ein Anderes aus. Jene reichen Banquier-Häuſer, denen ich in München durch die gaſtfreundlichen und kunſtliebenden Familien Benedikt und Dreifuß in Stuttgart empfohlen wurde, haben in ihren Arrangements einen Reichthum und eine Eleganz entfaltet, wie ich es kaum irgend wo noch geſehen hatte. Nach all dieſen Vergnügungsſtrapatzen hab ich jedoch — man möge mir verzeihen — das Künſtlerleben bisweilen in alle Welt hinaus gewünſcht. Nein, nur nicht ſo viel des Schönen und Guten, das erſchlafft mehr, als alles Arbeiten und Studiren. Die größte Oper zu ſingen, war mir nicht ſo anſtrengend, als ein ſolcher Tag des fortwährenden Vergnügens und Genuſſes.

Zum Anſchauen all der herrlichen Kunſtwerke würde uns bei dieſem Leben und Treiben beinahe keine Zeit geblieben ſein, und doch benützten wir jeden freien Moment, um die Seele mit den erhabenſten Eindrücken zu erfüllen.

Wir hatten das alte gothiſche Nürnberg noch zu lebhaft im Gedächtniß. Die grandioſen Kirchen, in deren religiöſer Bilderſprache ſich der fromme Sinn der Alten in eben ſo rührender Weiſe verewigte, als ſie durch ihren hohen Verſtand in der architektoniſchen Anordnung und ihren großen Fleiß in der techniſchen Ausführung die erhabenſten Beiſpiele gegeben haben. All die traulichen Erkerchen, die wunderlichen Thürmchen und phantaſtiſchen Giebel ſtanden noch zu lebhaft vor unſerer Erinnerung. Es war uns nun, als hätten wir die Geſellſchaft einer ehrwürdigen altdeutſchen Jungfrau ſo eben verlaſſen und ſeien mit einem Male vor die erhabene Einfachheit reizender Grazien des Alterthums getreten.

Da es Winter war, ſo mußten wir all dieſe Paläſte und Tempel im Wagen beſchauend umfahren, Alles nur zu flüchtig und oberflächlich betrachten, und doch war der Eindruck auf dem Schloßplatz ſo überwältigend großartig, daß wir uns in eine Mährchenwelt verzaubert glaubten.

In wunderbarer Schönheit prangt der herrliche Königspalast; ihm zur Seite der einfach griechische Thalientempel. Und welch imposanten Anblick gewährt die großartige Ludwigsstraße!

Nachdem wir noch all die schönen Kirchen bewundert hatten, zog es uns immer wieder nach jenen, von tiefer Stille umgebenen Tempeln der Kunst; am öftesten aber in die weiße Marmorburg zu den klassischen Schönheiten des Alterthums. Dort war ich der Art in Anschauen versunken, daß ich, ohne es nur zu fühlen, bald selbst zu Stein gefroren wäre, so begeistert es auch in mir glühte.

Schon im vergangenen Monat Juli dieses Jahres kam der Direktor der italienischen Oper in Wien, Signor B., den ich 1836 mit seinem Kontrakt zur einen Thüre hinaus geschickt hatte, mit einem Anerbieten von zwölf Gastrollen, für jede derselben 200 fl. CM. und der Garantie einer halben Benefice-Vorstellung von 500 fl. CM. zur andern Thüre wieder herein.

Er war sich nun mit Recht bewußt, das Aeußerste gethan zu haben und fügte hinzu: „Nur um Ihnen zu beweisen, wie sehr mir daran liegt, Ihr ausgezeichnetes Talent wieder hier bewundern zu machen, will ich, um großmüthig an Ihnen zu handeln, diese Benefice bewilligen, wohlverstanden, daß nicht nur die baare Einnahme, sondern auch alle Geschenke, welche Ihnen zukommen könnten, zum Empfange dieses Abends Ihnen zugerechnet werden." Es war das nun wohl ein sehr ehrenvolles Anerbieten, aber, ich war durch anderweitige Anträge bis zum Schlusse dieses Jahres versagt und hatte mir nun ernstlich vorgenommen, von München aus über Straßburg nach Paris zu reisen, um dort vorerst nur zu hören und zu sehen, was ein dramatischer Sänger zu leisten vermag.

Mittlerweile erhielt ich auch von Bologna ein Anerbieten,

welches im gebrochenen Deutsch von einem dortigen Singmeister abgefaßt ist, der im Auftrag seines Direktors nach Deutschland reisen mußte, um die deutschen Sängerinnen zu hören.

Bologna, 10. Januar 1838.

Verehrteste Fräulein!

Da ich das Vergnügen gehabt habe auf meine Durchreise (dieses Jahrs) in Nürnberg Sie so brillant zu hören in Norma, und zu admiriren, und da ich jetzt glücklich in di Gazetta di Milano erfahren habe Sie befinden sich in München wo das Auditorium das Glück hat Ihre schöne und klangvolle Stimme zu bewundern, so nehme ich mich die Freiheit zu wagen Sie unterthänigst zu bitten mir durch paar Zeilen wissen zu machen ob Sie nicht die Lust hätten nach Italien Angagement zu bekommen. Die Sache befindet sich so: Da die Damen Unger und Schütz schon zu viel bekannt, so habe ich den Auftrag von meinen Antrepreneur Sig. Griffanti Giuseppe welche für die künftige Frühjahr di Theater zu Bologna, Venezia und Livorno zu dirigiren hat einen Angagement an Sie zu machen mit dem bemerken wen es Ihnen angenehm wird in Italien längere Zeit zu bleiben für das erste Jahr 15,000 Zwanziger, zweite 20,000 Zwanziger und dritte 25,000 Zwanziger und 4 Benefiz-Vorstellungen jährlich.

Wenn Sie aufnehmen wollten ein Engagement die wird Sie zugesichert durch das Haus Jorlonia in Rom an das erste beste Haus in München wo Sie wollten. Auch die Reise-Kosten von München nach Bologna bis 100 fl. C.-M. werden entrichtigt. Ich werde mich sehr glücklich schätzen Sie zu sehen in Italien! versichert dass Sie werden eine brillante Kariere machen, die noch eine andere Sängerin

aus deutschland nicht gemacht hat und wenn Sie mir erlauben zu kennen den Geschmack des Italienischen Publikum — Ihre Stimme, Figur, und Vortrag ist schon jezt ganz Italienisch. Sie werden doch so gnädig seyn liebenswürdigste Fräulein mir bald eine Antwort zu geben? In tiefster Ehrfurcht

Antonio Stoccki.

Es wäre vielleicht mein Glück gewesen, wenn ich diesem Rufe gefolgt wäre, anstatt meiner Lernbegierde nachzugeben und durch allerlei Unfälle, Erkältungen, Unruhen u. s. f. dahin zu gelangen, wohin es in Paris mit mir kam.

Meine Gastspiele in München gingen unter den glänzendsten Erfolgen von Statten. Mit der dortigen Primadonna hatte ich schon in Stuttgart oft gesungen, und weil ich wußte, daß die Prinzessin im Robert eine ihrer allervorzüglichsten Parthien war, so wollte ich ihr auch zu allererst einen Sieg über mich einräumen, indem ich als erste Rolle nur die bescheidene Alice wählte. Was konnt' ich dafür, daß, wie ich noch aus einer Zeitschrift ersehe, die freundlichen Münchner mich nicht so bescheiden im Hintergrunde ließen. Uebrigens war es einem Publikum doppelt so hoch anzurechnen, wenn es neben einer so brillanten Prinzessin noch so warmes Interesse für eine Alice haben konnte; für das schüchtern einfache Landmädchen, die durch keine glänzenden, dankbaren Musikstücke die Bewunderung der Zuhörer gewinnen kann, sondern sich nur einzig und allein durch das innigste Anschmiegen an ein höheres Wesen Theilnahme und Sieg bereiten konnte. Ein hochherziger Charakter, eine sittliche Erhabenheit, wie sich beides aus Alicens glaubiger Seele entwickeln mußte, kann wohl erfreuen,

begeiſtern und erſchüttern, aber weder be- noch verzaubern, und ſomit kann ich gar nichts dafür, wenn das verwöhnte kunſtſinnige Publikum meiner Leiſtung mehr Theilnahme ſchenkte, als manchem lieb ſein mochte. Es iſt übrigens für einen fremden Künſtler ungemein peinlich, wenn man es fühlen muß, mit welcher Aengſtlichkeit oder bisweilen auch Leidenſchaftlichkeit einige getreue Beſchützer die Ehre ihrer eignen Talente anderen gegenüber aufrecht zu erhalten bemüht ſind. Ich konnte doch, um weder Mißgunſt noch Neid zu erregen, nicht wohl von der Bühne herab ſagen: Verehrungswürdigſte, laſſen Sie ſich gefälligſt die Hände binden, es wird ſogleich ein Moment kommen, der ſie aufregen könnte! Ich mußte mir's nun eben gefallen laſſen, wenn die Leute trotz aller Kälte warm wurden und konnte nichts dagegen einwenden, wenn mir deßhalb da und dort eine Sängerin unhold wurde, oder gar bei meinen mir vorgeſchriebenen Liebeserklärungen den Rücken zukehrte. Ich glaube, daß es das Beſte ſein wird, wenn ich das Kapitel über empfangenes Wohlwollen von Künſtlerinnen, ſo wie jene Huldigungen der ſehr ſtark nach Louisd'or ſchmachtenden Recenſenten überſchlage und zu etwas Anderem übergehe.

Auch in München mußte ich bei erhöhten Preiſen ſingen, was bei einer ſo ſtrengen Kälte wie damals um ſo leichter die Begeiſterung hätte beeinträchtigen können, da ich ja faſt in lauter abgeſungenen alten Opern auftrat, und doch ſind meine Darſtellungen auf zehn erhöht worden. Alice im Robert, Fidelio, Emeline in der Schweizerfamilie, Tancred, Romeo zweimal, Norma, Zerline in Fra Diavolo, Armando im Crociato zweimal.

Eine unbeſchreibliche Freude war es mir, unter Franz Lachner's Direktion zu ſingen; ſein Orcheſter hat Nerv und Delikateſſe im Accompagnement, wofür eine Sängerin, die mit ein wenig Paſſion begabt iſt, wie ich es war, doppelt dankbar zu ſein Urſache hatte. Es iſt nichts quälender, als wenn man zwiſchen dem Fluge der Gedanken und einem hinkenden oder lahmen

Orcheſter ſich befindet, fortgeriſſen hab' ich es wohl, allein es kam mir dann vor, als ſollt' ich eine alte Frau in's Tanzen bringen.

Nachdem die erſten acht Gaſtrollen mit ſeltnem Beifall und Jubel ehrenvollſt gewürdigt wurden, flogen am Schluſſe der neunten und letzten Gaſtrolle „der Kreuzritter" tauſende von ſchön abgefaßten und buntgedruckten Kränzen von den Logen und Gallerien, auch blühende Kränze wurden geſpendet. Nach der Vorſtellung wurde, was hier noch nie einer Sängerin oder einem Theatermitgliede widerfahren ſei, unter Fackelbeleuchtung eine glänzende Serenade gebracht, trotz der ſtrengen Kälte waren mehrere Hunderte zugegen und lautes „Vivat" erſchallte.

S. Majeſtät der König verlangten mit ausdrücklichem Befehl die Wiederholung dieſer Oper. Bei überfülltem Hauſe und unerhörtem Jubel ſchied ich aus den geliebten Hallen. Das waren innigſt erwärmende Sonnenſtrahlen, unter denen mir die Seele voll Dankbarkeit erglühet für die hohen und edlen Bewohner des deutſchen Athens.

Straßburg.

Als uns auf der Reiſe hieher bei Ellwangen der Wagen umgefallen war, verlor ich meinen ehrwürdigen Quintilian. Ich hatte ihn ſtets im oberen Seitentäſchchen des Wagens, und während ſich wohl manche Andern in die lieben und ſchmerzensreichen Sentimentalitäten eines Romanes verſenkt hätte, labte ich mich an jener kernhafteren Koſt. Nun war er irgendwo im Schnee begraben und Gott weiß wer meinen ſeit ſo vielen Jahren treuen Begleiter in die Hände bekam.

Ich kann mir wohl denken, daß Mancher ſagen wird: alle dieſe Betrachtungen, Syſteme und wiſſenſchaftliche Analyſirungen ſind erſt entſtanden, als die Kunſtwerke ſchon da waren. Ein Genie aber bedarf nicht erſt belehrender Bücher, es muß ſelbſt

nur Naturbeobachtungen machen und ſein eigenes Gefühl walten laſſen. Die Natur aber, wie man ſie in unſern geſelligen Kreiſen, oder auf der Straße zu ſtudiren bekömmt, wäre mir nun eben doch nicht ausreichend geweſen, für die hohen Leidenſchaften meiner Charaktere und das was ich an unſern dramatiſchen Naturgenie's geſehen hatte, ließ ich ihnen als ihr Eigenthum. In mein eignes Talent war ich aber niemals ſo verliebt, daß ich es für überflüſſig gehalten hätte, jenen tieferen Beobachtungen zu lauſchen und die goldenen Regeln meines alten Meiſters in zehn- und zwanzigfältiger Umgeſtaltung mir zu denken. Es waren das nun wohl nichts als kleine Vorſtudien, die aber dem Künſtler bei der Verkörperung einer Idee, bei der Individualiſirung eines Charakters von unſchätzbarem Nutzen werden können. Nun war mir das liebe Buch verloren gegangen und dieſes nebſt dem Wagenſturz das zweite böſe Omen auf dieſer Reiſe.

In Straßburg angekommen, wollte man mich ungeſungen nicht paſſiren laſſen, und obgleich ich durch Erkältung und Alteration bei obigem Fall ein wenig heiſer geworden war, ſo ſollte und mußte ich dennoch dem allgemeinen Wunſche nachgeben.

Durch ein ruſſiſches Dampfbad hatte ich mich ſchon in Dresden einmal augenblicklich von einer Heiſerkeit befreit und hier gelang es auch. Nur mußte ich, nachdem ich dies gethan hatte, hier ein ungeheiztes Theater betreten, während es dort Sommer war.

Ich ſang aber dennoch und es ging auch mehrere Abende ganz gut.

Schon im Mai 1837 und im Dezember deſſelben Jahres hatte ich in Straßburg Gaſtrollen gegeben und zwar unter ſo unerhörtem Jubel, daß, obgleich ich eine halbe Stunde vor der Stadt wohnte, eines Abends, wie man mir ſagte, über tauſend Menſchen, voran die Mitglieder des Liederkranzes mit Fackelbeleuchtung hinaus gezogen kamen.

Die freundlichen Mitglieder deſſelben ſangen mir ihre ſchönſten Lieder und der ehrwürdige Dichter, Hr. Lamey, hatte in ihrem Namen ein Lied ſeltener Art aufgezeichnet, welches mir in rührend feierlicher Weiſe überbracht wurde. Das Alles war ihnen aber noch nicht genügend, mit einem Male wurde unſer Haus von bunten Feuerſäulen umgeben, die unter Vivatrufen zum Aether aufflammten.

Es iſt nicht zu beſchreiben wie demüthigend ſolches Aufglühen menſchlicher Begeiſterung iſt. Am liebſten würde ich, wenn es ſich nur hätte thun laſſen, dabei unſichtbar geworden ſein.

Auf der Bühne, nun ja, da geht es noch an, wenn die Zuſchauer mit dem Künſtler von einer Idee ſich tragen und beſeligen laſſen. Außer jener Bretterwelt aber fiel mir jede Art von Huldigung doppelt ſchwer auf's Herz. Dort war ich mir doch wenigſtens bewußt, meine beſten Gedanken und Empfindungen ausgeſtreut zu haben. Hier — hatte ich nichts zu geben, kaum daß ich einige arme Worte für all' das Empfangene hervorzuſtottern vermochte.

Eine andere Ueberraſchung iſt mir auf dem Straßburger Münſter widerfahren. An einem feſtlichen Abend, den wir im Lamey'ſchen Hauſe zu erleben die Freude hatten, war die Stunde beſprochen worden, in welcher wir am andern Tag den Thurm erſteigen wollten. Auf der Plattform angekommen, ertönte aus den Höhen der ſteinernen Filigranſpitze ein feierlicher Geſang. — Es hatten ſich dort abermals eine große Anzahl Mitglieder aus Straßburgs Liederkranz verſammelt und in feierlicher Weiſe ihre Geſänge dargebracht. Die Wirkung war unbeſchreiblich ſchön, und ich war nur glücklich, daß über mir einem Würdigeren dieſer ſchöne Geſang entgegentönte.

Auch der berühmte Kirſchſtein hat meinem Profil die Ehre angethan, daſſelbe in verſchiedenen wohlgetroffenen Gypsabgüſſen zu veröffentlichen. Unter all dieſen Ehrenbezeugungen und Hul-

digungen wurde mir aber auch ein ganz ungewöhnliches Geschenk von einem Becker zu Theil. Lorbeere und Gedichte hatte ich bereits in Hülle und Fülle, ja, sogar einen silbernen Kranz, aber noch nirgends ist mir ein — Hefenkranz — gebacken worden. Ja, einen Hefenkranz mit Rosinen und Mandeln bestreut habe ich auch bekommen!!

In den Privathäusern des Herrn Stadtrichters S., des Doktor E. und der lieben gastfreundlichen Kaufmannsfamilie R., wo wir das letzte Mal wohnen mußten, haben wir gar liebevolle Beweise von Gastfreundschaft empfangen. Auch dieses Mal war trotz aller Kälte ein Zuströmen in die eisigen Kunsthallen und ein Enthusiasmus, wie er, seitdem das Theater stand, noch nicht erlebt worden sei.

Bei der letzten Vorstellung schlug mir ein allzu dramatischer, oder vielleicht auch nur täppischer Tybald als Romeo im Gefechte den Daumen der rechten Hand beinahe halb durch. Mit verbundener Hand sang ich, wie es einem Helden geziemt, meine Rolle weiter. Die feurige Jugend habe sich jedoch, wie ich hörte, meines zerschlagenen Handschuh's bemächtigt, ihn in tausend Stücke zerschnitten und dieselben mit solchem Stolz über der linken Brust getragen, wie kaum einer, der den rothen Adlerorden erster Klasse gnädigst verliehen bekam.

Diesmal theilte ich meine Kränze mit der geliebtesten Schwester, die schon in Breslau und auch hier mit vielem Glück neben mir gesungen.

Ich muß dieser duftenden Gaben mit doppelter Wehmuth gedenken, denn es waren die letzten Blüthen am ersten Abschnitt meines Künstlerlebens. Von hier an verschloß eine unsichtbare Hand allmälig die Pforten meines Glückes auf längere Zeit.

Paris.

Wer möchte auch hierher kommen, um in einem mit Marmorplatten und Strohteppichen belegten Salon am Cheminée-Feuer einem berannahenden Katarrh und dem prophetiſchen Geſang der drei Parzen geduldig entgegenharren! Hatte ich im Vaterland doch Alles ſtehen und liegen laſſen, um hier mich nun ſatt zu ſchauen, zu bewundern und mit vollen Zügen die Vollkommenheiten der franzöſiſchen Künſtler-Notabilitäten zu genießen.

Wir wohnten nahe dem Boulevard rue Richelieu, hôtel de Colonies, in einer Straße, wo man die Unruhen aus erſter Quelle genießen kann. Bei ſolchem Treiben läßt es ſich leicht erklären, warum die Franzoſen in ihren Tragödien ſolche Nerven-Proceduren ertragen können. Wer Tag und Nacht unter dieſem Spektakel exiſtirt, dem muß man auch wohl im Theater an der großen Glocke der Leidenſchaft ſchellen, ſoll ſein Gemüth noch gereizt, bewegt und erſchüttert werden.

Das Erſte was wir dort geſehen, war eine Tragödie, Caligula. Ich meines Theils müßte ſehr lange in Frankreich ſein, um durch den feierlichen Pathos des franzöſiſchen Heros wahrhaft bewegt zu werden. Zudem ſteht dieſe Schule der Deklamation gar nicht im Einklange mit ihrer Aktion. Während ſie durch ihren Alexandrinerpathos die Gefühle und Leidenſchaften aus den Tiefen ihrer Seele wie aus einem Ziehbrunnen herauf zu holen ſcheinen, bewegt ſich ihre Geberdenſprache meiſt in enganſchließenden, kurzen, oder in weit ausgebreiteten, nichtsſagenden Geſten. Mir blieb auch von der Darſtellung des Caligula kaum noch etwas in der Erinnerung, als die überaus ſteifen Knieen, welche der Held des Stückes für ſeinen Charakter eben ſo wenig aus dem claſſiſchen Alterthum herüber geholt haben konnte, als die

ſchwunghaften zierlichen Salonsbewegungen ſeiner Hände. Eine ihrer bekannteſten Manieren, wodurch ſie die höchſten, aber auch minder bedeutungsvollen Freuden und Leiden auszudrücken pflegen, beſteht in den ſchon früher einmal erwähnten hochfliegenden Nervenzuſtänden; zuerſt fängt hierbei die eine vorgeſtreckte Hand zu zittern an, dann tremolirt die Stimme, alsdann der Körper und auch die andere Hand, und nun zittert und zappelt das ganze Geſchöpf bis auch das Publikum in's Zappeln kommt und — applaudirt. So etwas nennt man alsdann in der Theaterſprache Kunſt. Wir Deutſchen können jedoch das Kunſtſtück auch zurecht bringen, wenn ich es auch nicht jeden Abend hätte anwenden mögen, um das Publikum in Schauer und Schrecken zu verſetzen. Ich möchte wohl wiſſen, was man alsdann in ſolchen Momenten thun müßte, wie z. B. in der Oper: Templer und Jüdin, wo der armen Rebecca an der Schwelle des Todes ein Signal verkündet, daß ihr ein Retter naht, wo ſich die geängſtigte Bruſt von erſtarrenden Todesahnungen immer mehr zu entfeſſeln beginnt, alle Pulſe in ſteigender Freudigkeit immer lebhafter dem erſehnteſten, geliebteſten Beſchützer entgegenfliegen, der da erſchien, um ſie vom Tod in's Leben zurückzuführen. — Und was müßte Fidelio thun, wo Leonore dem Mörder ihres Gemahls mit den Worten entgegenſtürzt: „Tödt' erſt ſein Weib!" und dieſer durch ihre nach ſeinem Leben zielende Waffe wie von einem Blitz getroffen in die Hölle zurückſinkt, wohin er gehört. Da iſt es wohl am Platz, mit der kleinen Waffe in der Hand und Freudenthränen in den Augen unter der ſchützenden Macht des großen Schickſalslenkers zu zittern, denn es iſt hierbei, als hätten die Geiſter der Nacht ihre finſteren Thore für immer hinter ſich zugeſchlagen, als dränge nun durch alle Ritzen und Spalten des Kerkers Licht ein und göttliche Hülfe. — Bei jeder Kleinigkeit aber in's Zittern zu gerathen, iſt gar zu theatraliſch, gar zu fackelich. Am folgenden Abend wohnten wir einer Vorſtellung in der Opéra comique bei. Le

domino noir wurde aufgeführt, worin mich die anmuthige Vortragsweise der Madame Damereau-Cinti ſehr anzog. Ueberhaupt feſſelten mich jene Darſtellungen am meiſten, wo ſich die Schauſpieler im leichten Converſationston bewegen durften; darin ſind ſie unübertrefflich. Wo die Deutſchen es für nöthig halten, eine ganze Hand hinzugeben, dazu verwenden ſie oft nur die Spitzen ihrer Finger, wo jene mit beiden Augen hübſch lang und gründlich ſchauen, dazu braucht der Franzoſe nur einen flüchtigen Blick. — Ueber ihren Repräſentationen webt meiſtens ein Hauch des feinſten Anſtandes, und wenn auch in dieſem, ſowie in der Anmuth, mit der ſie ſich zu geben bemüht ſind, oft weit mehr Koketterie als Friſche liegt, ſo bleibt die geiſtige Würze darin doch immer pikant. Die vollendetſte Künſtlerin, welche ich in der Repräſentation der bürgerlichen und Salon-Figuren ſah, war Madame Mars. Sie ſoll damals ſchon ein hohes Alter überſchritten haben und dennoch ſpielte ſie jugendliche Rollen. Ich habe nie eine Frau geſehen, in der ſich weibliche Anmuth in ſo liebenswürdiger Naivetät äußerte, als wie in ihr. Jede ihrer Bewegungen war voll Grazie, jedes Wort voll geiſtiger Lebendigkeit und Bedeutung. Die Sprache ihrer Augen war ſo bezaubernd, daß ſie des Wortes entbehren und dennoch ihre geheimſten Gedanken in anmuthigſter Weiſe hätte verrathen können. Leicht und elaſtiſch war ihr Tritt und wie melodiös klang noch ihre Stimme! Bei ihr hatte man das erhebende Gefühl, was man beim Künſtler haben ſoll, der nicht nach dem Beifall der Menge, wohl aber um den eines höheren Genius ſich bewirbt, ihm gab ſie ſich aber auch mit aller Innigkeit einer geiſtreichen Franzöſin hin.

Wir folgten eines Abends Meyerbeers gütiger Einladung und wohnten in ſeiner Loge der Aufführung ſeiner Hugenotten bei.

Es verſteht ſich, daß in Paris ſehr viel für das Aeußere gethan wird, Dekorationen und Koſtüme waren mit verſchwenderi-

ſcher Pracht ausgeſtattet. Doch war das ganze von ſo betäubender Wirkung, daß mir von Allem insbeſondere nur Duprez's Geſtalt, welcher den Raoul geſungen hatte, immer wieder auftauchte. Er war durchdrungen von dem was er ſang, hatte Begeiſterung, Geſchmack und verſtand es, ſeine Stimme wie ſeine Geberdenſprache ausdrucksvoll zu beſeelen.

Herr Meyerbeer hatte die Güte, die Parthie der Valentine, die ich in der großen Oper ſingen ſollte, gänzlich für meine Stimme einzurichten und ich verdanke nun ſeiner Güte nebſt jenen ſorgſamen Abänderungen, ſogar auch den Clavierauszug genannter Oper, ohne daß ich nur jemals durch eine Execution dieſer Parthie ihm meine Dankbarkeit beweiſen konnte.

In der italieniſchen Oper hörten wir unſern Don Juan. Allen Reſpekt vor den Italienern, aber außer dem großartigen La Blache hat keiner weder durch geiſtige Auffaſſung, noch durch bloſe Gemüthsthätigkeit ſeiner Parthie genügen können. Das gleitete alles wohl recht gefeilt und leicht, zierlich und anmuthig dahin, waren aber keine Geſtalten aus Mozarts Don Juan.

Die Donna Anna, eine ſchöne, reichbegabte Sängerin, hatte nur allzuflüchtig hinein geſehen in die ſittliche Erhabenheit dieſes großartigen Charakters, und anſtatt ihre aus allen Pulſen ſtrömende Liebe und Wehmuth vor der Leiche ihres ermordeten Vaters, den Geliebten zur Rache und Vergeltung zu ſteigern, blieb ſie wie auch Don Ottavio während der erſchütternden Scenen ſo ruhig, als ſpielten ſie auf anſtändige Weiſe nur eine Komödie, als wäre die Muſik nur des Singens wegen da.

Dieſen Charakter hat denn doch unſere Schröder-Devrient ein Bischen anders aufgefaßt, geſungen und dargeſtellt. Ueberhaupt konnte ich weder an den franzöſiſchen noch italieniſchen Sängerinnen eine ſo ausdrucksvolle Plaſtik in der muſikaliſchen Betonung ſowohl, als auch in der mimiſch-plaſtiſchen Darſtellung wieder finden, wie ſie uns in Mad. Schröder-Devrient entzückte.

Die Zerline wurde allerliebſt geſungen, aber außer ihrem ſpaniſchen Röckchen kam mir nichts in ihrem Weſen ſpaniſch vor, im Gegentheil guckte allenthalben nur die gefeierte Sängerin heraus, die ſich allerlei unzurechnungsfähige Eigenheiten erlaubte.

Don Juan wurde von einem berühmten Sänger gegeben, deſſen Stimme leider von einer tremolirenden Manier dergeſtalt beherrſcht war, daß ſeine Vortragsweiſe allen Lebensnerv entbehrte. Von einer aufwirbelnden, überſprudelnden Genialität, die ja wohl dieſen Helden eigen ſein müßte, konnte ich nichts gewahren, hingegen war ich froh, wenn er wieder ein Muſikſtück glücklich abgezittert hatte.

Ueber die Exekution des Orcheſters und der Chöre habe ich mich nicht wenig gewundert; dergleichen hätte ich in Deutſchland kaum in einer lahmeren Weiſe hören können. Den Ottavio, dem unter allen Sängern, die ich je gehört, Keiner an Kehlenfertigkeit zu vergleichen wäre, machte ſolche Wunder, daß man nur zu horchen hatte. Nicht genug, daß er Triller und Trillerchens Großmutter anbrachte, wo es nur irgend anging, auch den Violinen nahm er die Paſſagen und wo Ottavio in ſeiner Arie das hohe F. drei Takte lang aushalten ſollte, machte er den Triller auf A. und die darauf folgende Paſſage und überließ dagegen ſeine Tonfiguren den Violinen. Die Wirkung war, wie er ſie mit Benützung ſeiner Stimme ausführte, großartig und ich glaube auch, daß Mozart dem großen Sänger dieſen Eingriff in ſein Tonwerk verzieben hätte, wenn es nur nicht ein gar zu gewaltiges Haſchen nach Effekt geweſen wäre. Nun folgte die Fermate. Zuerſt kam ein langer Ton, dann verfolgten ſich nach einander drei Reihen chromatiſche Läufe, die aus den oberſten Regionen ſeiner Stimme in die Tiefe hinab perlten; alsdann erhob ſich von unten hinauf eine Trillerkette und ſo machte er fort, bis Einem Hören und Sehen verging. Es verſteht ſich, Alles in muſterhafteſter Vollendung und unter raſendem Applaus

des Publikums. Wie ſchön und paſſend wären dieſe Zauberkünſte an dem Grafen Almaviva im Barbier von Sevilla geweſen. Bei Mozarts Muſik aber, da empört ſich nun einmal unſer Gefühl gegen ſolche Kunſtſtücke, wenn man auch vor ſolcher Technik den größten Reſpekt haben muß.

Die Krone des Ganzen war Lablache. Er war überhaupt der großartigſte Sänger, den ich jemals hörte. Ich kann die Ueberraſchung nicht beſchreiben, als in der Introduktion ſeine Stimme in den Worten an mein Ohr ſchlug: „Note e giorno faticar.“ — Es würde wohl kaum ſchöner getönt haben, wenn irgend wer goldene Glocken geſchlagen hätte, ſo ſchön war die Stimme, ſo vollendet ſeine Artikulation, die in Allem, was er ſang, wie ſcharf geprägte Münzen ihm von den Lippen glitt. Wie ſpielte er aber auch dieſe Rolle! Schalkheit, Ironie, Muthwille, Humor ſchlugen mehr oder weniger ſo ergötzlich in einander um, daß man ſich dieſen Hauptſchelm aller Schelme nicht intereſſant genug vorſtellen kann, geſehen muß man ihn haben, um einen Begriff vom Leporello zu bekommen. Da war nichts Plumpes, nichts Abgeſchmacktes, nein, er hätte durch ſeine Ehrbarkeit das vollſte Vertrauen jeder Frau gewinnen müſſen; wie ſang er nur die Arie zur Donna Elvira: „Madamina! il catalogo è questo etc.“ Aus all' ſeiner Schalkheit hindurch ſchimmerte eine ſo tröſtende, ſo menſchliche Theilnahme, daß ihr beſter Freund kein rührenderes Mitgefühl zu entwickeln vermocht hätte, ohne eben die Stellung des Dieners zu vergeſſen.

Ich hörte ihn noch in Matrimonio segrèto, wo ich über ſeinem Spiel und Geſang die herrliche Muſik anzuhören beinahe vergeſſen hätte. Wie leid that es mir, ihn nicht auch in einer tragiſchen Parthie geſehen zu haben, worin er eben ſo vollkommen geweſen ſein ſoll.

Gleich in der erſten Zeit unſers Pariſer Aufenthaltes hatten wir die große Freude, Ritter Sigmund von Neukomm's liebe Bekanntſchaft zu machen, dem ich von Straßburg aus empfohlen war. Wer würde ſich träumen laſſen, unter den aufgekräuſelten, immer nach neueſter Façon gemodelten Pariſern einem Manne von Diſtinktion noch in einem altväteriſchen Mäntelchen zu begegnen? Und doch hatte der hochberühmte Komponiſt, der fruchtbarſte Schüler Haydn's, der intimſte Freund des Fürſten Talleyrand, den Muth, aller Mode zum Hohn in einem alten dunkelblauen Mäntelchen mit kaum über die Schultern reichenden runden Krägleín durch die Straßen der tonangebenden Modewelt zu gehen. War er auch unter dieſer Hülle im Frack, denn er ging immer im Frack, ſo gewann er doch insbeſondere durch das vielleicht noch aus Haydn's Zeiten her ſtammende Alterthum ſogleich meine aufrichtige Zuneigung. Seine ganze Erſcheinung hatte etwas Erhabenes, Gemüthreiches und überaus Vertrauen Erweckendes. Er geſtand mir übrigens ſpäterhin, daß auch ich ſogleich ſeine Achtung gewann. Nicht etwa, als ob ich ſeine Sympathie durch ein ähnliches Alterthum erregt hätte, ſondern weil ich ihm vielleicht nur eben einfach genug vorkam. Wie freute mich das! denn in unſrem grundſoliden Deutſchland machte man mir nicht ſelten Vorwürfe deßhalb, daß ich denn doch auch gar zu wenig aus mir mache. Und hätte mich doch ſo leicht den einen Tag à la Grecque, den andern à la Turque, den dritten à la Chinoiſe friſiren laſſen und auch eine gehörige Feder auf den Hut ſtecken können, aber ſo geht's, wenn der Menſch eben gar zu wenig aus ſich zu machen weiß. —

Neukomm mochte etwa über die ſechzig alt geweſen ſein und da er die meiſte Zeit in Paris gelebt hatte, ſo konnte er hinlänglich wiſſen, wie man ſich dort zu verhalten hat. Man muß daſelbſt noch bei Weitem unzugänglicher ſein, als irgendwo, gleich heißt es: qui voit-elle? Anfangs als mein Katarrh noch einen

milden Charakter hatte, ließ ich mich bisweilen hinreißen, mit Freund Neukomm ein wenig zu musiciren, zuerst theilte er mir Einiges aus seinen Werken mit, oder improvisirte er die erhabensten kühnsten Gedanken, die aus einem Blumenmeer von lieblichen Melodien in gigantischer Majestät emporragten.

Ich sang ihm dagegen, mit höchst mangelhafter Stimme, einige kleine Lieder. Als ich mich eines Tages auch noch an einige dramatische Bruchstücke wagte, und — so viel ich mich erinnere — das große Duett aus Medea: „Ihr drohet mir umsonst" ꝛc. gesungen hatte, versprach er, mich bei Cherubini einzuführen, was schon am andern Mittag geschah. Es klopfte mir das Herz, als wir vor dessen Thüre angekommen waren. Neukomm hatte unsern Besuch den Tag vorher bei seinem Freunde angekündigt. Man führte uns in ein kleines trauliches Stübchen und versicherte, daß der Herr Direktor nun bald kommen müsse, denn er habe es mit Bestimmtheit versprochen. Indessen wollte ich mir all die Sächelchen und Sachen an seinem Zimmer recht genau ansehen; aber kaum war ich vor seine Büste hingetreten, die in einer Ecke des Zimmers stand, als zu meiner großen Ueberraschung die Thüre aufging und — der gewaltige Direktor des Pariser Konservatoriums hereintrat. Er war ein kleines Männchen von etwa 80 Jahren, mit energischem Ausdruck. In Mienen und Haltung zeigte sich etwas Imponirendes, Ehrfurcht Einflößendes und aus seinen durchdringenden Augen sprach ein tiefer ernster Geist. Er reichte mir mit Freundlichkeit die Hand und sagte, er wisse wohl, daß ich seine längst verschollene Medea wieder auf die Bühne gebracht habe, er werde mich nächstens besuchen, wo ich ihm alsdann etwas vorsingen müsse. Er frug mich, ob man seine Musik in Deutschland noch gerne und oft hören mag. Ich, die immer meinte, man dürfte nichts sagen, wovon man nicht völlig überzeugt ist, besann mich erst ein wenig. Daß man sie gerne hört, wußt ich, aber o f t? darüber hätte ich dem alten Herrn keine ganz

befriedigende Antwort geben können. Aber es fiel mir augenblicklich ein, daß ich ja selbst einmal in Dresden in einer seiner großartigen und schweren Messen mitgesungen habe. In Erinnerung dessen konnte ich mit voller Ueberzeugung ihm die Versicherung geben, daß die deutschen Künstler seine Werke nicht nur mit der größten Pietät aufführen, sondern auch die Zuhörer sie mit hoher Begeisterung anhören. Ich konnte ihm ja auch der Wahrheit gemäß versichern, daß sein Wasserträger den Deutschen eine der liebsten Opern sei.

Als wir uns entfernten, versprach er, mich recht bald zu besuchen, und wenn ich ihm auch nur zehn Takte aus Medea vorsingen würde. Ich wendete nun alle Mittelchen an und that meiner Stimme so schön wie nur möglich, damit sie fein artig und folgsam werde, aber es ging, wenn auch nicht gut, doch immer noch besser, als ich es nur erwartet hätte. Er kam, und wir sangen das Duett. Der alte Herr wurde aus Freude über die Erhabenheit seiner Composition ganz verjüngt und drückte mir einmal um das andere die Händ'. Ich mußte ihm noch Einiges aus der letzten Scene vorsingen, was er mit tiefstem Interesse verfolgte. Er beschloß, diese Oper zur Aufführung zu bringen, und es handelte sich insbesondere nur noch darum, wie das zu bewerkstelligen wäre, da, wie er erzählte, nach den neueren Verordnungen alle Opern, welche ohne Recitative, nur mit Dialog ergänzt sind, nicht in der großen Oper aufgeführt werden dürfen, sondern in die — Opera comique — verbannt worden seien. — Das ist nun freilich nicht das passendste Terrain für dieses Sujet.

Einen recht wehmüthigen Eindruck machte das auf mich, als der hohe Greis immer wieder sein Köpfchen hin und her wiegte, sagend: Schade, daß ich schon viel zu alt geworden bin, um zu dieser Oper noch passende Recitative schreiben zu können, ich würde nur meiner Medea einen alten Kopf aufsetzen und dadurch ihr wie mir keine Ehre erzeugen. Ich konnte hingegen nur

verſichern, daß ich nicht den Muth haben würde, vor den Franzoſen ihre Sprache zu reden und beſonders ſo zu declamiren. Das werde ſchon gehen, meinte Cherubini, er wolle indeß nur bei Mr. Duponchel (Direktor der großen Oper) zu bewerkſtelligen ſuchen, daß dieſe Vorſtellung in der großen Oper zur Aufführung gebracht werde.

Nun hatte ich nicht nur die von Meyerbeer mir ſo freundlich anvertraute Valentine, ſondern auch Cherubini's Medea vor mir liegen, und es fehlte nichts weiter als meine ſonſt ſo kernhafte Geſundheit, um recht fleißig ſein zu dürfen. Ich hatte mir nun ernſtlich vorgenommen, keinen Ton weiter mehr zu ſingen und keinen Schritt mehr auszugehen, bis ich wieder ganz geſund ſei.

Indeſſen ließ ich eine Franzöſin täglich kommen, die mir den Text beider Parthien recht oft vorleſen mußte, wobei ich ihr die feinſten Nuancen abzulauſchen bemüht war.

Es gingen mir bald Tag und Nacht dieſe Wortlaute im Kopf herum und anſtatt es mit meiner Geſundheit beſſer wurde, iſt es immer ſchlimmer geworden. Das widerwärtige Rückenſtechen nahm immer mehr zu, und es mußte nun ein zweiter Arzt zu Hülfe gerufen werden, der eine Art Tubus mitbrachte, mit dem er die ſchmerzhaften Stellen meines Rückens ausberchte. Nun ging es an ein unbarmherziges Vampyrgeſchäft. Zur Beruhigung ſagte mir der Mann, daß es Damen in Paris gibt, die ſich alle halbe Jahr zur Ader laſſen und zwar einzig und allein darum, um — immer bleich und intereſſant auszuſehen. Er producirte ſein Kunſtſtück an mir nun aber auch während des kurzen Zeitraums von fünf Tagen dreimal, wodurch der Schmerz jedoch keineswegs geſtillt war. Mir kam er viel eher wie ein vernachläſſigter Rheumatismus vor, und es ging nach dieſen Forcemitteln immer ſchlimmer mit meiner Geſundheit.

Unſer treuer Freund Neukomm kam ab und zu, um ſich über meinen immer bedenklicher werdenden Zuſtand zu erkundigen.

Eines Tages erſchien er recht wie mein guter Engel, die Schweſter klagte ihm, daß ich in neuſter Zeit gewöhnlich gegen Abend ſonderbare Anfälle bekomme; da ſei es, als hätte ich elektriſche Schläge. Sie habe das wohl dem Doktor M. ſchon geſagt, aber entweder komme er dann gerade, wenn es vorbei oder noch zu erwarten ſei. Neukomm der ſelbſt ſchon oft durch Magnetismus glückliche Erfolge an Kranken bewirkt hatte, verſprach noch am ſelben Abend mich zu beſuchen. Er traf mich bereits in jenem Delirium. Ich weiß es noch wie heute, daß ich gerne mit ihm geredet hätte, allein es war als wenn die Gedanken mir fort und fort ausgegleitet wären. Er ſuchte mich durch Magnetismus zu beruhigen, aber es half nicht viel. Darauf eilte er um mir aus der nächſten Nähe ſelbſt einen Arzt herbei zu holen. Schon war ich dem Erſticken faſt ganz nahe, da kam er mit jenem Doktor glücklich herbei. Eiligſt wurden mir nun fünf Gläſer, in deren Höhlung brennende Papierſtücke gethan waren, auf die Bruſt geſetzt, dieſe zogen nun augenblicklich hohe Blaſen und der Athem wurde allmälig freier. Wäre Neukomm nicht geweſen, ſo würde ich einen abſcheulichen Tod geſtorben ſein. Das Gefühl, erſticken zu müſſen, iſt furchtbar. Doktor M. erklärte den Zuſtand nach den Symptomen für einen Anfall von Nervenfieber. Meine arme Schweſter war aus Alterationen gleichfalls krank geworden, Karoline konnte mit dem beſten Willen auf die Dauer nicht alle Nächte bei mir wachen, und es wurde nun auf Anrathen des Arztes eine Nonne zur Pflege beſtimmt. Er ließ einige Zeilen weiter beſorgen und in einigen Stunden trat die barmherzige Schweſter bei uns ein.

Es war eine Dame, die die erſte Blüthenzeit ſchon ein wenig überſchritten hatte. Ihr auenehmend ſanftes, frommes und ruhiges Weſen that mir unendlich wohl. Es wirkte bald nicht nur auf mich außerordentlich wohlthuend ein, auch der gedrückte Gemüthszuſtand meiner armen Schweſter wurde durch ihren Umgang aufgerichtet. Nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen ging es beſſer

mit mir und mein Appetit nahm allmälig mit Riesenschritten zu. Doch mußte ich darben und die bitterste Noth leiden, um durch strengste Diät das Fieber zu überwinden.

Mit zunehmender Genesung stieg auch der Schwester Frohherzigkeit und sie ging, wie sie es schon angefangen hatte auf meinen Wunsch wieder in die Singstunden zu dem damals berühmtesten und kostspieligsten Singlehrer Signor B., der für eine Lektion nicht weniger als einen Louisd'or zu nehmen pflegte und dennoch bis in die späteste Nacht hinein versagt war. Man mußte nur froh sein, wenn er sie neben einer seiner früheren Schülerinnen annahm, so daß diese alsdann mit einander die Stunde und das Honorar zu theilen hatten. —

Eines Tages, als die Nonne sich ganz allein bei mir wußte, vertraute sie mir ihre theuersten Geheimnisse. Sie war die einzige Tochter einer hochadeligen Familie, die meist den Sommer über in der französischen Schweiz zubrachte. Dort verliebte sich ein Mann in sie, den man allgemein den schönen Junker Hans genannt habe. Er sei aber auch schöner gewesen, versicherte sie, als alle Bilder, die sie in ihrem Leben jemals gesehen. Als es die Eltern merkten, daß sie für einander Neigung gefaßt hatten, so untersagten sie ihr den Umgang mit ihm auf's Strengste. Darnach die Liebenden aber nur um so eifriger Mittel und Wege suchten, sich gegenseitig heimlich Briefe zuzusenden.

Es kam nun ein reicher Graf, den sie jedoch nicht leiden mochte, der sich aber um ihre Hand allen Ernstes bewarb. Mit diesem sollte sie sich auf den Wunsch der Eltern vermählen. Sie versicherte, daß sie keine Neigung zu ihm fassen könne, und daß sie die unglücklichste Frau werden würde, wenn man sie zu dieser Heirath zwänge. Darauf habe man ihr die Wahl gestellt, ob sie ihn heirathen oder in's Kloster gehen wolle.

„Tausendmal lieber wählte ich das Letztere, aber, sagte sie, ich hoffte immer, daß er, Gott verzeih' mir die Sünde, kommen

würde, um mich zu entführen. Die Zeit, wo ich noch Novize war und wieder hätte austreten können, war mit vergebnen Hoffnungen bald verstrichen und so viele Briefe ich auch heimlich an ihn richten ließ, nie hab' ich eine Sylbe mehr von ihm erfahren. Vielleicht ist er todt, vielleicht hat er sich eine andere erwählt, ich weiß es nicht." Darauf weinte sie bitterlich, zog ihr Kreuzchen aus dem Busen, küßt' es und sagte: „Das ist nun mein einziger höchster Bräutigam, denn ich bin nun für immer in den Orden eingetreten." Als ich sie fragte, ob, wenn er hieher käme und krank würde, und auch die Hilfe einer Nonne sich erbäte, sie ihm wohl einen gleichen Dienst, wie mir erweisen dürfe, antwortete sie: „O gewiß, aber er müßte auch sehr schwer krank sein, denn sonst verlangt der Arzt keine Nonne und dann werden zu Herren gewöhnlich die ältesten Schwestern gesendet. Ach, wenn ich ihn doch nur noch einmal im Leben sehen könnte, ich wollte ja dann gerne sterben!" Das arme Geschöpf dauerte mich und ich hätte ihr gerne zur Erfüllung ihres Wunsches als Vermittlerin hilfreiche Hand geboten. Ich stellte ihr jedoch vor: Wenn er aber käme — mit denselben innigen Gefühlen wie einst — und sie nun in diesem Gewande sähe; würden Sie und er sich dann nicht noch viel unglücklicher fühlen, wenn Sie ihn von sich weisen, in seine frühere Einsamkeit zurück stoßen müßten? „Ach das fühl' ich wohl, daß ich ihn nie als weltlichen Bräutigam vor mir sehen dürfte, aber als geistlichen! O wie glücklich wär' ich, wenn er mir einmal als frommer Bruder eines heiligen Ordens begegnete! Dieser Gedanke tröstet mich immer und erfüllt mich mit den schönsten Hoffnungen. O, wenn sie es dahin bringen könnten." — Sie umfaßte flehend meine Hände. Ich versprach, an ihn zu schreiben und hab' es auch gethan, aber ohne Erfolg.

Als sie das letzte Mal zu mir kam, fiel sie mir um den Hals und gab mir beim Abschied eine Locke und ein Bildchen, welches den heiligen Franziskus vorstellte; das soll ich ihm geben, wenn

er mir einmal im Leben begegnen würde. Wie gerne hätte ich das und noch viel mehr für die gute Seele gethan, aber so viele Mühe ich mir auch gab, so konnte ich doch nicht erfahren, ob und wo er lebt.

Während der Dauer meiner Krankheit überwältigte mich oft ein unaussprechliches Heimweh nach der geliebtesten Mutter. Wir haben ihr von all' dem Jammer nichts geschrieben und so glaubte sie nicht anders, als daß nur ein böser Husten mich vom Singen abhält. Ich durfte nun (es hatte schon der Monat Mai begonnen) allmälig mich daran wagen, mein Krankenlager zu verlassen. Neukomm war und blieb sich in seiner aufopfernden Fürsorge treu. Kam er anfangs auch nur, um flüchtig durch die Stube zu streifen und die Nonne über meinen Zustand auszufragen, so zeigte er sich nun, wo ich mir wieder mehr als es nur gut war, selbst überlassen blieb, jeden andern Tag und erzählte mir dann zur Zerstreuung und Erholung von seinen reichen Erlebnissen, von dem Umgang mit seinem geliebten Lehrer u. s. w. Wie wenn ein junger schöner Frühlingsmorgen an Neukomm's Seele vorüberzöge, so erschien es mir, wenn er der Studienzeit bei seinem Meister Haydn gedachte, der ihn wie einen Sohn geliebt und gehalten habe. Alles was er mir über jenen Umgang mittheilte, hatte die heilige Weihe eines frohherzigen, kindlich frommen Gemüthsaustausches. So streng Haydn auch auf Ordnung und Pünktlichkeit gehalten habe und hinter der Arbeit keinen Spaß verstand, so naiv und heiter habe er doch bei den Analysirungen irgend eines Gedankens werden können. Hingegen habe er sich religiösen Gefühlen stets mit solcher Innigkeit hingegeben, daß man es ihm anfühlen konnte, wie seine ganze Seele im Gebete sich verklärte.

Einen ſo intereſſanten Lebenslauf wie Neukomm hat wohl kaum ein zweiter Componiſt erlebt.

Ueberzeugt, daß es den Verehrern ſeiner in Deutſchland leider noch gar zu wenig verbreiteten Meiſterwerke von hohem Intereſſe ſein wird, Näheres über den Mann zu erfahren, der wohl verdiente, in ſeinem Vaterlande bekannter zu werden, will ich es verſuchen, aus dem, was mir durch mündliche und ſchriftliche Mittheilungen geworden iſt, eine biographiſche Skizze von ihm zu geben.

Ritter Sigmund von Neukomm, geboren am 10. Juli 1778 zu Salzburg, iſt von 23 Kindern deſſelben Vaters und derſelben Mutter der Erſtgeborene.

Seine Anlagen reiften durch die ſorgliche Pflege ſeines Vaters ſehr frühe. Dieſer war erſter Lehrer an der Haupt-Normalſchule, und ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann (vorzüglich bedeutender Helleniſt). Kaum vier Jahre alt, konnte der kleine Sigmund ſchon geläufig leſen; mit dem fünften Jahre ſchrieb er eine leſerliche Schulhand. Noch nicht ſieben Jahre alt, fing er an Muſik zu lernen. Im achten Jahre begann ſein lateiniſcher Unterricht, den er dann ununterbrochen fortſetzte und auf der Salzburger Univerſität in ſeinem achtzehnten Jahre nach geendigten philoſophiſchen und mathematiſchen Studien ſchloß. Sein Lehrer in der Muſik war der tüchtige Stadt-Organiſt Weiſſauer, der ihn bald als Stellvertreter bei den minder bedeutenden ſeiner ſehr zahlreichen Kirchendienſte verwenden konnte.

Schon in früher Jugend übte er ſich nicht allein auf den gewöhnlichen Streich-Inſtrumenten, ſondern auch auf den Blas-Inſtrumenten. Die praktiſche Kenntniß derſelben iſt ihm als Tonſetzer bei ſeinen Arbeiten ſehr nützlich geworden. Später, als er bei dem Hoforganiſten und Konzertmeiſter Michael Haydn, mit dem er durch ſeine Mutter verwandt, ſeine kontrapunktiſchen Studien angefangen hatte, erlaubte auch er ihm oft, an ſeiner Statt

bei den häufigen Gottesdienſten im Dom ſowohl, als in andern davon abhängigen Kirchen die Orgel zu ſpielen. Noch nicht ſechszehn Jahre alt, wurde er als wirklicher Univerſitätsorganiſt mit 52 Gulden (leichten Geldes) jährlichen Gehalt angeſtellt, erhielt auch bald darauf die Stelle als Opern-Correpetitor am Hoftheater, die er aber nach einem Jahre verließ. Im März 1797 ging er nach Wien, um unter Joſeph Haydn, dem er von deſſen Bruder Michael empfohlen war, ſeine muſikaliſchen Studien fortzuſetzen. In Salzburg hatte er bereits ſeine theoretiſch-kontrapunktiſchen Studien vollendet, und Joſeph Haydn übernahm es mit väterlicher Sorgfalt, ſeinen hochbegabten Schüler in dem ſo wichtigen äſthetiſchen Theil der Kunſt liebevoll zu unterrichten. Mit unbeſchreiblicher Innigkeit gedachte er ſtets ſeines geliebten Meiſters und ich hörte ihn oft die Worte ſagen: „Das dankerfüllte Andenken an meinen hohen Lehrer und deſſen Güte für mich hat mich mein ganzes Leben hindurch ununterbrochen begleitet“. Von ſeinem Vater hatte er gelernt, mit Minuten haushälteriſch zu wirthſchaften, und ſo gewann er auf dieſe Weiſe Stunden für mancherlei Nebenbeſchäftigung. So übte er ſich in den ſchönen Künſten überhaupt und trieb ſogar auch aus Liebhaberei (aber auch mit Ernſt) naturwiſſenſchaftliche und mediziniſche Studien.

Auf dieſe Weiſe durchlebte er ſieben an Thätigkeit reiche Jahre, gab den Tag über Unterricht im Klavier und Geſang; die unvergeßliche Milder war ſeine Schülerin vom erſten Anfange bis zu ihrem Erſcheinen auf der Bühne.

Mit dem Monat Jänner 1804 fängt das Verzeichniß ſeiner Arbeiten an, welches von jener Zeit bis auf dieſen Tag (25. Auguſt 1856), wo er mir die letzte gütige Mittheilung über den Inhalt ſeines Kataloges gab, 1,989 Nummern zeigt, von denen eine größere Anzahl wiederum 50—60, ja oft mehrere, zum Theil ſehr bedeutende Tonſtücke enthält.

Am 5. Mai 1804 reiste er nach St. Petersburg, wo er kurz nach seiner Ankunft als Kapellmeister vom Kaiserlich deutschen Theater angestellt wurde. Er schrieb dort eine Oper „Alexander am Indus", welche am Krönungstage des russischen Kaisers mit vielem Beifall und Hervorrufen aufgenommen wurde.

In seiner Begeisterung für Schillers „Braut von Messina" komponirte er eine durch das ganze Stück durchgehende melodramatische Instrumental-Begleitung. Seiner Ansicht zufolge muß die begleitende Musik zu einem dramatischen Werke durchaus untergeordnet bleiben; aber doch mit dem Drama Hand in Hand gehen, und sich mit ihm so innig verbinden, wie sich das Gewand einer Statue anschmiegt, ohne daß die Formen derselben dadurch verloren gehen.

Ein heftiges Nervenfieber, das ihm die Nachricht von dem Tode seines Vaters zuzog, veranlaßte ihn, seine Stelle am Hoftheater in St. Petersburg aufzugeben, worauf er unter dem milderen Himmel von Moskau seine langsam fortschreitende Genesung abwartete und sich dann wieder ungestört musikalischen Arbeiten widmete.

Von dieser Epoche an komponirte Neukomm größtentheils, und in der Folge beinahe ausschließlich, Werke religiosen Inhaltes in deutscher, lateinischer, italienischer und russischer Sprache, zu welchen mehrere, von dem russischen Dichter Dershawin eigens für ihn metrisch bearbeitete Psalmen gehören.

In jener Zeit wurde ihm die Auszeichnung von der königlichen Akademie der Musik zu Stockholm, und bald darauf aber auch von der philharmonischen Gesellschaft zu Petersburg, als Mitglied ernannt zu werden.

Seiner Reise-Liebhaberei zu Folge besuchte er noch viele russische Städte und kam endlich am 21. Juni nach Berlin, wo ihm Zelter mit kräftiger Freundlichkeit so aufrichtigen Herzens entgegengekommen sei, daß er sich während der wenigen Wochen seines

Aufenthaltes mit inniger Freundſchaft an ihn ſchloß. Durch dieſen lernte er die Meiſterwerke von Faſch kennen, die Zelter ihm zu lieb, in der blühenden Sing-Akademie aufführen ließ.

Er ſetzte ſeine Reiſe über Dresden, Leipzig, München, Salzburg nach Wien fort, wo er während eines dreimonatlichen Aufenthaltes ſeinen theuern Vater Haydn täglich beſuchte.

Er war, ſo erzählt Neukomm, obgleich noch nicht volle 77 Jahre alt, während der letzteren Zeit ſeines Lebens ganz altersſchwach geworden, jedoch mit Beibehaltung ſeines Gedächtniſſes und ſeiner unausſprechlichen, gemüthlichen Liebenswürdigkeit — nur der lebensſprudelnde, anakreontiſche Geiſt, der ſeine unzähligen Werke beſeelte, war verflogen und hatte ſich in eine kränkliche Gefühls-Reizbarkeit aufgelöst, die ſich bei der geringſten Veranlaſſung in Thränen ergoß. Drei Monate ſpäter, nachdem Neukomm Wien verlaſſen hatte, unterlag Haydn dem Grame, über das Unglück ſeines Vaterlandes durch den neu ausgebrochenen Krieg.

Von Wien ging Neukomm über Salzburg (wo er zum letzten Male ſeine ſchon ſeit mehreren Jahren erblindete Mutter umarmte) nach Montbeliard (Mömpelgard). In dieſem romantiſch gelegenen Landſtädtchen führte er in dem Hauſe einer befreundeten Familie und im Umgang mit wiſſenſchaftlich gebildeten Männern ein „patriarchaliſches Still-Leben", komponirte auch viel und beendigte dort für die reiche Benediktiner-Abtei St. Florian in Ober-Oeſtreich ſeine erſte große Meſſe, unter dem Titel St. Florian.

Am 13. Mai 1810 reiste er nach Paris, wo er das Glück hatte, durch die Fürſtin von Lothringen Vaudémont dem Fürſten Talleyrand vorgeſtellt zu werden, der ihm in der Folge ein väterlicher Freund geworden iſt, und deſſen Haus- und Tiſch-Genoſſe er (ſeine dazwiſchen fallenden Reiſen mit eingerechnet) mehr als 20 Jahre war. Des Fürſten Haus war der Sammelplatz aller Auszeichnungen jeder Art, und er als Mittelpunkt ſeiner

Umgebung, ſtrahlte ſeinen feinen Geiſt nach allen Richtungen derſelben aus.

Während der erſten vier Jahre ſeiner Anweſenheit daſelbſt enthält ſein Kataleg trotz dem zu Zerſtreuungen ſo ſehr verlockenden Leben dennoch mehr als 60 Nummern, unter welchen einige größere Kirchenkompoſitionen in der Folge veröffentlicht worden ſind. Dahin gehört das große Tedeum, welches bei Gelegenheit des feierlichen Einzuges Ludwig XVIII. und in ſeiner und der ganzen königlichen Familie Gegenwart in der Kathedrale Notre Dame aufgeführt wurde.

Im Jahre 1814 begleitete er Fürſt Talleyrand zum Kongreß nach Wien, wo den 2. Jänner 1815 in der St. Stephans-Kirche ſein großes Vokal Requiem in C-moll von mehr als 300 Sängern, in Gegenwart aller beim Kongreß anweſenden Kaiſer, Könige und Großen aller Nationen, aufgeführt wurde. Die Veranlaſſung dazu war die Leichenfeier, oder vielmehr die Verſöhnungsfeierlichkeit, die Fürſt Talleyrand für den Sterbegedächtnißtag des durch Revolution ermordeten Ludwig XVI. veranſtaltet hatte. Darauf wurde er von König Ludwig XVIII. zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und in den Adelſtand erhoben.

Mit ſeinem Prinzen nach Paris zurückgekehrt, benützte er das freundliche Anerbieten des Herzogs von Luxemburg, ihn nach Rio de Janeiro zu begleiten, wohin dieſer vom Könige als außerordentlicher Geſandter geſchickt wurde. Während dieſer Reiſe nach Braſilien hat der hohe Miniſter in ſeiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit nicht nur mehrere Motetten und andere Werke kirchlichen Inhalts, ſondern auch — Märſche und erheiternde Stücke für die auf der Fregatte befindliche Militär-Muſik komponirt.

Bedeutender Empfehlungen zufolge wurde er von dem dortigen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Da Barca, einem Manne von aufgeklärtem Geiſte und viel

umfassender Gelehrsamkeit, freundlichst aufgenommen und dem Könige vorgestellt. Dieser hatte ihm auf des Grafen Veranlassung einen für seine Bedürfnisse mehr als hinlänglichen Gehalt ausgesetzt, ohne ihm dafür die geringste Verpflichtung aufzuerlegen.

So lebte er von 1816 bis 1821 in der unmittelbaren Nähe der ihm gnädigst gesinnten königl. Familie. Er hatte sich in diesem Feenlande, wo Alles wundervoll, schön und großartig sei, den Menschen allein ausgenommen, viel mit Naturwissenschaft, vorzüglich mit Entomologie und Hortikultur beschäftigt, doch zählt sein Katalog fünfundvierzig in Rio de Janeiro komponirte Werke auf, unter denen er eine große Messe (Sti Francisci) auszeichnet, welche auf den Wunsch der Gemahlin Don Pedro's für ihren Vater, Se. Majestät Kaiser Franz I., komponirt wurde, und welche er in der Folge (1842) in der kaiserl. Hofkapelle in Wien in größter Vollkommenheit aufführen hörte.

Ein Anfall von Lungen-Entzündung drohte ihm gefährliche Folgen zu hinterlassen. Er bat daher ärztlichem Rath zufolge um Urlaub, auf ein Jahr nach Europa zurückkehren zu dürfen. Schon hatte er Alles zur Reise vorbereitet, da brach die Revolution aus.

Ich beschleunigte meine Reise, so erzählte er, aus diesem gänzlich verwahrlosten Lande, in welchem die bei Weitem größere Zahl der Einwohner aus schwarzen Sklaven bestand, welche durch eine Handvoll nichtswürdiger Wühler zur Ausführung aller ihrer verruchten Zwecke aufgereizt und mißbraucht werden konnte. Der panische Schrecken verbreitete sich vom König aus über Alles, was dem Hofe angehörte. Alle im Hafen befindlichen Kauffahrteischiffe waren in diesem allgemeinen „sauve qui peut" gemiethet; Einer seiner alten Freunde, der sardinische Gesandte Marquis de Brinaldi, hatte noch mit genauer Noth ein altes, baufälliges, kaum segelfähiges, dänisches Kauffahrteischiff für sich und sein Gesandtschaftsgefolge gefunden,

worin Neukomm mit Dank den ihm darin angebotenen Platz annahm.

Der König, welcher mit seiner Familie und Umgebung schon geraume Zeit vor ihm in Lissabon angekommen war, beehrte ihn bei'm Abschiede mit dem königl. portugiesischen Christus-Orden, und nach einigen Monaten ließ er ihn auch mit dem von ihm in Brasilien gestifteten Empfangniß-Orden (a ordem da Conceiçao) in Paris überraschen.

Bald nach seiner Ankunft daselbst, wo er vom Fürsten Talleyrand sowohl als von seinen übrigen Freunden mit gewohnter Güte aufgenommen wurde, führte ihn seine bereits erwähnte Gönnerin, die Fürstin Lorraine-Vaudémont, im Hause des Herzogs von Orleans (nachmals König von Frankreich) ein, wo er, wie zu ihrer Umgebung gehörend, gnädigst aufgenommen und von der edlen Familie bald als „ami de la maison" geschätzt wurde.

Sein Ostermorgen, den er 1823 vollendet hat, war als ein Kranz für den Sarg seiner gütigen Gönnerin, der Herzogin von Kurland, bestimmt. Nach diesem habe er außer mehreren kirchlichen und anderen Werken acht große, ganz durchkomponirte vier- und achtstimmige lateinische Psalmen ohne Instrumental-Begleitung komponirt.

Aus Klopstocks Messias hatte sich der Meister einen Cyclus von drei Oratorien zusammengestellt; diese bilden zusammen ein Ganzes und sind: erstens Christi Grablegung, zweitens Christi Auferstehung und drittens Christi Himmelfahrt. Die Aufführung eines jeden dieser Werke dauert ungefähr eine Stunde.

Von Hières und Nizza, wo er mit Fürst Talleyrand den Winter zugebracht und das erste dieser drei Oratorien vollendet hatte, ging er nach Italien, in das Land seiner schönsten Jugendträume, wo Alles, was sich ihm allenthalben so reichlich darbot, seine kühnsten Erwartungen bei Weitem übertroffen hat.

Mit besonderer Liebe gedachte er seines hochbegabten Freundes Bunsen, mit welchem er während seines Aufenthaltes in Rom unter andern auch die Worte zu seinem Oratorium: „das Gesetz des alten Bundes“ oder die zehn Gebote aus der heiligen Schrift zusammenstellte, die Neukomm in der Folge in's Englische übersetzte.

Nach Paris zurückgekehrt, komponirte er fünfzehn Psalmen für eine Singstimme, theils in deutscher, theils in italienischer Sprache. Darauf vollendete er am 23. März 1828 das Oratorium „das Gesetz des alten Bundes“. Es ist in England unter dem Titel: „Mount-Sinai“ im Klavier-Auszuge erschienen, und dort sowohl als in Nordamerika sehr bekannt. Auch in Berlin wurde es zweimal unter Neukomms Leitung aufgeführt. Die Zahl der Mitwirkenden war hier vierhundert.

Im September 1830 folgte Neukomm dem Fürsten Talleyrand nach London, wohin Letzterer als Ambassadeur vom König Louis Philipp gesandt ward.

Hier fängt für unsern Meister eine neue Epoche an. Seine Oratorien und andere bedeutendere Werke wurden bei allen großen „Festivals“ in England, Schottland und Irland aufgeführt; und da er seine Werke in jener Zeit immer selbst dirigirte, so durchkreuzte er diese drei Reiche zu wiederholten Malen nach jeder Richtung hin.

Nachdem er eine Reise in das südliche Frankreich zurückgelegt und auf's Neue Italien besucht hatte, schiffte er sich in Toulon am 21. Dezember 1834 nach Algier ein, und stieg dort am 23. Abends an's Land. Er machte mehrere Reisen an der afrikanischen Nordküste, besuchte die Städte und Umgebungen von Bougie und Bone (das alte Hipona, der ehemalige Bischofsitz des heil. Augustin).

Den 28. Jänner 1835 kehrte er nach London zurück, wo er

mit raſtloſer Thätigkeit eine beträchtliche Anzahl von Werken religiöſer Art komponirte.

Am 14. Auguſt 1837 dirigirte er bei der Enthüllung des Guttenberg-Monumentes ſein großes militäriſches Te Deum. Er hatte bei der Aufführung dieſes Werkes (auf freiem Platze) 12—1300 Singſtimmen.

Nach ſeiner fortgeſetzten Reiſe durch Frankreich und Deutſchland kam er abermals nach Mainz, um dort bei dem großen Feſt zur Gedächtnißfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt ſeine Muſik zu dirigiren. Man hatte ſeiner Meſſe „Santi Philippi“ einen paſſenden deutſchen Text unterlegt, und er traf alle Anſtalten, die zu einer Aufführung in koloſſalen Verhältniſſen nöthig ſind; 2000 Singſtimmen, alle im Einklang, wirkten mit. Das Werk wurde auf Begehren für einen wohlthätigen Zweck wiederholt. Zum Schluſſe wurden ihm auch hier, wie aller Orten, wo ſeine Werke ertönten, die größten Ehrenbezeugungen zu Theil.

Nach beendigten Feſtlichkeiten machte er einen Abſtecher nach Italien und kam über den Simplon ꝛc. nach Bern zu ſeinem Freund Bunſen, welcher damals preußiſcher Geſandte daſelbſt war. Während ſeines zweijährigen Aufenthaltes in der Schweiz wurde ſein Kataleg mit 64 Nummern bereichert. Hierher gehören auch zehn durchkomponirte deutſche Pſalmen für Eine Singſtimme und fünfundzwanzig engliſche „Psalm-Tunes“ für zwei Singſtimmen. Auch war er inzwiſchen von der helvetiſchen Muſikgeſellſchaft eingeladen, ſein Oratorium „Chriſti Himmelfahrt“ bei einem großen Feſt in Luzern zu dirigiren.

Bei dieſer Gelegenheit wurde ihm das Diplom als Ehrenmitglied überreicht.

Nachdem er am 16. Jänner 1842 über Paris nach London zurückgekehrt war, folgte er einer Einladung nach Beauvais, wo am 3. Juli bei Gelegenheit der Biſchofweihe eine ſeiner Meſſen, ohne Begleitung, von 400 Sängern aufgeführt wurde.

Von da ging er über Karlsruhe nach Salzburg zur Einweihung des Mozart-Monumentes.

Als Mitglied des leitenden Ausschusses war ihm die Ehre zuerkannt worden, die für diese Feier bestimmte Rede zu verfassen und sie im Augenblicke der Enthüllung des Monumentes am Fuße desselben vorzutragen. Auch hatte er übernommen, den Plan zu dem für die vier großen Konzerte nöthigen Orchester-Gerüste zu entwerfen und die Aufführung desselben zu leiten.

Darauf reiste er nach England, welches er abermals nach allen Richtungen hin durchkreuzte, dabei aber so fleißig arbeitete, daß er sein Verzeichniß abermals um 23 Nummern vermehrte, unter welchen ein Requiem für vier Männerstimmen ohne Begleitung, welches er für die königl. Kapelle in Dreux zur Gedächtnißfeier am Sterbetage des verunglückten Herzogs von Orleans komponirte, und eine große Cantate „Pfingsten" mit Orchester-Begleitung, ferner sechs Orgelstücke für eine sogenannte stille Messe, d. h. ohne Singstimme: eine neue Form.

Diesen Werken folgten bald eine Anzahl Stücke für die Singorgel (orgue expressif), welche in vielen Heften bei Canaux in Paris (dem gewöhnlichen Verleger seiner Werke) erschienen sind.

Zu den ferneren Arbeiten im Jahr 1845 gehört eine liturgische Bearbeitung von 128 vierstimmigen biblischen Eingangs- und Epistel-Sprüchen zu Bunsens Gesangbuch (ohne Begleitung) für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs.

Der Anfang des grauen Staares auf beiden Augen, der sich aber nur langsam fortschreitend entwickelte, zwang ihn, seiner gewohnten Thätigkeit, in dem Zeitraum von 1845—1848, Schranken zu setzen. Nach vollendeter Operation (im Dezember 1848) folgten bald mehrere Messen und Psalmen.

Nach seiner Wiedergenesung komponirte er vor allen anderen Werken: einen vierstimmigen Canon (danket dem Herrn).

Zu den ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen gehören: die großen Gelehrten- und Krönungs-Medaillen der allerhöchsten Potentaten und eine beträchtliche Anzahl Diplome, welche ihm die Gesellschaften der verschiedenen Akademien: von Dublin bis Wien, von Petersburg bis Rom, von Stockholm bis Pesth ehrenvollst zugetheilt haben.

Das allerschönste Diplom aber wurde ihm vom König aller Welten gnädigst verliehen: nämlich: ein menschenfreundliches gütevolles Herz, ein beharrlicher, nur am Edlen sich erfreuender Sinn, und eine herrliche, geistig und moralisch ausgerüstete Kraftnatur. Möge ihm sein Genius noch lange eine heilige Leuchte sein.

Ich führe ihn nun wieder zurück in die Krankenstube der armen Sängerin, deren gesunkenen Muth er aufzurichten und ihren Geist durch seine unbeschreiblich interessanten Erzählungen zu erquicken suchte.

Einmal, weil ich so gar übel aussah, und im innersten Herzen auch gar nicht daran glaubte, wieder mich einer vollen Gesundheit erfreuen zu dürfen — verlangte er von mir irgend ein Stückchen von meinem Weißzeug, das er einer Dame bringen wolle, die er sehr leicht durch Magnetismus in einen somnambülen Zustand versetzen könne. Er sagte, wenn diese mein Eigenthum auf ihre Brust lege, so könne sie ihm zuverlässigen Aufschluß über meine Zukunft geben. Als er am andern Morgen wieder zu mir kam und das Resultat mittheilte, erschrack ich fast vor Erstaunen, denn er erzählte mir, daß mich diese Dame vom Wirbel bis zur Zehe nicht nur treffend geschildert habe, sogar meinen Anzug habe sie ihm genau bezeichnet. Alles das war so, wie sie es gesehen. Er erzählte mir ferner noch, daß sie immer fast mitleidsvoll gesagt habe: „O wie bleich sieht sie aus! aber sie wird wieder so gesund wie sie nur jemals war".

Nachdem der edle Mann meine phyſiſche Natur ſchon gerettet hatte, brachte er dadurch auch für das arme niedergedrückte Gemüth Troſt und Beruhigung. Eines Morgens überraſchte er mich mit einer Partitur, die er mir mit eigener Hand aufgeſchrieben. Es war das ein Pſalm. Dann ſchenkte er mir die Partitur ſeiner wunderbar ergreifenden Compoſition: die nächtliche Heerſchau (Gedicht von Zedlitz). Ein andermal brachte er mir Haydns Ariadne auf Naxos, die meines Wiſſens in Deutſchland gar nicht bekannt iſt, dazu auch eines der vollendetſten und nothwendigſten Stücke, das Jeder, der ernſtlich Muſik treibt, haben ſollte — ein Melzel'ſches Metronom. Es war gar rührend, wie er gleich einem väterlichen Freund mich mit all dieſen ernſten, bedeutungsvollen Dingen zu bereichern ſuchte. — Cherubini, der zwar um ſelbſt mich zu ſehen, eine beiſpielloſe Scheu vor der Erbſchaft eines Nervenfiebers geäußert, habe ſich um ſo theilnehmender bei Neukomm nach meinem Zuſtand erkundigt; auch ließ er mich eines ſchönen Morgens durch denſelben mit einem Canon freundlichſt überraſchen, den er mir eigenhändig aufgezeichnet. Dieſes mir ſo theuere Andenken trägt in ſeinem Aeußeren die ſichtbarſten Spuren einer zitternden Hand und dennoch behauptet der Inhalt, ſelbſt unter dieſer verwitterten Geſtalt immer noch ſeine geiſtige Kraft.

Obgleich in einem fremden Lande, wurde ich doch auf eine ſo rührende Weiſe von dem Wohlwollen und einer ſo herzlichen Theilnahme edler Menſchen überraſcht, daß ich ihrer nur mit Dankestbränen gedenken kann.

Freund Neukomm verſprach, mit den erſten ſchönen Frühlingstagen uns bei einem berühmten Orgelbauer etwas „vorzugeln" zu wollen. Ich hatte ſchon unbeſchreibliches Verlangen, wieder einmal Muſik zu hören, welchen Genuß hat er uns aber auch bereitet! Es war mir bei ſeinem Vortrag, als ſchwebten ſanft aneinander ſich reibende Sphärenklänge über uns hin, als redeten Geiſterzungen ihre feierlich erhabene Sprache. Neukomm's

tiefes Gemüth war ganz dazu geeignet, ſich mit aller Innigkeit zum Gebete zu erheben. Der Dank, den meine Seele zum Ew'gen geſendet, konnte wohl durch nichts ſo ſicher emporbringen, als durch ſeine verklärenden Harmonien.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, wie erhebend und erquickend die heilige Muſik auf mich wirkte, folgten wir auch mit Freuden Cherubini's gütiger Einladung und wohnten einem Conzert im Conſervatoire bei. Obgleich Beethoven nur 60 Orcheſtermitglieder zur Aufführung ſeiner Symphonien verlangt, behauptend, daß das Weitere nur Lärmmuſik mache, ſo würde er doch bei dem großartigen Charakter ſeiner Compoſitionen in keiner Weiſe durch dieſes reichbeſetzte Orcheſter beleidigt worden ſein. Wie wurden ſie wiedergegeben, die tiefmyſteriöſen Schatten, aus denen ſich mit gigantiſchem Drängen und Gähren wunderbare Geſtalten und Welten erheben. Bald wähnt man phantaſtiſche Geſichter im Zickzacktanze zu erblicken, bald wieder als breite ſich unter dem Sternenmantel der Nacht ein Blumenmeer weit hin vor uns aus, und wieder dringt es aus den Tiefen, als verlangt' es die Erde mit der Sonne zu ringen. Der ſelige Meiſter muß bei ſolchem Streben, wie wir es an jenem Abend hörten, durch das was er den Sterblichen geſchenkt, noch im Jenſeits freudig berührt worden ſein.

Eine weitere Ueberraſchung wurde uns noch zu Theil; ſchon bevor ich erkrankte, hatte Neukomm die Abſicht, mich zu ſeinem alten, ſehr leidenden Freund Paer zu führen. Es wurde das nun ausgeführt. Dieſer war eine von Cherubini ganz verſchiedene Perſönlichkeit. Letzterer hätte ſeinem äußeren und inneren Weſen nach in das claſſiſche Alterthum gehört, jener war, obgleich ſchon faſt ganz gelähmt, immer noch der galante, ſchmiegſame, lebensfrohe Italiener. Er beichtete uns auch ſehr bald alles Mögliche heraus, unter Anderem ſeine Sprachkenntniſſe, die er in Dresden, wohin ihn Churfürſt Friedrich Auguſt berufen ließ, erworben habe

und dieſe lauteten: „Sie ſind ſo ſchön wie eine Roſe — ich bin bezaubert von ihre ſchönen Augen. — Ich bitte geben Sie mir einen Kuß!“ — Das war Alles, was er bei uns gelernt hat. Als ich auf ſeine philelogiſchen Erwerbniſſe hin bemerkte, daß ich ſehr der Meinung ſei, er habe unſere Sprache bei keinem Profeſſor ſtudiren wollen, ſo rief er mit lachender Miene aus: „Vor Profeſſoren habe ich ſtets boben Reſpekt, vor ſchönen Frauen aber noch weit höheren!“ Er erinnerte ſich noch meines geliebten Lehrers Mikſch und ich konnte verſichern, daß ich bei ihm manche ſchöne Arie aus ſeiner Griſeldis, Camilla, Agneſe einſtudiren mußte. Leider konnte ich ihm durch die That keine Beweiſe davon geben, denn nach meiner Krankheit war ich noch gegen anderthalb Jahre lang kaum fähig, ein lautes Wort zu ſprechen, viel weniger denn ſingen zu können.

Auch eines heiteren Abends will ich hier gedenken. Bei Mr. Grard wurde eine große Soirée veranſtaltet und wir freundlich dazu eingeladen. Es waren wohl über hundert Gäſte da, auch die berühmten Pianiſten Thalberg und Döhler. Man muſicirte ſehr viel — Dilettanten nämlich — die beiden Herrn hingegen ſpielten dießmal nicht, ſondern nahmen nur Huldigungen ein, oder ließen ſie auch leicht an ſich abgleiten.

Beſonders fiel eine hohe Dame ihrer Begeiſterung wegen auf, die ſie an Thalberg vergebens verſchwendete. Es war bekannt, daß ſie hauptſächlich nur die Vorzüge der Männer zu ſchätzen wußte, für diejenigen der Frauen übte ſie ſich am liebſten in abſprechenden Bemerkungen. Sie hatte auch ſtets irgend einen Schmetterling um das Licht ihres Geiſtes herumflattern. Solche aber, die ſich noch nicht reif genug für ihre Geiſterſchau hielten, wichen ihr am liebſten aus, als hätten ſie Furcht, daß ſie in ihren Entzückungen wirklich einmal den Geiſt aufgeben könnte.

Nachdem uns Fräulein Grard an eine mit köſtlichen Speiſen reich beſetzte Tafel, eine Art Buffet geführt, wo man ſich ſeinen

Teller nach Belieben verſehen konnte, ſetzten wir uns in einem Eckchen des Salons an ein Tiſchchen; kaum hatten wir hier Platz genommen, ſo kam Thalberg mit einem Wiener Namens „Sepperl“ und geſellte ſich zu uns. Auch die Dame näherte ſich und wollte am gleichen Tiſche Platz nehmen. Wenn Oeſterreicher zuſammen ſitzen, nach gibt's Kindereien. Was hätte Thalberg hierbei mit den ſchmachtenden Flattereien jener geiſtreichen Dame thun ſollen; ſo ein armer Künſtler iſt oft ganz froh, wenn er bisweilen nur noch wie ein Kind empfinden und plaudern darf. Es wurde alſo beharrlich deutſch geredet, bis ſie es für gut fand, weiter zu gehen. Sie wandelte nun zu Döbler; kaum war ſie dort warm geworden, ſo kam auch er zu uns herüber und — ſo machen es die Künſtler, die für ein Geiſterreich, außer demjenigen ihrer Kunſt, nicht reif genug ſind. Döbler war noch zu meiner Zeit mit dem Herzog von Lucca in Dresden und hatte mich auch hier in meinem Hotel ſchon vor dieſem Abend aufgeſucht. Es war da nun ein harmloſes Völkchen beieinander und der Sepperl, der ſich wohl nie in den hohen Ernſt irgend einer Kunſtproduktion hinein zu verſteigen gedachte, war der Hauptkasperl. Schreiben und Drucken läßt ſich darüber wohl nicht viel, denn ich wußte ſchon am folgenden Tag nichts weiter mehr davon, als daß wir ſehr viel lachen mußten, wodurch die Franzoſen nebſt ihren Damen, die an einem andern Tiſch ganz vernehme Politik raiſonnirten, oft ganz überraſcht aufſahen, ſo ſehr wir uns auch bemühten, unſer deutſches Lachen in ein franzöſiſches Lächeln umzumodeln.

Nach einigen Tagen war bei Mr. Schleſinger eine Soirée, wobei Cherubini, Lablache, Duprez, Lafont und Thalberg zugegen waren. Es gewährt unendlichen Genuß, ſo verſchieden begabte Talente, ſo vollendete Künſtler neben einander zu hören und zu ſehen. Thalberg ſollte mit ſeiner Phantaſie über Thema's aus Mozarts „Don Juan“ die muſikaliſche Feier eröffnen. Cherubini bot mir den Arm und brachte mich an das beſte Plätzchen dem Flügel gegenüber.

Als nun die Verſammlung ihre Sitze eingenommen hatte, ſetzte ſich Thalberg an das Piano. Er präludirte, aber in ſehr beſcheidenen Paſſagen. Er ſah dabei aus ſeinem feinen Köpfchen tiefblickend halb auf mich hin, ich dachte, ſo pflegt er vielleicht zu ſchauen, wenn er aus dem braven Thalberg in den leichtfertigen Don Juan über zu geben pflegt. Oder ſollte etwa gar mein ſilbergraues Moirékleid und meine Blondenmantille ihn ſo in Erſtaunen ſetzen, mit denen ich das Renommée unſerer deutſchen Modeſtie aufrecht zu erhalten bemüht war? Nein, alles das nicht, er hielt inne; neigte ſich über das Pult vor, die Geſellſchaft horchte auf, und er ſagte mit halblauter Stimme zu mir hinüber: „Der Sepperl iſt richtig fort!“ Neugierig ſteckte man die Köpfe zuſammen, was das wohl für ein öffentliches Geheimniß ſein mag, denn verſtanden haben ſie es in keinem Falle. Und nun begann er wahrhaft bezaubernd ſeinen Don Juan mit all jener Grazie, Genialität und Schwärmerei: ſchmachten, koſen und tändeln zu laſſen, die ich in der Opernvorſtellung gänzlich vermißte. Darauf begann ſein künftiger Schwiegervater Lablache das Gebet aus Moſes mit wahrhaft majeſtätiſcher Erhabenheit vorzutragen. Dieſer große Künſtler war im Salon und bei näherem Umgang ein höchſt beſcheidener, gemüthvoller, ſinnig ernſter Mann, in deſſen Nähe es einem recht wohl werden konnte; was bei jenen wilden Genie's nie der Fall iſt.

Duprez ſang Einiges von ſeinen allerliebſten Kompoſitionen mit hinreißendem Anime. Darauf ſpielte Lafont mit einer Genialität, Leichtigkeit und Anmuth, als kreiſelten Amoretten im luftigen Reigen koſend und neckend an uns vorüber. Auf Cherubini's Wunſch mußte er einen Satz wiederholen und er erfüllte denſelben mit wahrhaft franzöſiſcher Galanterie, indem er mit ſeiner Violine dicht vor uns hintrat, um, wenn es möglich war, dieſen Satz noch zauberhafter vorzutragen. — Ich hatte hier Gelegenheit, durch Herrn Schleſinger's Güte Kunſtgenüſſe zu empfangen, wie ſie ſich

in ſo intereſſanter Zuſammenſtellung ſelbſt in Paris nur ſelten an einander reihen mögen.

Inzwiſchen begleitete ich meine Schweſter bisweilen zu dem berühmten Singlehrer, der durch ſeine ausgezeichneten Solfeggien einen hohen Ruf genießt.

Der Unterricht ſelbſt aber war nicht hinreichend, um ein Talent zum ſelbſtſtändig dramatiſchen Künſtler auszubilden, wenn auch der Konzertſänger mit ſo eleganten Manieren, wie ſie B. ſeinen Schülern einzuimpfen ſuchte, ſich immer viele Bewunderer gewinnen wird. Allein beim dramatiſchen Sänger, wo es ſich nicht nur um einen ſchön gefeilten, anmuthigen Klingklang, wohl aber um die Offenbarung tiefer Gefühle und den charakteriſtiſchen Ausdruck gewaltiger Leidenſchaften handelt, da reicht ein blos äſthetiſch gebildeter Ton ohne pſychiſche Bedeutſamkeit nicht aus. Ich hörte zu, was denn meine Schweſter in all den Stunden gelernt hatte. Es waren Arien mit geſchmackvollen Verzierungen und Fermaten.

Ich bat, ob ihre Mitſchülerin nichts Ernſtes, vielleicht ein bedeutendes Recitativ mir zum Beſten geben könne.

Die Dame war gerne bereit, die erſte Scene aus Norma vorzuſingen, und, wem es um einen Vortrag à la cammera zu thun war, deſſen Ohren konnten eine ſchmeichelhafte Befriedigung finden; wenn man ſich aber darnach frug, wer jene Frau iſt, in deren Charakter ſie ſingt, an welche Umgebung ſie ihre Worte richtet, von welchen Gefühlen ſie hierbei geſteigert wird, der würde wohl erkannt haben, daß dieſes Recitativ in dem modernen Styl eines anmuthigen Konzertgeſanges vorgetragen wurde, nicht aber in dem erhabenen Pathos einer zwiſchen Liebe und Beſorgniß kämpfenden Severin. Alles hat doch ſeine Regeln und Grundſätze, die zu erkennen der Künſtler ernſtlicher ſtreben muß, als das Nachahmen bloßer Manieren, die wohl bei dem einen Genre von Muſik höchſt wirkſam, bei dem andern ſehr übel angebracht ſein können.

Einige ſchöne Genüſſe hatten wir auch der gaſtfreundlichen Familie Leo zu danken, wo wir Chopin und deutſche Männer-Quartette hörten. Wie Cherubini bei Mr. Schleſinger, ſo übte hier Neukomm das würdige Amt eines ritterlichen Freundes gegen uns aus, und ſo waren wir in jeder Hinſicht herrlich verſorgt. Es iſt von unſchätzbarem Werth, in der Nähe eingeweihter Prieſter Kunſtgenüſſe zu empfangen; ſich unbefangen mittheilen zu dürfen, ohne mißverſtanden und mißdeutet zu werden.

Chopin brachte ſich meiſt, ſollte er irgendwo ſpielen, ſeinen eigenen Flügel mit, er ſpielte auch ſelten in Geſellſchaften, denn er war immer ſehr bald angegriffen. In ſeinen Kompoſitionen und noch lebendiger in ſeiner Vortragsweiſe herrſchte ein ſeltſames Gemiſch von romantiſcher ſchmerzerregenden Sentimentalität und neckender Genialität, von liebenswürdiger Innigkeit und kapriciöſer Launenhaftigkeit, ſo daß ſeine Vortragsweiſe nicht leicht wohl nachzuahmen ſein dürfte. Es ſcheint dieſe Gefühlsmiſchung beſonders den Polen eigen zu ſein, denn in Warſchau hörte ich ſeine Stücke in ganz ähnlicher Weiſe ſpielen.

Es war ganz luſtig zu ſehen, wie er nach Beendigung ſeines höchſt intereſſanten Spieles von Damen umſchwärmt wurde, ach, und ich glaube, es würde am beſten geweſen ſein, wenn dieſe und alle ſonſtigen Bewunderer ihn in Ruhe gelaſſen hätten, denn ſeine Nerven waren ſichtlich aufgeregt. Deßhalb flüchtete er ſich auch wohl zu Neukomm, von dem er wenigſtens keine Ueberſchwenglichkeiten zu fürchten hatte.

Die Quartette wurden gut geſungen und heimelten mich ſehr an. Ueberhaupt wurde die Sehnſucht nach der Heimath immer lauter in mir, und nachdem wir noch dem Muſeum im Schloſſe zu Verſailles, ſeinen herrlichen Orangerien und Springbrunnen, den verſchiedenen Kirchen unſere Viſiten abgeſtattet, auch einem Longchamps durch die eliſäiſchen Felder beigewohnt hatten, reiſten wir trotz allen Verordnungen der Aerzte, die mich

meiner fortdauernden Heiſerkeit halber in ein Bad nach dem ſüdlichen Frankreich ſprechen wollten, mit den ſchönen Erinnerungen, die uns bei aller Trübſal in Paris geworden ſind, nach unſerm alten Nürnberg zurück.

Wie erſchrack die arme Mutter an meinem bleichen Ausſehen und mit welcher Liebe gab ſie ſich meiner Pflege hin! Obgleich ich nun reich war an ſchönen Erlebniſſen, ſo trübte ſich doch immer mehr der harmloſe Genuß derſelben unter dem Druck von Sorgen, die mich bei dem Gedanken überfielen, daß ich nun vielleicht unrettbar für die Erfüllung meiner theuerſten Pflichten verloren ſei, und ich konnte mich der bitterſten Wehmuth kaum erwehren. Meine ſtarke und gottvertrauende Mutter ſagte mir dann wohl zum Troſt: „Du mußt deßhalb den Muth nicht verlieren, wenn nach dem Sonnenſchein, der dich bisher erwärmt, nun auch einmal die Stürme hereinbrechen.“ Meine ſtets heitere Schweſter aber tröſtete mich über den etwaigen Verluſt einer glänzenden Zukunft, die ich ihnen mehr als mir ſelbſt hätte bereiten mögen, damit, daß ſie mir das alte Sprüchlein unaufhörlich wiederholte: „Verlange nicht nach Gut und Geld, denn wo keines iſt, da ſteckt der T— doch nur einmal, wo aber vieles iſt, da ſteckt er zweimal.“

Anſtatt ich nun meine lieben Leſerinnen darnach umſchauen laſſe, wo er in der That nur einmal, und wo er doppelt iſt, will ich ſie lieber auf die herrliche fränkiſche Schweiz aufmerkſam machen, wo ich mich wiederum abwechſelnd mit Mutter und Schweſter aufhielt, um in der erquickenden Gebirgsluft meine Geſundheit beſtmöglichſt zu ſtärken.

Schon früher erwähnte ich der bezaubernden Gegenden bei Muggendorf, ihrer wunderbaren Höhlen und ſagenreichen Burgen,

ihrer köſtlichen Forellen und der für die ſtattlichen Aale ſchwärmenden Profeſſoren, Studenten u. ſ. w. Auch wird dem durſtigen Wanderer in dem ferngelegenen Kapuzinerkloſter das erquicklichſte Bier gereicht, hingegen iſt neugierigen Damen der Eintritt in das Innerſte ſeines Zauberkreiſes — wo es vielleicht eben gar nicht ſehr zauberhaft ausſehen mag — auf das Strengſte unterſagt. —

Nachdem ich die romantiſchen Schickſale des wunderſchönen und unerbittlichen Burgfräuleins von Rabeneck und dem leidenſchaftlichen Ritter von Rabenſtein hinlänglich angeſtaunt hatte, und mich noch weit mehr durch die göttlichen und menſchlichen Werke: der majeſtätiſchen Rieſenburg, dem idylliſchen Pottenſtein, und das von kühnen Felſen umgebene romantiſche Tuchersfelden innigſt erbaut hatte, war ich durch die erwärmenden Sonnenſtrahlen und das düftehauchende Grün der lieben Natur ſo weit wieder hergeſtellt, daß ich vorerſt doch wenigſtens laut ſprechen konnte. Durch dieſes glückliche Ereigniß war auch mein Muth völlig wiedergekehrt, denn wenn ich auch nie mehr hätte ſingen können, ſo wär' ich nun eben, meinem längſt gehegten Wunſche gemäß, in's Schauſpiel übergegangen. —

Ich hatte nun bereits verſchiedene Einladungen nach Frankfurt, Hamburg, Wien und in noch andere Städte. Dem Rufe nach Wien ſollte ich zunächſt folgen; aber ich beſaß ja noch keine Stimme zum Singen. — Die Zeit rückte mir immer beengender über den Hals und — in der Hoffnung, es werde ſich nun das Uebel durch die Luftveränderung ganz heben, reiste ich halb in Verzweiflung, halb im unerſchütterlichen Vertrauen auf mein ſonſt ſo gutes Glück mit meiner Schweſter, die einem Rufe nach Grätz folgte, nach Wien.

Leider wurde meine Stimme bei dieſer Reiſe während der rauhen Herbſttage auf dem friſchen Donauſtrom nicht eben beſſer, und als ich in Wien war, mußte ich nach Verlauf von mehreren Monaten und nach allerlei vergeblich angewandten Mitteln der

berühmteſten Aerzte — unverrichteter Dinge wieder abreiſen. Während meines dortigen Aufenthaltes bot ſich mir eine freundliche Hand dar, die mir, wie den Meinen, die Zukunft ebnen und mich allen Sorgen und allen ferneren Anſtrengungen entheben wollte. Wer aber nicht von Jugend auf an das liebe Umherſchlendern und Nichtsthun gewöhnt iſt, der wird moraliſch bei der Ausſicht vor einem glänzenden Ruheſtand eher Bangigkeit als Freude empfinden. Ohne tiefere Neigung mir ein bloß äußeres Glück auch noch mit der Aufopferung einer nützlichen häuslichen Thätigkeit erkaufen zu ſollen, hielt ich für eine doppelte Verſündigung. Aber auch auf eine Neigungspartbie würde ich unter dieſen Umſtänden nie eingegangen ſein, konnte ich ſchon keine irdiſchen Güter einem Manne mitbringen, ſo wollte ich doch wenigſtens die Fähigkeit, mir ſolche erwerben zu können, ihm geopfert haben.

Aermer zwar an pecuniären Mitteln und durch neuerlebte Mißgeſchicke gedrückter, aber nicht entmuthigter als ich nach Wien gekommen war, eilte ich mit Vertrauen auf unſern höheren Beſchützer zu meiner unglücklichen Schweſter nach Grätz. Sie ſollte daſelbſt eine Reihe von Gaſtrollen ſingen, wurde jedoch während der Proben, ſo wie auch bei der Vorſtellung von einer dortigen Primadonna dermaßen chicanirt und durch Rohheiten gekränkt, daß ſie eines Abends inmitten der Vorſtellung an einem Lungenblutſturz erkrankte. Alles das geſchah, als ich noch in der Kaiſerſtadt war.

Jene edle Fürſtin, die ſich einſt in Wien ſo freundlich mir zugeneigt, habe während der Unterbrechung dieſer Oper, der ſie beigewohnt, von dem traurigen Ereigniß gehört, und ſich darauf nach meiner Schweſter erkundigen laſſen. Als ihr nun berichtet wurde, daß nicht nur ſie, ſondern auch ich in einem trübſeligen Geſundheitszuſtand mich befände und ich nun auf Anrathen der Aerzte nach Italien reiſen müſſe, ſchickte ſie derſelben voll rühren-

der Theilnahme eine bedeutende Summe, mit dem Wunſche, daß auch ſie dort Heilung ſuchen möge. Wir machten uns nun, ſobald es der Arzt geſtattete, mit einander auf den Weg, und befolgten ſeinen Rath, uns vor italieniſchen Aerzten zu hüten, da es uns bei dieſen leicht ebenſo ergehen könne, wie es mir in Paris ergangen.

Schon in Wien hatte ich, nachdem die Allopathen vergeblich an mir ihre Kunſt probirt, zur Homöopathie meine Zuflucht genommen. Ich ſchaffte mir eines der berühmteſten Werke und eine Apotheke von etwa hundert Mittelchen dazu an. Auch meine Schweſter hatte dazu mehr Vertrauen als zur Allopathie, und wenn man behauptet, daß dieſe Art zu kuriren eben ſo gut ſei, als wenn man die liebe Natur ohne alle Zuthat ſich ſelbſt aufhelfen laſſe, ſo haben wir wenigſtens das Gegentheil bewieſen.

Mit dem innigſten Vertrauen ging es nun durch Wind und Wetter über Schneeberge und Eisſchollen hin nach

Italien.

Ein Brief an meine Mutter gibt von dort her nachſtehenden erſten Bericht.

Trieſt, den 18. Febr. 1839.

Liebes gutes Mütterchen!

Hier wären wir glücklich angekommen, ohne von Räubern angefallen worden zu ſein. Wir hatten große Furcht, als wir den Courier einnahmen, weil erſt vor kurzer Zeit der Eilwagen von Spitzbuben ausgeraubt wurde, doch die Bedeckung von mehreren Soldaten ſchützte uns vor dergleichen Abenteuerlichkeiten. Die Bora blieb auch aus, und ſo hatten wir das ſchönſte Wetter. In der Stevermark war es noch ſehr kalt, als wir jedoch die juliſchen Berge überfahren und auf der Höhe von Opſchina das tief unten

liegende dunkle Meer erblickten, war es, als seien wir nach einer langen Nacht voll übler Träume in einem Zauberland erwacht. Warme Lüfte kamen uns entgegen und vor uns lag ein wunderbar belebtes Bild. Die Segel der großen Schiffe flogen wie weiße Seevögel hin und her, die kleinen gleiteten langsamer dahin wie schwimmende Lotosblumen.

Die vom Meer umschlossene freundliche Stadt Triest mit dem halbförmigen Hafen, sah anfangs so klein wie ein Dörfchen aus, erst als wir drei Viertel Stunden lang durch schöne Anlagen mit Oliven-, Oelbäumen und Orangen den Berg hinunter gefahren waren, breitete sie sich in ihrer ansehnlichen Größe aus. Schon fängt es an zu grünen und es war gestern ein Tag, wie in Deutschland im Monat April. Wir besuchten sogleich in Begleitung unsers freundlichen Conducteurs den Seehafen, wo nicht mehr als 700 Schiffe stehen, aus Amerika, Griechenland, England, der Türkei u. s. w. Sie können denken, welches Treiben und Leben hier ist und welche Sprachen man zu hören, Kleidungen und Gesichter man da zu sehen bekommt. Unser Gasthof liegt sehr schön; wir haben eine freie Aussicht auf das Meer. Vor uns steht der Leuchtthurm, wo man die Schiffer handeln und wandeln sehen, ihre Gesichter und Gesten studiren kann.

Wir waren auch an Winkelmann's Grab und sahen dort auf einer der Marmortafeln, die an beiden Seiten der Nische angebracht sind, unter dem Namen derer, welche dasselbe gestiftet haben, den unsers lieben Professors Pettrich aus Dresden. Wir werden Ihnen einen Lorbeerzweig von da mitbringen. Auch auf dem Markt haben wir uns umhergetrieben, wo die Orangen auf dem Boden in so großer Menge aufgethürmt sind, als bei uns die Kartoffeln. Ungeheuern Seespinnen und Seekrebse — und Fischchen, die man fast durch ein großes Nadelöhr bringen könnte, waren auch in so großem Maße zu sehen, daß wir nur zu staunen hatten.

Leider iſt heute und morgen keine Oper, weil eine neue in die Scene gehen ſoll. Bekommen wir für die nächſte Darſtellung keine Billete, da es ſchon reißend darum hergehen ſoll, ſo fahren wir weiter, denn es drängt mich nach Venedig zu kommen. Alles was hier von Merkwürdigkeiten zu ſehen iſt, wollen wir uns zeigen laſſen. Unter den Gebäuden ſoll nicht gar viel Beſonderes ſein, die Steinbrüche aber ſind unbeſchreiblich impoſant. Ja, wer ſeiner Alten daraus nur ein Häuschen bauen dürfte!

Heute fahren wir nach dem Leuchtthurm, um zu erproben, wie ſich's auf dem Meere fährt. Die Straßen ſind hier mit großen Steinplatten belegt; nur verlaſſen ſich die Leute, wie es ſcheint, gar zu ſehr auf die Bora und bläst die den Schmutz nicht hinweg, ſo bleibt er liegen.

Nina befindet ſich beſſer, Gottlob dafür! Auch mir geht es beſſer und ich wünſche nur ſchon in Venedig zu ſein, wo die Luft uns ſicher heilen wird.

Das Wetter iſt ſehr ſchön, der Wind gut, hoffentlich werden wir uns an das Waſſer gewöhnen.

Leben Sie wohl, liebſtes Mütterle! Von Nina 66,000 Küſſe und von mir noch einen drüber.

Ihre Sie zärtlichſt liebende
Nina und Agnes.

Als nun die Zeit der Abfahrt nach Venedig heranrückte, riethen uns Einige, nichts zu eſſen, Andere aber wiederum, daß wir doch ja recht viel eſſen ſollten, denn es ſei erſchrecklich, wenn man mit leerem Magen über See fahren müßte.

Abends 10 Uhr ſtieß unſer Dampfſchiff ab. Mit bangen Erwartungen harrten wir der Dinge, die da kommen ſollten. Schon glaubten wir, als unſer Schiff längſt auf offner See einer Nußſchale gleich umhertanzte, die Seekrankheit habe uns ganz vergeſſen; aber ehe man's dachte, erhob ſich Sturm unter der

See, wie ſie's nannten, und ohne daß wir nur irgend einen guten Willen zur Seekrankheit mitgebracht hatten, mußten wir uns dennoch ihrer Macht übergeben. In einem Schweben zwiſchen Leben und Tod hörte ich nur noch die Ausrufungen der verſchiedenen Mitreiſenden, Engländer, Franzoſen, Türken, Italiener, Ungarn und Deutſche. Alle rieſen in ihrer Landesſprache die bitterſten Wehen in die mondhelle Nacht hinein. Von einer Seekrankheit läßt ſich nun eben nicht viel ſagen, als daß ſo ein Meer wenig Federleſens mit armen Stäublingen macht, und kämen ſie auch mit Orden und Adelsbriefen, Geldköpfen oder Goldſpangen über und über bedeckt dahin.

Nach einer wie es uns ſchien ewig langen Nacht lichtete ſich endlich der dunkle Saum des Horizontes und ein ſchmaler Silberſtreif, der ſich an der äußerſten Begränzung des Meeres hinzog, verkündete den herannahenden Morgen. Mit halberloſchenen Lebensgeiſtern harrten wir ſeiner Auferſtehung und unſerem Ziele ſehnſüchtig entgegen; da erſchien die goldne Himmelsleuchte des erſten Frühbrothes. Erröthend flüchteten die Dunſtkreiſe und die Sonne küßte mit glutbgetränktem Strahlenhaupte das feuchte Auge des Meeres. Alles jubelte ihr entgegen, ja, ſelbſt die fernen Gebirge haben ihre Nebelkappen vor ihr abgezogen. Nach und nach ſtieg die Delphinenſtadt wie eine Fabelwelt aus den Wellen empor und in unbeſchreiblicher Schönheit lag ſie da, die reizende Venezia.

Ich habe ſchon ſagen hören, daß es einen weit bezaubernderen Eindruck machen würde, wenn man ſich die Mühe geben wollte, all' die herrlichen Kirchen, Marmorpaläſte und Paläſten ähnlichen Häuſer von verwitterndem Dunſt der Jahrhunderte zu reinigen. Ich muß jedoch bekennen, daß mich dieſe wellenumgürtete Nymphe auch in ihrer ergrauten Majeſtät dergeſtalt entzückte, daß mir jede derartige Reflektion ſogleich in's Meer gefallen wäre. Zudem hatte ja auch die liebe Sonne ihre verklärenden

Strahlen in ſolcher Fülle auf ſie niedergeſenkt, daß dieſe Feenſtadt wohl niemals in höherer Schönheit prangen konnte. Als wir glücklich an der Dogana angelangt waren, machte ſich ein verſchmitzter Italiener ſogleich den Spaß, uns Lehrgeld bezahlen zu laſſen. Er nahm ſeine beiden Fremdlinge, mich und meine Schweſter, in eine Barke und anſtatt uns auf geradem Weg an das Hotel zu führen, ließ er uns eine viermal ſo lange Waſſerpartbie machen und ruderte wohl um die halbe Stadt herum, nur um hinterher für eine ſolche Strecke Weges reichlichen Lohn anſprechen zu können. Wobei wir uns jedoch noch ganz friſch den großartigſten Eindrücken hingeben konnten.

Wir wohnten auf dem Canal Grande Hôtel dell'Europa und hatten eine wundervolle Ausſicht.

Ueber dem breiten Waſſerſpiegel zur Linken ſahen wir die kleine Inſel S. Giorgio mit ihrer freundlichen Kirche S. Giorgio Maggiore. Zur Rechten zeigte ſich S. Ma. della Salute.

Wir waren viel zu betäubt von der nächtlichen Meeresfahrt, um irgend einen Spaziergang machen zu können; es drehte ſich Alles in wogender Bewegung vor uns hin — und jeder weitere Blick in das bewegte Element griff uns ſo ſehr an, daß wir uns zur Ruhe begeben mußten. In Venedig ſein und am hellen Tag die Augen zumachen müſſen, das war doch auch gar zu viel. Mit Verlangen harrten wir des Abends, nur, damit es bald morgen werde. Aber welche Ueberraſchung war das, als wir mit hereinbrechender Mondesnacht von unüberwindlicher Neugier gedrängt, die Fenſter öffneten! — Das ganze Firmament hatte ſeinen Sternenmantel ausgebreitet und im Meere wiederſpiegelte ſich das Himmelsbild bis in den tiefſten Grund hinab. Ueber und unter uns war ewiges Leben. Ein unnennbares Gefühl, von dem ich nicht ſagen kann, war es Gebet oder Sehnſucht, bewegte mir die Bruſt. Da ich in meinem Entzücken nun aber weder den Himmel, noch das Meer umarmen konnte, ſo umſchlang ich meine Schweſter.

Die Schiffer, die anfangs mit ſchallenden Ruderſchlägen in die dunklen Seitenkanäle eilten, ſo, als hätten ſie Nothwendiges zu fördern, fuhren allmälig immer weniger haſtig: es ſchien, als ſchaukelten ſie ſich nur zum eigenen Vergnügen auf den von koſenden Lüften leicht bewegten Wellen. Einer und der Andere ſang auch wohl mit inniger Schwärmerei ein Liedchen. Ich glaube, daß in jenem Moment nichts in der Natur ſich feindlich hätte begegnen können. Bei dieſem nächtlichen Meerestreiben konnten wir auch lange nicht zur Ruhe kommen, erſt als ſich die tiefen Schatten unſerer Häuſer immer geſpenſterhafter über das Meer hin dehnten, und nur hie und da noch in weiter Entfernung eine ſchwarze Gondel vorübergleitete, lautlos und unheimlich, als wär' es Charon's Nachen, da geleiteten auch uns die ſchönen Erlebniſſe, wenn auch nicht ſchon auf die Inſel der Seligen, ſo doch in ſanfte Träume voll ſchöner Nachklänge.

Am kommenden Morgen wurden wir durch den Beſuch eines biederſinnigen und gemüthlichen Deutſchen, welcher ein Offizier der Marine war, freudig überraſcht. Capitani Ludwig, ein Badenſer, dem wir empfohlen waren, erſchien mit einem unter den Arm geklemmten Buche, das Bild eines gründlichen Deutſchen. Obgleich er ſich uns mit aller Freundlichkeit als Begleiter für die Zeit unſers dortigen Aufenthaltes anbot, und ſelbſt mit jedem Stein Venedigs hinlänglich bekannt war, ſo daß wir keines weiteren Commentars bedurft hätten, ſo empfahl er uns dennoch eine genaue Durchſicht jenes Buches, es war Martens Beſchreibung über Venedig.

Nachdem er ſich erkundigt hatte, wie wir mit unſerer Wohnung zufrieden ſeien, was wir für ſämmtliche Gegenſtände zu entrichten hätten — eine Wiſſenſchaft, die man ſogleich beim Eintritt in Italien ſtudiren muß, da man dort gewöhnt iſt, jeden Biſſen vorher bis auf Centeſimi herab auszuhandeln, geleitete er uns ohne nur zu ſagen wohin, auf den Markusplatz! — Wer

mit einem Zauberſchlag nach Aſien verſetzt würde, könnte nicht verzauberter daſtehen als wir es waren.

Es mag wohl kaum noch einen zweiten Platz auf Erden geben, der einen ſo impoſanten Eindruck hervorzubringen vermöchte, als dieſer mit großen Quadern gepflaſterte Raum. Am oberen Ende erhebt ſich die auf 500 Säulen ruhende, moſcheenähnliche St. Markuskirche mit ihren goldnen Kuppeln, vor ihr ragt der hohe Glockenthurm, der Campanile, empor.

Zur rechten Seite ſteht der ſtolze Dogenpalaſt nur wie im Vorüberſchreiten herein. Am linken Flügel aber ſchlagen zwei eherne Rieſenmänner auf der Torre dell'Orloggio (der Uhr) Zeit und Stunde an, wo der gewaltige Doge ſeine irdiſche Herrlichkeit, der arme unter den Bleidächern verſchmachtende Gefangene aber ſeine Feſſeln abſtreifen darf. Und nun, wie imponirend ſtehen die neuen Prokuratien da, mit ihren königlichen Säulengängen. Wie vieles Intereſſante ſieht man unter den herrlichen Arkaden mit ihren Kaufgewölben, Kaffeehäuſern; dann unter den Baldachinen derſelben mit ihren blauen Vorhängen, wo ſich Chriſten und Türken, Juden und Amerikaner friedlich einfinden, um Kaffee zu trinken.

Mit unbeſchreiblichen Empfindungen und unheimlichen Schauern überſchreitet man dieſen Platz, wo Rieſengeiſter mit-, für- und gegen einander ſich erheben, und alle Erzeugniſſe des Orients aufgehäuft lagen, wo jeder Fußbreit mit den ungeheuerſten Koſten und Mühen dem Meere abgerungen iſt, wo jeder Stein, wär' ihm nur Sprache verliehen, Merkwürdiges erzählen könnte. Am oberen Ende führt die Piazzetta, ein Arm des großen Platzes an das Meer hin. Der Anblick iſt von hier in den mit Schiffen bedeckten Canal hinaus unendlich ſchön.

Auf einer der beiden ſchlanken Granitſäulen erhebt der geflügelte Löwe mit wilden Blicken ſeine Tatze, als ſei er auf dem Sprunge ſich Beute zu holen. Groß und unbeſchreiblich iſt der

Eindruck, den man auf dem herrlichen Corso der Riva dei schiavoni empfängt. Zuerst neigt man sich vor der Majestät des gewaltigen Dogenpalastes, der von außen einen erhabeneren Eindruck macht, als im Inneren, wo es mir vorkam, als wäre das das Schönste und Erhabenste darin, daß man aus den großartigen Fenstern hinaussehen darf. Dann die Aussicht von der offenen Gallerie desselben ist wahrhaft zauberhaft. Nach einem erquickenden Spaziergang längs der Riva hin, kehrten wir zurück, um unter einem der Baldachine auf dem Markusplatz durch einige Seel und Leib zusammenhaltende Gegenstände auch den irdischen Menschen zu erquicken. Wir kamen also unter die Türken u. s. w. Ich bin nun zwar weit entfernt, mich auf die Seite jener zu neigen, die sich nach den Erscheinungen einzelner Personen über das Charakteristische eines ganzen Volksstammes schnell ein für und fertiges Urtheil ausarbeiten; da es ja doch allenthalben sehr verschiedene Individualitäten gibt. Allein es ist nicht zu beschreiben, wie lang und langweilig es herging, bis so ein Türke mit seiner Pfeife und seinem Kaffee zu Ende kam. Das war ein Phlegma, wie es der langsamste Deutsche kaum zuwege bringen kann. Ich konnte darum auch nicht dazu kommen, irgend einen chevalereskn Charakterzug an so einer rauchenden Bildsäule zu entdecken, der noch aus der Sarazenenzeit in ihnen wiederklingen soll. Dagegen haben die Griechen in allen ihren Bewegungen eine angeborne Grazie. Ihr Gang hat Elastizität, ihre Haltung eine stolze Sicherheit und edle Freiheit, die man nicht leicht anderwärts zu sehen bekommt.

Da man in Venedig erst um 5 Uhr Nachmittags dinirt, so hatten wir stets einen langen Tag vor uns, um die Merkwürdigkeiten zu bewundern. Das Nächste war, daß wir dem Inneren der Markuskirche einen Besuch abstatteten.

Welch' ungeheure Schätze sind in diesen Räumen aufgehäuft! Der wellenförmige Boden ist von kostbaren Steinchen

mit herrlichen Arabesken ausgelegt. In den Niſchen der Kirche, ſo wie an ihrer Decke prangen auf Goldgrund unzählige Moſaikbilder, dem heidniſchen und chriſtlichen Kultus angehörend. Alles, was die Kunſt hier zeigte, wurde durch Marmor-Schnitzwerk und die edelſten Metalle gegeben. Wenn irgendwo Kunſtwerke erſchaffen worden ſind, die von Beharrlichkeit und Ausdauer des menſchlichen Geiſtes die erhabenſten und rühmendſten Beweiſe geben, ſo zeigt ſie dieſe Stadt. Nicht nur dasjenige, was über dem Meere ſich eines unſterblichen Ruhmes erfreut, ſteht einzig da; auch der künſtlich erzeugte Grund, die aus Cedernſtämmen in einander gefügten Roſte, auf denen dieſe Marmorwelt ruht, und die, wie ſie ſagen, eben ſo tief in den Grund geſenkt ſind, als die Gebäude ſich in die Luft erheben, geben die ſtaunenswertheſten Beweiſe von dem Scharfſinn ihrer unſterblichen Meiſter. Venedig hat bekanntlich nicht weniger als 300 Kirchen und Kapellen, die nicht ſelten durch die Begeiſterung hochſinniger Menſchen entſtanden ſind. So haben eine derſelben drei Patricier-Familien erbauen laſſen; wenn ich nicht irre, iſt es die Kirche St. Redentore auf der Inſel Giudecca. Eine der Familien wählte für das Innere derſelben den ſchwarzen Baſalt. Die andere grünen, die dritte dunkelrothen Porphyr, welche auf die ſinnigſte Weiſe durch- und über einander angewendet worden ſind.

In der Kirche ai frari errichtete eine einzige Familie ihrem Degen ein koloſſales Monument von cararíſchem Marmor, das ungeheure Summen gekoſtet habe. Und ſo ſieht man überall Beweiſe, wie die alten Venetianer, um eine erhabene Idee durchzuführen, die größten Mühen und Opfer nicht ſcheuten.

In einer der ſchönſten Kirchen wohnten wir auch einmal einem Requiem bei. Es war Nachmittags und die Strahlen der Sonne fielen ſo durchdringend hell auf die zu dieſer Feier mit rothen Vorhängen überdeckten Fenſter, daß ein magiſcher Schein ſich über den ganzen inneren Raum verbreitete. Neben

den brennenden Kandelabern des Sarges ſtanden Klagefrauen, in ſchwarzen Schleiern verhüllt, und von dem Chor herab tönte eine Muſik, deren Kompoſiteur von dem tiefen Leid bei dem Andenken an einen Abgeſchiedenen wohl eben ſo wenig eine Ahnung hatte, als die rothen Vorhänge von dem Ort, wohin die Seele des Verſtorbenen verſetzt ſein mochte.

Da jedoch in unſerer katholiſchen Kirche Alles eine ſymboliſche Bedeutung hat, ſo beſann ich mich, was wohl der rothe Schein, der die ganze Kirche erfüllte, vorſtellen ſollte? war es vielleicht eine Verſinnlichung der lichten Sphären, in die die Seele des Todten nun gelangt ſein könnte? Ich ſann auch wohl darüber nach, was ſich der Komponiſt bei der einem gemüthlichen Ländler ähnlichen Muſik gedacht haben mag? Sollte ſie vielleicht andeuten, wie die Seele des Verſtorbenen ſich freudig der irdiſchen Schlacke entwunden habe? Oder wär' es Abſicht geweſen, durch ſo liebliche Tanzmuſik die böſen Geiſter, die, nach dem Glauben der Muhamedaner, der Seele des Todten zuſetzen ſollen, abzuwehren? Oder meinte der Komponiſt, die himmliſchen Heerſchaaren würden an einer im Dreiviertel-Takt heranſchwebenden Seele ein höheres Wohlgefallen haben, als wäre ſie von jenen, dem tiefſten Herzen ſich entwindenden Harmonien geleitet, die wie Sehnſuchtshauche zum Ew'gen ſich erheben? Ich ging ſchweigſam aus dem herrlichen Gotteshaus, und dachte mir mein ſtilles Theil über dieſe italieniſche Todtenfeier. —

Eines Tages geleitete uns Herr L. in ſein Terrain, nämlich in das Arſenal, das Alles in ſich birgt, was Schiffbau und Schiffahrt benöthigt. Was erwirbt ſich unſereins aber auch in ſo einem Arſenal; etwa klare Begriffe über die techniſche Vollendung und zweckmäßige Anordnung eines Linienſchiffes, oder einer Fregatte, oder einer Flotte? Oder hätte ich den unermeßlichen Werth berechnen können, den die gewaltigen Ankertaue, welche auf der 1000 Fuß langen Seilerei geliefert werden, für

die Menſchheit haben? Oder ſollt' ich mir die fünf Kanonengießereien im Modellſaal recht gründlich betrachten? So unbeſchreiblich impoſant an Umfang wie an Ausſtattung das unüberſehbare Gebäude iſt, ſo blieb mir doch insbeſondere nur der ſtolze Bucentauro im Gedächtniß, nämlich das goldene Schiff mit dem ſchönen Baldachin und den unzähligen Figürchen an den Säulen der erſten Etage, dann die Hunderte von vergoldeten Rudern, die ſich aus der unteren Etage hervor bewegten, und über Alles hin die mit Fahnen umgebene Erhöhung, über deren Muſchel ſich der Doge erhob, wenn er, von fürſtlicher Pracht umgeben, ſich durch einen koſtbaren Ring, den er von dort aus in die Wogen gleiten ließ, mit dem Meere vermählte.

Der prachtvolle Eingang in das Arſenal iſt wohl das Großartigſte, was man in dieſer Art nur ſehen kann, und ich begnügte mich gerne an dem Anblick der äußeren Schönheiten, der unerſchütterlichen Mauern und Thürme, der eiſernen Gitterwerke und Statuen, ſo wie an den atheniſchen Rieſenlöwen, welche ſo ſtolz über das Meer hinblicken. Nachdem unſer ſachkundiger Seekapitän mit aller Güte viele höchſt intereſſante Aufſchlüſſe über obige Gegenſtände an uns verſchwendet hatte, von denen ich recht Vieles erzählen könnte, beſäß' ich nur ein Fünkchen von einem Admiral, führte er uns auch an die Rieſendämme (die Murazzi), welche von Menſchenhänden zum Schutze für Venedig in das Meer geſenkt wurden. Alles dieſes und der Anblick der Lagunen, welche die größten Flotten in ſich aufnehmen können, erzeugte in uns das höchſte Erſtaunen, die tiefſte Bewunderung, aber auch — einen überaus guten Appetit. Wir gingen darum in die erſte beſte Oſteria und ließen uns etwas geben. Es waren Macheroni, mit Olivenöl geſchmälzt, und geriebener Parmeſankäſe dazu. — Davor würde ſich wohl mancher deutſche Gaumen geſchüttelt haben und dennoch ſchmeckt es ganz gut, wenn man Appetit hat. Der billigſte Wein, den man dort trinkt, iſt der

Copperwein, und da er in der That billig iſt, ſo kann man ſich vorſtellen, in welch' unverfälſchtem Zuſtande er Einem vorgeſetzt wird. Doch ſchmeckt auch er vortrefflich und die Seeluft ſcheint zu dem Leb, das ihm die Gäſte ertheilen, das Ihrige nicht minder beizutragen.

In den Giardini publici, einem Garten, mit dem die Venetianer das rechte Ende ihrer Delphinenſtadt krönten, ſahen wir doch auch wieder einmal Blumen und Bäume. Und welch' ſeltene Gewächſe waren dort! Außer den Pflanzen erblickten wir aber auch Kinder, die in Venedig, wenigſtens auf den Hauptplätzen, gar ſelten geſehen wurden. Iſt die Sorge der Mütter vielleicht ſchuld daran, da kleine Kinder unter mangelhafter Aufſicht ſehr leicht in einen Kanal gerathen könnten? Von Wagen übergefahren und von Pferden getreten zu werden, hat man nicht zu befürchten, da es in Venedig keine gibt, deßhalb es auch nicht wenig zur Beluſtigung dient, wenn ſo ein Junker vom Lande mit Sporen und Reitgerte über Venedigs Granitquadern einherſauſt.

Alles was mir von Kindern in dieſer Stadt zu Geſichte kam, waren ſolche, die ſich ſchon auf eigenen Füßchen fortbringen und etwa die Schule beſuchten. Kinderwägelchen erinnere ich mich gar nicht geſehen zu haben. Daraus ließe ſich faſt vermuthen, daß die Mütter wenig Zärtlichkeit gegen ihre Kleinen haben, da ſie dieſelben ja nicht einmal in freie Luft ſchicken, dem iſt aber nicht ſo. Liebende Mütter machen dort ſelbſt die Kindsfrauen und ſitzen mit ihren Kleinen auf den Balkon oder am offenen Fenſter, wo ſie, wie es die Beiſpiele zeigen, groß wachſen. Das Innere einer halbitalieniſchen Haushaltung und eines ehelichen Zuſammenlebens lernten wir durch Befreundete des Hrn. L. kennen. Der Mann war ein Deutſcher, der immer irgend etwas zu grübeln und zu bäſteln wußte und ſomit nie Zeit übrig hatte, ſich ſelbſt oder ſeiner Familie zur Laſt zu werden. Sie war eine jener ſchöngeformten, gluthgetränkten Frauen, dem würdigen

Gegenſtand ihrer Achtung mit aller Innigkeit und Leidenſchaft ergeben. Ihr Gatte war gleichſam ihr Erzieher, und mit welcher Güte und Herzlichkeit er bei ſeiner geiſtigen Klarheit und umfangreichen Bildung ihre geiſtige Empfänglichkeit zu ſich heranbildete, ohne die edleren Blüthen ihres Gemüthes, ihrer lebhaften Phantaſie zu erdrücken, das mit anzuſehen war wahrhaft erquickend. Ob jene Italienerinnen, die ſich keines ähnlichen Glückes zu rühmen haben', durch eigene Ueppigkeit und Wandelbarkeit, oder durch Charakter- und Gefalloſigkeit ihrer Männer zu Verirrungen und Ausartungen ſich verleiten laſſen, weiß ich nicht. Jedenfalls aber glaube ich, daß man Unrecht thut, ſie von vorne herein zu beſchuldigen, als gingen ſie darauf aus, ihre Männer zu betrügen. Es iſt jenen liebevollen Weſen ein zu inniges Bedürfniß, ſich an den edlen, zuverläſſigen Charakter eines Mannes anzuſchmiegen. Darum möcht' ich auch nicht glauben, daß wahrhaft liebende Frauen, die in einem naturgemäßen Verhältniß des Eheſtandes leben, ſich durch die Zuwage menſchlicher Leidenſchaften nur aus Veränderungsſucht herabziehen laſſen könnten.

Die beiden Leutchen haben ſich wenig mit Betrachtungen ihres eigenen Werthes abgegeben, ſie übten die Liebe um der Liebe, nicht um eitler oder ſelbſtſüchtiger Intereſſen willen, und ohne daß ſich die Frau fragte, wie viel ihm fehle, ohne daß er ſich frug, wie viel ihr fehle, um vollkommen zu ſein, waren ſie Beide mit dem zufrieden, was ſie hatten; er mit ihrem leichterregbaren, feurigen — auch bisweilen ein Bischen eiferſüchtigen — Weſen, ſie mit ſeinen höchſt gründlichen Kunſtforſchungen und äußerſt bedachtſamen Modellſchiffsbäſteleien. — Es iſt wahr, daß die Italienerinnen keine ſonderliche Neigung dazu zu haben ſcheinen, aller Orten das Bild ihrer Häuslichkeit ſogleich aus dem Strickkörbchen zu ziehen, um für ihre ſämmtlichen Barfüßler darauf loszuſtricken. Es iſt auch wahr, daß die Frauen in Italien weder über Wäſche und Seifenbrei, Büglerei und Schnei-

derei, Kocherei und Putzerei viel Gerede machen, und dennoch hat man Strümpfe an, auch waren nicht nur bei dieſer Frau, ſondern auch bei anderen, die Zimmer wie ihr Aeußeres, ihre Tafel wie ihre Unterhaltung in jenem unformirten, heimlichen Zuſtande, daß man ſich gerne zu ihnen geſellte. Und wenn ſie auch weder von Göthe noch von Schiller viel zu reden wiſſen, ſo liegt doch in ihrem ganzen Thun und Treiben ſo viel Poeſie, daß ſich mancher Dichter dabei erwärmen könnte. Weil ſie jahrelang ihren Männern in einem ſchwarzſeidenen Kleide ſchön genug vorkommen, ſo haben ſie auch nicht nöthig, veränderungsſüchtig ſtets nach den neueſten Moden zu haſchen. Zu ihren Kochereien verbrauchen ſie auch wenig Zeit, da ſie mehr der Erfriſchungen benöthigen und ihre Küche für gewöhnlich ſehr einfach beſtellt iſt. Reis mit Fleiſch oder Macheroni mit Parmeſankäſe, Fiſche, oder jene nahrhafte Polenta (Brei von Kaſtanienmehl) und dgl. m. iſt ihre gewöhnliche Nahrung. Früchte aller Art, Auſtern, Sorbetti (Gefrorenes), Apfelſinen, Brünellen, Kaſtanien laufen inzwiſchen durch. Das Köſtlichſte, was die Venetianer entbehren müſſen, iſt ein gutes, geſundes Trinkwaſſer, denn das Ciſternenwaſſer iſt ſo matt und unrein, daß man es vor Grauſen nicht hinunter bringen kann. Durch ihre Anſpruchsloſigkeit an gekünſtelten Kochereien und die Einrichtung ihrer ſpäten Mittagsſtunde haben die Herren wie die Frauen einen langen Tag zur Beſtreitung ihrer amtlichen und häuslichen Angelegenheiten vor ſich, wodurch ihnen Zeit- und Gelderſparniſſe geſichert ſind.

Man fand nichts Unſchickliches darin, uns im Schlafzimmer zu empfangen, und ich war darüber auch gar nicht böſe, denn ſo wie ich in Nürnberg oft am liebſten in der ebenſo zierlich als originell eingerichteten Küche von einer Fräulein Lißmann meine Viſiten abgeſtattet, eben ſo gerne befand ich mich in der Schlafſtube der liebenswürdigen Italienerin, wenigſtens zehnmal lieber darin, als in ſo einem ausblaſenen nüchternen Salon.

Wenn der Menſch zu Ende gewachſen iſt, ſo muß er den lieben Gott um Kinder bitten, ſie bringen auch dem ernſten Denker einen neuen Frühling, und Herr v. R. kam mir hier weit liebenswürdiger vor als unter ſeinem Schiffskruſt. Hatten ſich die Kleinen (es waren Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen) auf der Mutter Schoos hinlänglich ausgetummelt, ſo wurden ſie in ein von Drahtgitter umzogenes Bett geſteckt, wo man ihnen wie den Vögeln Naſchereien hinſteckte: Feigen, Zibebenträubchen u. ſ. w. Neben dieſem Kinderbett ſtand dasjenige der Eltern, welches mit Vorhängen reichlichſt verziert und ſo groß war, daß mindeſtens ſechs Perſonen ihr Unterkommen darin gefunden hätten. Solche Ruheſtätten ſieht man ſehr häufig in Italien, die bei großer Hitze auch einen beſonderen Werth haben; ſie ſtehen meiſt aus vorſorglichen Gründen — von wegen der ungebetenen Gäſte — nur mit der Kopfſeite kaum an der Wand und ſehen ihrer zierlichen Ausſtattung halber höchſt feierlich aus. Die ſchöne Italienerin hatte daſſelbe mit einem roſa gefütterten, ausgenähten Spitzentuche ſtraff überdeckt und zu Kopf und Füßen mit gleichem Fleiß ausgenähte Nolets gelegt, ſo daß man mit ihr, die wie ein Kind ſich ihrer Hände Werke freute, und an dieſes Himmelbett wie an einem Chriſtbaume hinauf ſah, wahrhaft entzückt werden konnte. Nächſt dieſem Bett war in einer Ecke des Zimmers ein Betaltar, der mit einem Spitzentuch belegt war und worauf zwei Blumenvaſen mit gemachten Blumen neben dem Erlöſer ſtanden, über denſelben war das Bild der heiligen Maria und noch etwas höher ein mit goldpapierenen Sternchen beſäeter Himmelsbogen.

Es konnte einem bei dieſen harmloſen Menſchen gar traulich zu Muthe werden; in ihr war auch keine Spur von jenen überſchwänglichen Mondſcheins-Temperamenten, wie ſie oft unter den eifrigen Leſerinnen der weinerlichen Romanzen- und Novellen-Poeſie zu finden ſind und er war ein einfach biederer Menſch im vollſten Sinne des Wortes.

Eines Abends gingen wir in Geſellſchaft des freundlichen Paares und Herrn L. zum Carneval. Der ſonſt ſo ernſte Markusplatz war in einen Redoutenſaal umgewandelt; bei Mondenſchein und Laternenbeleuchtung fanden ſich hunderte von Masken ſingend und klingend hier ein. Jedes zeigte Frohſinn und muntere Laune, Scenen aller Art wurden improviſirt. Einige hielten begeiſterte Reden über die gute alte Zeit und die großen Thaten ihrer Vorfahren, Andere beſangen die Tugenden der Frauen und ſchilderten die Raſerei ihrer eiferſüchtigen Männer. Hier brachte man Schönheitsmittel, wodurch die Herzen der Männer für ewig zu feſſeln wären; dort machten die Aerzte ihren Spuck und brachten durch die Fragen an ihre Patienten und durch ihre Vermuthungen, wie, woher und wodurch die Uebel entſtanden ſeien, die Zuhörer in ein ſolches Lachen, daß eine gute Lunge und Stimme dazu gehörte, um verſtanden zu werden. Die Harlekinade wurde durch Groß und Klein allerliebſt aufgeführt. Männer, als Frauen verkleidet, bewegten ſich gar zimpferlich durch die Menge. Troubadours verfolgten ſie, ihre Reize beſingend. Dichter brachten ihnen die ſchönſten Huldigungen dar. Maler flehten um die Gunſt, doch wenigſtens eine ihrer zierlichen Händchen oder Füßchen zeichnen zu dürfen. Endlich ließ ſich eine dieſer Schönheiten dazu erweichen und gab dem Flehenden nach. Sie ſtellte ſich entſchloſſenen Muthes auf einen Tiſch, ſchürzte mit aller erdenklichſten Grazie und Anmuth das Röckchen bis über den Knöchel und — ein gewaltiger Stiefel kam unter allgemeinem Jubel hervor. Dem altersſchwachen Tiſch wurde die ſüße Laſt bald zu ſchwer und er brach unter Knicken und Krachen zuſammen. Da lag ſie nun die Liebreizende. Ein herbeiſtürzender Poet, dem die Gelegenheit erwünſcht zu ſein ſchien, um ſeinen dichteriſchen Eingebungen auf friſcher That Luft zu machen, umſchlang ſie noch zu rechter Zeit mit beiden Armen, ſonſt wäre ſie mit der Naſe unter die Trümmer ihres Poſtamentes gerathen. Hingegoſſen in bezaubernder

Ohnmachts-Attitüde lag ſie da. Er beſchwor die Götter des Olympos und des Meeres, die Geiſter der Luft und Erde, dieſes Meiſterſtück der Schöpfung doch wieder in's Leben zurück zu rufen, da zog eine Frevlerhand den Schleier von ihrem — bärtigen Geſicht und mit dem Schleier — entſank auch der ſchöne Wahn.

Auf der Piazzetta — zunächſt dem Meere — ſtürzte eine unglückliche Gattin — ebenfalls ein verkleideter Mann — händeringend durch die Menge; den Treuloſen ſuchend, rief ſie unter Klagen und Seufzern die herzzerſchneidendſten Worte in die theilnehmende Umgebung; endlich trat ſie an das Meer, wie einſt Ariadne, flehend, daß die Sterne des Himmels und die Wogen des Meeres ſich erbarmen und den verführten Gatten in ihre Arme zurückgeleiten oder verderben möchten; dieſe ſchienen ſich jedoch um ihren treuloſen Mann nicht viel kümmern zu wollen und um ihre verderbenſüchtigen Wünſche auch nicht und ließen ihn laufen und ſie ſtehen. Jammernd warf ſie ſich auf einen Stein, ſagend, daß er ſich ihrer erbarmen möchte. Als ſie nun ſo da lag bei ihrem ſteinernen Troſt, erſcheint der Treuloſe mit ihrer Nebenbuhlerin, nicht ahnend, welches Loos hier beider harrt. Flüſternd wandelten ſie nach der breiten Marmortreppe, an deren Stufen ſich die Wellen ſeit Jahrhunderten gebrochen haben und Gondeln ſtets zum Empfang bereit ſind — da faßt es ihn beim Domino und — wie wenn die Elemente um der Sonne Gluthball ſich kämpfend gegen einander empörten, ſo fuhren die zwei Frauenzimmer gegen einander los. Schon wollte der Treuloſe zu ſeiner Pflicht zurückkehren, da wirft ſich die Nebenbuhlerin ihm zu Füßen und beſchwört ihn bei ſeinen Tugenden, die kein Weib ſo wie ſie zu würdigen verſtehe; — er bejaht es ſtillſchweigend, reißt ſich los von ſeiner Gattin, ſtürzt ſich mit ſeinen Tugenden in eine Gondel — und rudert haſtig fort. Die Geliebte ſtürzt ſich ebenfalls in eine ſolche und fährt wie der Falke einer Taube nach. Die Zuſchauer lachen und ziſchen, die verlaſſene

Gattin iſt indeſſen wieder zu ihrem Stein niedergeſunken und wird alsdann von einigen luſtigen Masken auf eine Trage von Ruderſtangen geſetzt. Wie ein verlorener Sohn eilt der Treuloſe aus dem Hintergrund haſtig herbei und ruft: „Sie, die meine Untugenden mir verzeihen kann, ſoll mein guter Engel ſein!“ Darauf wird er gleichfalls auf die Ruderſtangen geſetzt und mit ſeiner gerührten Gattin dahin gebracht, wo man mit Kaffee und Sorbetti die Treue belohnt.

An dem Humor und der dramatiſchen Lebendigkeit, mit der die Italiener ſolche Scenen aufführen, würden ſich unſere vaterländiſchen Masken nicht wenig ergötzen, ſie, unter denen die Mehrzahl ſich ſchon mit dem gegenſeitigen Anſehen ihrer ſchönen Garderobe begnügen und kaum den Muth haben, mehr zu erdichten als: „So, biſt du auch da?“ Ja, ich bin auch da, kennſt du mich? „O, ich kenne dich wohl!“ Ach nein, du kennſt mich nicht. „Ei ganz gewiß kenn ich dich.“ Woher kennſt du mich? „Weil ich dich kenne, darum kenn' ich dich.“

Ein Regen von Confetti (kleinen Zuckermehlkügelchen) flog als Zeichen von Huldigungen bisweilen über uns her, wie ein Kieſelwetter.

Wenn in Italien die Tugend des Verheimlichens und der Selbſtverläugnung überhaupt nicht ſehr geübt wird, ſo findet man es auch unnöthig, beim Anblick einer anſehnlichen Frau ſein Vergnügen zu unterdrücken, und als glichen die Straßen einem lebendigen Bilderſaal, ſo hört man bald: „O, che bella ragazza! che bella figura! che begli occhi!“

Schöne Früchte wurden während des Abends zur Erfriſchung angeboten, feines Confekt mit ſentimentalen Sprüchen u. ſ. w. So heiter und frohſinnig es auch überall herging, nirgends kamen Pöpelhaftigkeiten vor, es iſt als wär es auch dem geringſten Italiener ein Bedürfniß, ſich anſtändig und ergötzlich zu zeigen.

Schon in Trieſt hatte ich Gelegenheit der Aufführung einer italieniſchen Oper: Gemma di Vergy von Donizetti beizuwohnen. Eine Engländerin ſang die Titelrolle. Ihre Stimme war klangvoll und angenehm, ihr Ausſehen edel und ihre Darſtellung höchſt anſtändig; auch war ſie mit vielem Kunſtaufwand in Paris gebildet worden und hatte nun bereits ein ganzes Jahr lang ohne Honorar für ihre Leiſtungen an verſchiedenen Theatern Italiens geſungen, doch weder die Italiener in wahre Begeiſterung, noch zu einem Engagement daſelbſt es bringen können. Ein Beweis, daß ſelbſt durch die vorzüglichſte Schulweisheit und die glänzendſten Mittel bei Naturkindern, wie die Italiener ſind, dennoch wenig ausgerichtet wird. Gewöhnlich iſt bei den dortigen Opern Alles ſehr mittelmäßig beſtellt und ein einzig guter Sänger, eine einzige ausgezeichnete Sängerin muß das Ganze halten. An ihren Leiſtungen will man ſich alsdann aber auch erwärmen und durch ſie für alles Fehlende entſchädigt werden. Aber — mit Romeo zu ſagen — ſo wie die Philoſophie keine Julia ſchaffen kann, eben ſo wenig kann man ſich durch alle Theorien der Welt Begeiſterung, Schwärmerei, ſchöpferiſche Einbildungskraft und Genialität beibringen. Veredelt können dieſe Kräfte durch Lehren und Erfahrung wohl werden, aber nicht erzeugt. Wo nun aber keiner dieſer Vorzüge vorherrſchend iſt, auch jene poetiſche Gefühlsausſtrömung fehlt, die vom Herzen zum Herzen dringt, da machen die Italiener wenig Federleſens, beſonders wenn es ein Sänger wagt, ſich ſogleich in einer erſten Parthie ihnen vorzuſtellen. Ohne Barmherzigkeit wird alsdann während der Vorſtellung laut korrigirt und das muß man ihnen ſchon laſſen, daß ſie den Geſang zu beurtheilen verſtehen.

Miß N. war nun keineswegs mit beleidigenden Fehlern behaftet, im Gegentheil war ſie in jeder Hinſicht eine gebildete Sängerin und es fehlte ihr leider nur eben das bischen Verſtand oder Geſchmack für die richtige Anwendung ihrer Erwerbniſſe.

Ihre Stimme machte oft ganz andere Dinge, als der Seelenzuſtand der Perſon im Drama erforderte, deßhalb ſich auch ein muthwilliger Italiener während einer langen Fermate, worin ihre zwieſpältige Seelen- und Kehlenwanderung den höchſten Gipfel von techniſcher Fertigkeit zu erreichen ſuchte, den Spaß machte, bei dem Verhallen eines endloſen Tones unbändig zu gähnen. Das ganze Publikum brach in ein lautes Gelächter aus und die arme Sängerin, die vergeſſen zu haben ſchien, daß die neueren und vorzüglicheren Italiener, auch ſelbſt bei ihren figurirten Fermaten, den charakteriſtiſchen Ausdruck, den der Sinn des Wortes und der Gemüthsſtimmung erfordert, nicht mehr fallen laſſen wollen, wurde darüber ſo betrübt und kam ſo gänzlich aus aller Faſſung, daß ſie mich ſchmerzlich dauerte.

In Venedig hörte ich im Theater della Fenice, die zu jener Zeit berühmteſte Sängerin — eine Deutſche — und zwar in der Lucrezia Borgia von Donizetti. Ihre Erſcheinung überraſchte mich, nicht ſo wohl wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres alltäglichen Ausſehens. Eine hohe breitſchulterige Geſtalt, ein mehr in die Breite als in die Länge geformtes Geſichtsoval, eine — beſonders in den Mitteltönen — ziemlich ausgeſungene Stimme, eine leicht erregbare Leidenſchaftlichkeit, das waren ihre Requiſiten. Ich wurde um ſo begieriger, ſie zu hören. Denn da ſie neben der Malibran und Paſta die gefeiertſte tragiſche Sängerin war, ſo mußte das geiſtige Element in ihr um ſo überwältigender ſein. Die Lucrezia iſt ein widerwärtiger Frauencharakter und es war mir leid, ſie ausſchließlich nur immer wieder in dieſer Parthie ſehen zu müſſen; denn ſie hatte Geiſt und ihr Vortrag tiefe Bedeutſamkeit, ſo daß ſie ſich oft über den pathetiſchen zum wahrhaft dramatiſchen Geſang erhob. Auch ihre Mimik und Geberdenſprache ſtand weit über jener der anderweitigen talentvollen und liebenswürdigen Sängerinnen Italiens, die zwar einzelne Momente mit großer Wirkung zu geben wußten; ſie gab weit

mehr ein ganzes, mit allem Fleiß durchdachtes, wenn auch mehr nur — wie es bei dieſer Parthie wenigſtens der Fall war — ein durch gewaltige Effekte herausgeputztes Bild. Sie fiel aber ſelten aus ihrer Rolle, wie das mancher anderen bei den minder bedeutungsvollen Parthien der Oper bisweilen paſſirte. Es iſt das während ſolcher Stellen, bei denen ſich die Zuhörer gewöhnlich Viſiten in den Logen machen, um zu plaudern, — eine Sitte, die mich von der Scene vertrieben, oder mich dazu veranlaßt hätte, der Sache und meinem eigenen Gefühl zu Liebe, unbeirrt fortzuſpielen. Nur während der Hauptſtücke entſtand allgemeine Stille, die man alsdann aber auch mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit begleitet.

Es gewährt hohen Genuß, zu hören, wenn vorzügliche Sänger oft ſelbſt gemüth- und geiſtloſe Muſikſtücke in ihre Gemüthsfülle und geiſtige Höhe herüber und herauf ſingen. Aus manchen Stücken, die in unſerm geliebten Vaterlande gänzlich zu Grabe getragen werden, oder doch wenigens unbeachtet vorübergleiten, wußten jene Sänger oft ſo viel zu machen, daß ſie einem ganz von höherer Bedeutung erſchienen. Wollte Gott, unſere deutſchen Klaſſiker dürften ſich gleicher Liebesdienſte erfreuen. Nun wiſſen es zwar unſere gebildeten Muſikkenner, daß das innerſte Weſen, wie die äußere Form unſerer dramatiſchen Muſik nicht nur auf techniſchen Grundſätzen und poetiſcher Wahrheit, ſondern auch auf pſychologiſchen und ſprachlichen Principien ruht; ſie wiſſen auch, daß es Aufgabe des Sängers iſt, durch den plaſtiſchen Ausdruck des Tones, wie durch ſeine Tonmalerei den Zuhörer in die Situation und den Seelenzuſtand der Perſon im Drama einzuführen. Wie genügſam ſich aber — unter Umſtänden — Sänger und Kritiker hierbei verhalten, davon gibt Nachſtehendes ein Beiſpiel.

Ich wohnte einmal in einer unſerer bedeutendſten Städte einem Konzerte bei, in welchem klaſſiſche Stücke aufgeführt wurden,

unter anderen auch das Finale von Mozart's Titus. Ein berühmter Kunstrichter, der dem Publikum durch seine Urtheile zu imponiren wußte, ließ uns am folgenden Tage in einem Artikel vernehmen, daß Fräulein X., welche den Sextus sang, ihre Partbie wahrhaft klassisch vorgetragen habe. Nun hatte die Stimme jener Dame einen vollen runden Tonkörper, jedoch schien sie weder durch ihre Schule, noch durch ihre geistige Passivität irgendwie dazu befähigt zu sein, eine solche Aufgabe genügend lösen zu können. Daß auch die Kritik sich durch körperliche Reize bestechen läßt, ist oft genug dagewesen, allein jene klassischen Meisterwerke sind doch wohl nicht erdichtet worden, um sie nur durch materielle Fülle und geistige Anmuth wiedergeben zu dürfen, und im Zuhörer statt innigen Mitgefühles nur sinnliche Entzückungen zu erregen.

Sextus befindet sich hier in dem gespanntesten Gemüthszustande; er ist auf dem Weg, ins Kapitol einzudringen, um den geliebten Herrscher, seinen erhabensten Freund und Wohlthäter, auf Begehren der herrschsüchtigen Vitellia, seiner feurigst angebeteten Geliebten, zu ermorden. So nahe der Vollstreckung einer verruchten That werden ihm, der ja von Natur kein Bösewicht ist, mit dem hereinbrechenden Entsetzen, das ihm beim Anblick des Kapitols das Mark durchschüttert und alle Fibern beben macht, folgende Worte sicherlich nicht, wie wir es von jener Sängerin hörten, in monotoner Weise mit breitgedehnter pathetischer Deklamation und wohlgehaltenen Tönen gemächlich von den Lippen gleiten. Hätte Mozart für den Seelenkampf eines durch Verirrungen und wilde Leidenschaften an den Abgrund des Verbrechens gedrängten Jünglings Pfundnoten haben wollen, so würde er für die in diese Situation einleitende Orchesterbegleitung: Adagio oder Andante, nicht Allegro assai vorgeschrieben und andere Töne und Worte gewählt haben, als:

„O Götter! wie klopft und bebet, ach, wie schaudert mein Herz! Höllenangst ergreift mich; enden will ich's, und zaudre,

ein Lüftchen, ein Schatten macht mich erzittern. Thor! der ich wähnte, nur Spielwerk ſei der Sprung von der Tugend hin zum Verbrechen. Doch, ich muß vollenden, damit nur ruhmvoll mein letzter Schritt noch ſei. Noch ruhmvoll? verdient wohl Verrätherei noch Ruhm? Unſel'ger Sertus! Du ein Verräther! Der Nam' iſt ſchrecklich! und dennoch ringſt du, ihn zu verdienen. Und wen verräthſt du? Ihn, den höchſten, den gerechteſten, ach! den beſten Herrſcher des ganzen Erdballs, dem du verdankeſt, was du haſt, was du biſt! trefflich belohnſt du ſo viele Güte! warſt du ſein Freund, ſein Liebling, daß ſein Mörder du ſeiſt! Verſchlinge mich der Abgrund, wenn ich das werde! Nein, ich vermag's nicht, Vitellia, der Rache Forderung dir zu ſtillen, ich verging, wollt ich es wagen, vor ſeinem Antlitz u. ſ. w."

Es iſt gegen alle pſychologiſche Wahrheit, in einem ſo hochgeſpannten Gemüthszuſtande die Worte zu dehnen, ſo unpaſſend, als wollte man die Schilderung ſtreitender Affekte und Leidenſchaften in den gleichmäßigen Fortgang einer bloſen Erzählung, oder in den ernſten, einfach belehrenden Vortrag allgemeiner Wahrheiten kleiden. Auch hat Sertus hier kein Objekt vor ſich, dem er durch den Pathos ſeiner Sinne imponiren müßte, vielmehr wirken die Bilder, die Anfangs in raſcherem Fluge an ſeiner Seele vorüberziehen, ängſtigend auf ſein Gemüth und machen ihn unfähig zu handeln. Erſt nach dem ſchmerzlichen Vorwurf: „Und dennoch ringſt du ihn zu verdienen!" beginnt das Recitativ einen andern Charakter anzunehmen und bedarf ſomit auch für die Offenbarung rührender Gefühle einen andern Rhythmus, ein allmälig ſich lichtendes Tonkolorit. Das Tugendbild ſeines erhabnen Freundes tritt immer heller vor ſeine Seele. Voll Wehmuth und Innigkeit umſchlingt er es mit den wärmſten innigſten Tönen und einem Ausdruck zärtlichſter Liebe und innigſter Begeiſterung, dieſe ſteigern ſeine Selbſtanklage über den im Tumult wilder Leidenſchaften verlorenen Seelenfrieden zu erbitterten Vorwürfen.

Entſchloſſenen Muthes ſchleudert er den Gedanken an die Ausführung des an Vitellia gegebenen Verſprechens weit von ſich, und mit dem Siege des Göttlichen in ſeiner Bruſt, ſieht ſein geiſtiges Auge voll Scheu, Reue und tiefſter Verehrung bei den Worten: „Ich verging, wollt ich es wagen, vor ſeinem Antlitz“ hinüber auf ſeinen erhabenen Schutzgeiſt. Im weiteren Verlauf des Recitativs wird Sextus durch äußere Bedrängniſſe zu einer andern Stimmung hingeriſſen. — Wäre dies Büchlein eine Singſchule, wie es keine ſein ſoll, ſo würde ich durch muſikaliſche Zeichen und ſonſtige Erläuterungen den Text wie die Töne analyſirend begleiten, und mich gründlicher darüber ausgeſprochen haben, wo die Worte gedrängter oder zurückgehalten, ſchärfer und markiger, gedämpfter und ſanfter, die Vokale dunkler oder lichter gehalten werden ſollten, hätte auch die wenigen aber bedeutungsvollen Anwendungen des Portamento, ſo wie das An- und Abſchwellen des Tones angeben müſſen. Da jedoch eine ſolche Arbeit zu durchblättern den Laien Langeweile machen würde und die Kritik bei dem klaſſiſchen Vortrag der Fräulein X. auf dergleichen Beſtrebungen auch gar keine Anſprüche zu machen für nöthig erachtet, ſo kann man ja nach wie vor Aehnliches über ſich ergehen laſſen, wenn es auch ſchmerzlich wehe thut, daß zur Ehre unſerer tiefgedachten und tiefgefühlten Meiſterwerke weit geringere Vorbereitungen ausreichen ſollen, als ſie die Italiener ihren Kompoſitionen erweiſen.

Es drängte mich, nun auch nach Mailand zu kommen, um hier noch ſo viel als möglich von den Kunſtleiſtungen während der Winter-Saiſon zu erhaſchen. Wir hörten indeſſen hier auch nichts weiter, als zwei Opern, die fortwährend abwechſelnd hinter einander gegeben wurden. Es war der Liebestrank von Donizetti und il Bravo von Mercadante. Vorzüglich gefiel mir der Liebestrank, obgleich die Exekution beider Opern mit großem Fleiß gegeben wurde. In jener mußten die Zuhörer durch ächt nationale

Naivetät und Humor ergötzt und erfrischt, in der anderen aber durch Leidenschaften mit fortgerissen werden. Wie in Venedig, so hörten wir auch hier Lustspiele, und wenn ich sage, wir hörten Lustspiele, so hat das seine guten Gründe, denn es war bei ihrer Conversation ein Lärm, als befänden sich die Spielenden in einem heftig erregten Zustand, während sie doch die friedlichsten Dinge mit einander verhandelten. In der Execution der Conversationsstücke war nun freilich neben denen der französischen Acteurs ein großer Unterschied: während diese in den Stücken des verfeinerten Lebens sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihre Worte so leicht und lebendig, so lispelnd und flüsternd, als nur möglich, auszuhauchen und ihre Hände und Arme in kurz und eng anschließende Bewegungen zu zwängen, ließen die Italiener ihrer lieben Natur freieren Lauf und es schien ihnen besonders wohl zu thun, ihre Worte durch die schöne, klangvolle Sprache so volltönend wie möglich auszusprechen und dabei einen weiten Raum mit Hand und Arm zu durchziehen. Die Italiener sollten den französischen Tragödienspielern von dem innigen und tieferen Ausdruck ihrer Gefühlssprache, und von der natürlichen Energie und Majestät ihrer Artikulation und Aktion etwas abgeben, während diese den Italienern bisweilen durch ein wenig mehr Leichtigkeit, Grazie und geistige Pikanterie beim Vortrage der Conversations-Stücke des verfeinerten Lebens aushelfen könnten.

Meine Stimme nahm an Frische und Kraft immer mehr zu und es würde mir allmälig zu Muthe geworden sein, wie dem Vogel beim herannahenden Frühling, wäre meine Schwester nur erst geheilt gewesen. Um unter Thränen zu lächeln, dazu hätte ich es damals noch nicht bringen können. Das Leben der Meinen hing mit allen Fühlfäden an meinem Herzen und ich konnte nur

dann froh werden, wenn ich ſie auch glücklich wußte, nur dann mit aller Hingebung und Harmloſigkeit ein Gefühlsleben auf meiner kleinen Bretterwelt entfalten, wenn ich in der Wirklichkeit keine Gemüthsleiden empfand. War das aber der Fall, ſo verlor ich bald alle Ruhe und Faſſung. — Ich bitte meine gütigen Leſerinnen um die Erlaubniß, einen Brief meiner Schweſter, der dieſe Sache mit berühret, einrücken zu dürfen.

Mailand, den 17. April 1839.

Liebſtes, ſüßes, gutes, einziges, unvergleichliches Mütterchen! Wie können Sie nur ſo in Angſt und Sorge um mich ſein? Ich mußte recht weinen, als ich Ihr liebes Briefchen las. Denken Sie doch nur an das Sprichwort: Unkraut u. ſ. w. An's Sterben denke ich noch lange nicht, ſehe auch gar nicht mehr darnach aus, und obgleich ich noch immer tüchtig huſte, ſo zehre ich doch nicht ab dabei, im Gegentheil. Aber ſelbſt das wäre kein Wunder, denn wenn ich mit Agneſe ſpazieren gehe, ſo ſagen ihr die Leute auf öffentlicher Straße die ſchönſten Artigkeiten in's Geſicht, was ich in Trieſt, Venedig, Verona und hier mit anhören mußte. Sie können leicht denken, wie dann der Neid in mir rege wird, und nichts ſchadet der Geſundheit ſo ſehr, als der Neid; dann gehe ich aber in mich und denke, daß es ja meine Schweſter iſt, der alle dieſe Artigkeiten geſagt werden und das tröſtet mich. Jüngſt ſagte ein hübſcher Italiener: O, che bella ragazza! worauf ſie zu deutſch antwortete: O, läppiſcher G'ſell! was er für eine Höflichkeit zu halten ſchien, denn er machte ihr dafür ein Compliment.

An Oſtern waren wir bei der heiligen Beichte. Der geiſtliche Herr hat einen ſchönen Satz gemacht, als er das lange Sündenregiſter in meinem Büchlein erblickte. Agnes war voll Wehmuth und Reue, denn ſie war ſich bewußt, daß ſie den lieben Gott während ihres langen Unwohlſeins durch ihre Ungeduld oft und ſchwer beleidigt hatte, und nun, wo er ſie dennoch mit ſeiner

Liebe und Barmherzigkeit segnete, that es ihr schmerzlich wehe, sich gegen ihn versündigt zu haben und sie wollte Buße thun. Der geistliche Herr aber, der, wie sie hoffte und erwartete, ihr tüchtig die Leviten lesen sollte, tröstete sie in ihrer Wehmuth immer mit dem Zuspruch: Fa niente! (das thut nichts!)

Das Wetter fängt an sehr schön zu werden, und wenn es so fortgeht, haben wir in vierzehn Tagen Sommer, denn Frühling kennt man in Mailand gar nicht und mit der besseren Jahreszeit wird auch meine Gesundheit wieder zurückkehren.

Herrn Doktor S. sagen Sie viele Grüße und daß ich ihm zu seiner neuen Collega Agnese nicht sehr gratuliren könne, da sie ein viel zu ängstlicher Doktor wäre. Wenn ich zu husten anfange, fängt sie zu jammern oder gar zu weinen an. Wenn sie damit fertig ist, nimmt sie die Homöopathie zur Hand und studirt, als wollte sie sich noch zur Stunde den Doktorhut verdienen; dann findet sie aller Augenblicke eine andere Krankheit und sagt: die hast du! Wenn ich aber hoch und theuer versichere, daß es nicht so sei, so sagt sie unter Thränen: „Es ist doch aber auch ein Kreuz mit dir, du willst nicht einnehmen und dich muthwillig in die Grube bringen.“ War ich blau im Gesicht (was mir bei kaltem Wetter natürlich schien), so sagte sie: wie bist du blau. War ich roth, so sah sie mich noch ängstlicher an und sagte: Ach Gott! was bist du roth! Nein, das ist keine natürliche Röthe, du mußt etwas einnehmen! Dann hätte ich mögen die homöopathischen Pillerln handvollweise hinunterschlucken. Hilft's dann noch nichts, so sieht sie mich an, als läg' ich schon im Grabe, oder reißt ihr auch wohl die Geduld und sie ruft aus: Gott im Himmel! mit dir ist's aber auch ein helles Elend! wie kannst du nur immer solches Zeug einnehmen, was nichts hilft, suche doch die rechten Mittel“. Ja, da ließe sich's leicht Doktor sein, wenn die Patienten immer die rechten Mittel fänden. Der Arzt kommt ihr zu selten und an die gar zu unscheinbaren Pillen hat sie keinen

rechten Glauben. Ich weiß aber, daß wenn mir durch die Homöopathie nicht aufgeholfen werden kann, ich auch bei Anwendung der Allopathie in's Gras beißen müßte, darum sein Sie ohne Sorgen, die französischen Aerzte haben ja trotz aller Anstrengungen, die Agnes auch nicht in die Grube fördern können und der Mailänder Homöopath, der zugleich auch Allopath ist, wird doch sicherlich wissen, auf welche Art man länger leben kann. Also lassen Sie sich ohne Noth das Köpfchen nicht grau werden. Agnes übt indessen ihre Stimme fleißig und geht es mit ihr ganz gut und mit mir besser, so kommen wir, um Ihnen unsere Zärtlichkeit persönlich auszudrücken. Indessen erhalten Sie sich lieber für Ihre zwei liebenswürdigen Kinder

Agnes und Mina.

Wir wohnten in einem Privathause und hatten hier hinlänglich Gelegenheit, dem Leben und Treiben eines italienischen Ehepärchens zuzusehen. Anfangs gingen uns die Leutchen aus dem Wege, weil wir Deutsche waren und diese in Mailand, der ihnen aufgedrungenen Soldateska wegen, nicht eben beliebt sind. Doch da wir Monate lang die Zimmer von ihnen gemiethet hatten, und ihnen keine unbescheidenen Forderungen auferlegten, so schienen sie sich endlich davon überzeugt zu haben, daß nicht alle Deutsche Barbaren sind, wie sie dieselben zu nennen pflegten.

Der Mann glich nun freilich in keiner Weise Herrn von N., jenem venetianischen Schiffsbäßler, obgleich er wenigstens auch vermöglich sein mußte, um so leben und mitmachen zu können, wie sie es thaten.

Von unsern Fenstern, auf der Contrada del Durino, deren jedes einen kleinen Balcon hatte, konnten wir den Markt übersehen; und da erblickten wir schon in aller Frühe den Herrn des Hauses mit seinem Dienstmädchen, Geflügel, Eier, Grünes und sonstige Gegenstände einkaufend. Die Frau aber lag entweder

noch zu Bette, oder ſchlenderte im Hauſe umher. Der Mann kam und kochte den Kaffee, die Frau guckte zum Fenſter hinaus, die Magd kehrte die Strohteppiche oder, wie es im heißen Sommer geſchah, beſprengte die marmornen Fußböden. Die Treppe hingegen wurde nur alle Wochen zweimal gekehrt, gefegt nur zu allen heiligen Zeiten einmal. Das genirte jedoch die Dame des Hauſes wenig. Deſto mehr hatten die ſeidenen Kleider der beſuchenden Italienerinnen zu thun, um über die Beſcheerung hinwegzukommen, oder ſie aus dem Weg zu räumen. Nach dem Frühſtück wurde eine Art Toilette gemacht, nämlich die Schlafhaube heruntergeriſſen und mit der Bürſte über den Kopf gefahren, ſo, daß die Haare in äußerſt loſem Zuſtand mit einem hohen Kamm ein Bischen befeſtigt wurden. Das Hauskleid, welches ſie gewöhnlich trug, war eine Art Bleuſe von buntſtreifigem Zeug, die ſie ungegürtet um ſich herum hängen ließ. In dieſer höchſt unforcirten Toilette, die ich auch auswärts an anderen Frauen bemerkte, wurden alsdann auch die Beſuche empfangen; die Herren fanden nichts Unſchickliches darin, die Damen in ſolchem Zuſtand zu betrachten, und die Damen fanden nichts Beleidigendes dabei, ſich in dieſem Negligée betrachten zu laſſen. Ich muß jedoch geſtehen, daß es mir bei der ruhigen Haltung dieſer Frau ebenfalls gar nicht eingefallen iſt, zu verlangen, ſie ſollte ſchon ſteif geſchnürt und mit enganſchließendem Leibchen herausgeputzt ſein. Ihre, von aller Kokettenſpielerei freien ruhigen Augen, mit denen ſie die Männer anſah, gaben hinlänglich zu erkennen, wie wenig ſie für ſich von ihnen zu fürchten habe.

Dieſe Sicherheit war mir ungemein anziehend; denn bei alledem war nichts Kaltes, Herzerſtarrendes in ihren Augen. Der Eindruck, den die Gegenſtände auf ihre Seele machten, zeigte ſich in ihnen, wie in einem reinen Spiegel, und nie kann ich mich erinnern, daß ihr Gemüth bei der Unterhaltung eines lebendigen oder ſchwärmenden Italieners beunruhigt, oder gar wie Butter

an der Sonne zerfloſſen wäre. Für ihren dienſt- und kosheifrigen Gemahl ſchien ſie ſo viele Zärtlichkeit und Dankbarkeit zu haben, daß ihr jeder Andere gleichgültig blieb. Doch ſo rührend es auch mitanzuſehen war, wie der Mann ſeine ſchöne Frau gleich einer Blume pflegte, fürchtend, ſie könne im Verkehr mit dem Alltäglichen den reizenden Duft ihres Weſens verlieren, ſo machte er mir denn doch hinter der Kohlenpfanne, wo er ſich ſchmähliger ausnahm, als Herkules am Spinnrocken, bei all ſeinen ſonſtigen Tugenden einen all zu kuriosen Eindruck.

Als es der Hitze wegen noch anging, hat der Herr Gemahl inmitten der Stube auf einer hohen Kohlenpfanne ſogar auch das Mittageſſen gekocht. Wenig zwar, aber gute Sächelchen. Nach dem Speiſen wurde ſehr ſchöne Toilette gemacht, in der die Frau reizend ausſah, was jedoch ohne allen Zweifel auch geſchehen wäre, wenn ſie ihrem Patrone Vormittags die Küchenſchürze abgenommen hätte. Sie gingen dann auf den Corſo oder in die öffentlichen Gärten, wo Erfriſchungen: Sorbetti und dgl. zu ſich genommen wurde; hernach in's Theater und in Geſellſchaft. Wie lange ſie in dieſer Lebensweiſe Befriedigung fanden, kann ich nicht ſagen. Bisweilen gab es freilich einen Mordſpektakel; ich glaube, das geſchah gewöhnlich dann, wenn Frau Marietta zufällig an das Fenſter trat, wenn hübſche Leute vorbeigingen. Was ſollte ſie thun, wenn ihr „Sie-Mannerl" — ſo nennt man in Oeſterreich dieſe Art Männer — die Frauengeſchäfte beſorgte?

Um ganz Mailand läuft ein mit Bäumen reichbeſetzter Wall. Die Gräben deſſelben ſind meiſtens mit hohen Weinreben garnirt, die ſich von einem Pfahl oder Baum zum andern an Schnüren

hinschlingen und im Sommer wie im Winter unberührt wachsen und sich entblättern. Der Corso ist der schönste Versammlungsort für Einheimische und Fremde, und die an ihn gränzenden öffentlichen Gärten bestehen aus vielfachen, von eisernen Gittern umschlossenen Alleen. Die Stadt hat sehr schöne Eingangsthore und herrliche Straßen. An den Häusern Trottoirs von breiten Quadern, und in der Mitte ist die sehr schön gepflasterte Fahrstraße, mit Radbahnen — Streifen von breiten Steinen — versehen, die zur Schonung der Räder dienen. Die Mädchen und Frauen des Mittelstandes tragen, wie in Venedig, schwarze Schleier; die der höheren Gesellschaft, wie in Frankreich und Deutschland, Hüte.

Eines Tages wurde der Papst erwartet, der in dem herrlichen weißen Marmordom den Segen austheilen sollte. Es kam aber nur ein Stellvertreter und empfing die Huldigungen im Namen Sr. Heiligkeit. Die Hauptstraßen, die nach der Kirche führten, waren mit rothseidenen und mit Goldborten besetzten Vorhängen geschmückt, welche sich aus den Fenstern der ersten oder zweiten Etage mit jenen der gegenüberliegenden Häuser in einander drapirten und mit Blumen und Zweigen bestreut waren. Am Portal der Kirche war ein ungeheurer Baldachin von rothem Seidendamast errichtet, der sich über den großen Platz vor derselben bis an die Wohnung Sr. Heiligkeit hindehnte. An jenem Morgen in die Kirche zu gelangen, war gänzlich unmöglich. Ja, selbst der große Platz vor derselben war während des Gottesdienstes so zum Erdrücken voll, daß man nicht einmal die weißgekleideten Kinder und Jungfrauen ruhig in Augenschein nehmen konnte. Unsere hübsche Hausfrau, die wir endlich erblickten, kam uns mit nassem Gesicht entgegen; als ich versucht war, ihr die Tropfen abzuwischen, fuhr sie zurück und rief aus, daß ich ihr doch ja das geweihte Wasser nicht vom Gesicht streifen möchte, sie habe sich darum so nahe gedrängt, um

bei dem Ausſprengen deſſelben recht viel zu bekommen. Ich weiß nicht mehr, für was Alles dadurch geholfen werden ſollte. Sie hielt überhaupt ſehr viel auf die Einwirkung geheimer Kräfte und trug ſtets einen ganzen Bündel Amulets an ſich; ſo daß ihr Leben wie ihre Leidenſchaften gegen alle Anfechtungen förmlich aſſekurirt waren. Ihr Mann hatte ſemit ganz Unrecht, ſich ihretwegen etwaiger Untreue halber abzuängſtigen.

Der bunte Kram, mit dem die Straßen überhängt waren, glich einem Kinderſpielwerk neben dem Anblick des ungeheuren Domes. Als ſich die Menſchen zerſtreut hatten, gingen wir in das Innere, deſſen koloſſale Marmerſäulen und Pilaſter, Spitzbögen und Altäre, bei dem durch die herrlich gemalten Fenſter hereinkämmernden Sonnenlichte, einen überſchauernden Eindruck erregten. Erfüllt von dem majeſtätiſchen Anblick und der tiefen Stille knieten wir andächtig in einen Betſtuhl. Im Glauben, ganz allein und unbelauſcht hier zu ſein, wurden wir faſt unangenehm überraſcht; denn hinter einer Säule hervor trat ein Mann, der gleichfalls unſrem Beiſpiel folgte und ſich, wenn auch ohne allen Zweifel nicht aus gleichen Motiven, ebenfalls bewogen fühlte, in unſere Bank niederzuknien. Ueber ein Weilchen flüſterte er mir mit höchſt andächtiger Miene die frommherzigſten Worte zu. Mir kam dieſe Anrede am geweihten Ort ſo überraſchend vor, daß, obgleich ich ſchon manchen Unſinn zu hören gewöhnt war, doch nicht gleich wußte, ſoll ich mich ärgern und ihm eine Zurechtweiſung geben, oder ihn mit Höflichkeit zur Buße vor den Heiligen ermahnen. Ich zog vor, ſtillſchweigend mit meiner Schweſter dem Kirchendiener entgegen zu eilen. Dieſer war bemüht, die einzelnen Stühle an einer Seitenwand hoch aufzuſtapeln, um ſie bei nächſter Gelegenheit für einen kleinen Sold wieder herunter zu langen, da die Kirche nur wenige Stühle in ſich faßt und die meiſten Andächtigen während des Gottesdienſtes entweder auf den Boden hinknien oder auf ſolchem von dem

Kirchendiener oder irgend einem galanten Herren herbei gebrachten Stuhle Platz nehmen. Die Herrn ſcheinen hinter dem Stuhle oft weit andächtiger geſtimmt zu werden, als vor dem heiligen Altar und nehmen ſich ſammt den Damen ziemlich frivol aus.

Wir ließen uns von dem Kirchendiener das mit Silber und Edelſteinen bedeckte Mauſoleum des Karl Borromäus, die ſilbernen Statuen in der Sakriſtei, Michelangelo's wundervolles Grab der Medicis zeigen und alsdann auf das Dach hinauf geleiten.

Die Wirkung, die von hier aus der Anblick in den Wald von unzähligen Thürmchen, Statuen, Pflanzengebilden, phantaſtiſchen Schnörkeln gewährt, iſt unbeſchreiblich! Hundertarmig breiten ſich dieſe Gegenſtände aus einer ungeheueren Filigranarbeit in die Lüfte hinauf und alles das, ja ſelbſt das Dach, die Treppe, die Gallerien ſind von blendend weißem Marmor, deßhalb ich die Kirche auch weit lieber bei Mondſcheinbeleuchtung als bei Sonnenſchein betrachtete.

Einſam an den Gränzen eines weiten Exerzierfeldes ſteht der prachtvolle Triumphbogen, das ſchönſte Thor, das auf Erden ſtehen mag. Bonaparte ſoll befohlen haben, die Straße von Simplon her durch dieſes Thor durch die Stadt bis zum Dom hin zu ziehen. Mit dem Sturz des Kaiſerreichs zerfiel dieſer großartige Plan. Doch haben die Mailänder nicht geruht, das Prachtwerk auf ihre eignen Koſten auszubauen, und damit die neue Regierung ihnen dabei nicht hemmend in den Weg trat, ſich ſogar bereit erklärt, den Kaiſer Napoleon, der aus den herrlichen Basreliefs hervorragte, in den Kaiſer Franz umzubilden. Ueber dem mittelſten der drei impoſanten Bogen ſteht die Göttin des Friedens auf einem mit ſechs muthigen Roſſen beſpannten Wagen, umgeben von vier Siegesgöttinnen; ſämmtliche Gruppen ſind von Bronze. Die Basreliefs von Marcheſe und Aquiſti ſind von kariſchem Marmor, zum übrigen großen Ganzen haben die Marmorbrüche des Lago Maggiore ihren Kern geliefert.

Dieſer See, den wir gleichfalls beſuchten, iſt von hohen Bergen umgeben. Der Simplon, der Monte Roſe, die anderen weißen Häupter der Alpen erheben ſich nah und fern zum Aether empor. An den zunächſt dem See gelegenen Bergen hat menſchlicher Fleiß das Möglichſte gethan, um ihnen Nutzen abzugewinnen, und ſie durch die reizendſten Villen, Blumenterraſſen, Kirchlein, Hütten, Alleen, Landhäuſer, Dörfchen, Weingehänge u. dgl. m. maleriſch auszuſchmücken. Das Klima iſt hier ſehr mild und ſelbſt im Winter blühen und gedeihen im Freien tropiſche Pflanzen. Wie kleine Feeninſeln erheben ſich die Iſola bella und Iſola madre über der blauen Fluth. Letztere iſt ein Naturkind, erſtere durch Kunſt erſchaffen; ſie ſoll wie Venedig, gleichfalls auf Roſte, welche in den See geſenkt wurden, erbaut worden ſein. Ihre künſtlich emporgegipfelten Terraſſen ſind ſo hoch mit Erde belegt, daß die ſeltenſten Pflanzen und Bäume darauf gedeihen. Ein Zitronenwäldchen, Cypreſſengänge, Ananas, Datteln gedeihen hier in üppiger Schönheit; auch zwei Cedern des Libanon prangen hier. Auf einer der letzteren ſoll Napoleon vor der Schlacht bei — ich weiß nicht wo, die Worte Battaglia in die Rinde eingeſchnitten haben. Die Sculpturen waren bereits ſtark verwittert, und ſelbſt das Meerpferd, das auf der oberſten Spitze der pyramidalen Tafel ſteht, ſcheint lebensmüde. Das Schlößchen iſt mit alten und neuen Herrlichkeiten ausgeſchmückt. Die Wege zwiſchen den Anlagen ſind theils mit Quadern, theils mit kleinen Steinchen moſaikartig eingelegt. Die Iſola madre gleicht einem kleinen Paradies. Hier iſt eine noch üppigere Vegetation, und außer jenen Gewächſen, welche die Iſola bella trägt, erblickten wir hier noch die ſchönſten Lorbeer-, Myrthen- und Palmenbäume. Goldfaſane und Silberfaſane, Perlhühner und andere Thierchen belebten das Ganze. Dazu ſangen die Nachtigallen zwiſchen duftenden Baumkronen ihre ſchönſten Lieder. Alles vereinigt ſich hier, um das Gemüth zum höchſten Entzücken zu erheben und — wie das

wohl jedem bei ſeltenen und erhabenen Naturerſcheinungen ergehen mag — die Bruſt mit unendlicher Sehnſucht zu erfüllen.

In der Brera, dem Mailänder Muſeum, ſtehen in drei Sälen, die aus verſchiedenen Kirchen enthobenen wunderbaren Fresken. Das Refektorium der Santa madonna delle Grazie, enthält das Abendmahl von Leonardo da Vinci in einem recht verwitterten Zuſtande. Die herrliche Certosa von Pavia iſt eine Kloſterkirche ſo ſeltener Art, daß, wer Mailand beſucht, die kleine Reiſe dahin nicht ſcheuen ſollte, um ſie zu ſehen.

Eines Tages wohnten wir einem Wagenrennen in der Arena bei. Die Frauen im größten Putz, als wären ſie auf dem Ball, ſaßen mit entblößtem Halſe umher, die Herren mit weißen oder lichtgelben Glacehandſchuhen, buntgeſtickten oder weißſeidenen Weſten und lichten oder auch ähnlichen ſchwarzen Halsbinden u. ſ. w. Es war ein hübſcher, feſtlicher Anblick.

Eine Dame fiel mir ihrer blendenden Schönheit wegen auf. Dunkle Mondſcheinaugen, die jedoch wenig inneres Leben verriethen, glänzend ſchwarzes Rabenhaar, ein Gemiſch von roth und weiß, als wäre ſie von Wachs, dazwiſchen ſchlängelte ſich ein feines Gezweige von blauen Adern über den oberen Theil ihrer Büſte hin, auch im Geſicht waren dieſe ungewöhnlichen Reize hie und da ausgeſtreut. Ich frug, wer denn dieſe Schöne ſei? da erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß dieſe Adern gemalt, ihr Geſicht weiß und roth geſchminkt ſei u. ſ. w. Ich hielt das für ſchwarze Verläumdung und rückte ihr näher. Aber ach, es zeigte ſich nur zu bald, daß eine dieſer blauen Lebensquellen, welche über den Nacken herab ſich ſchlängelte, durch das fortwährende Hin- und Herziehen der blauſeidenen Schärpe völlig verſiegt war. Wie ſich die mit einemmal abgeriſſene Ader ausnahm, kann

ſich Jedes vorſtellen. Was doch dem Menſchen in der lieben Langenweile nicht alles einfallen kann! Wie bezaubernd wirkten dagegen die ungemalten weniger blendenden Schönheiten!

Die Wettkämpfe und Stiergefechte gingen glücklich vorüber, und es folgte nun das Wagenrennen. Jünglinge in römiſcher Kleidung auf zweiräderigen Bigas erſchienen in feierlichem Aufzuge und wurden von der Menge mit Beifall empfangen. Nun fuhren ſie hinter einander her, aber mit ſo zunehmender Eile, daß es endlich ausſah, als flögen ſie durch die Lüfte, wie Apollo auf dem Sonnenwagen. Das Volk jubelte, die Damen mit ihren Taſchentüchern winkten ihnen entgegen, man applaudirte und rief aus vollen Kehlen Evviva!! da ſtürzte eines der Pferde und der arme Jüngling wurde weit hinaus geſchleudert. Alle glaubten, er ſei todt, weil er regungslos dalag; endlich erhob er ſich und verbiß ſichtlich ſeine Schmerzen. Auf den Zuruf der Beifall klatſchenden Menge machte er die Runde bei den Zuſchauern, beſtieg mit lahmem Fuß und lahmem Arm eine andere Biga und — errang ſich noch mit wahrem Löwenmuth einen der erſten Preiſe.

Auf dem Platz, wo jetzt das Theater della Scala ſteht, war früher eine Kapelle der heiligen Veronika von Beatrix Scala aus Verona, Gattin des Barnaba Visconti im vierzehnten Jahrhundert wieder erbaut. Nachmals wurde das Kirchlein zu einer Kirche erweitert und erhielt den Namen der heiligen Maria della Scala. Im Jahr 1778 wurde die Kirche demolirt und das Theater an ihrer Stelle erbaut. Daſſelbe iſt eines der größten in Italien und hat ſechs Stockwerke oder Bogenreihen, deren man in jedem Rang 46 zählt. Jede der Logen hat beſondere, dazu gehörende Zimmerchen, wo ich die Leute ſoupiren, ja ſogar bei minder glänzenden Opernſtücken, Karten ſpielen ſah. Die Logen haben rechts und links zwei lange gepolſterte Bänke, worauf die Beſuche empfangen werden, die alsdann nach einander vorzurücken ſuchen, um der im

Vordergrund ſitzenden Padrona ihre Achtung zu bezeigen. Die Logen haben Verhänge, hinter denen man nach Belieben unbeachtet zuhören und auch zuſehen kann. Die unterſten Logen ſind größtentheils erbliches Eigenthum verſchiedener Familien, die ſie entweder ſelbſt benützen oder an Meiſtbietende vermiethen. Nur jene des fünften Ranges ſtehen zur Diſpoſition des Theaterunternehmers, ſo wie die Gallerie im ſechsten Stock, außerdem das Parterre und die Sperrſitze. Der gewöhnliche Eintrittspreis iſt drei Lire. Die Sperrſitze koſten das Doppelte. Die Logenplätze des fünften Ranges noch etwas mehr. Dafür hat man eine Oper und zwei Ballete.

Während meines Aufenthaltes in Mailand empfing ich nachſtehenden Brief von einem Manne, den je geſehen zu haben, ich bis heute mich noch nicht erinnern kann.

Venedig, am 11. Mai 1839.

Ohne Zweifel, mein Fräulein, erinnern Sie ſich meiner von Dresden und von Peſth, wo ich das Vergnügen hatte, Sie oft und mit Vergnügen zu hören; im Augenblick habe ich Hoffnung, auf fünf Jahre das große Theater la Fenice in Venedig zu bekommen. Welche Freude würde es mir machen, Sie auf dieſem Theater glänzen zu ſehen. Ich offerire Ihnen, wenn ich das Theater bekommen ſollte, für drei Monate 7000 Lire (öſtreichiſche Zwanziger) und die Einnahme einer ganzen Benefice-Vorſtellung. Nur muß ich Sie bitten, folgende Bedingungen mir zu bewilligen.

Nro. 1. Da auf jeden Fall es entſchieden ſein wird Ende dieſes Monats, ob ich das Theater bekomme oder nicht, ſo müßten Sie die Güte haben, alle Kontrakte, die Sie mit andern Theaterunternehmern machen könnten, abzubrechen und meine

ſichere Antwort, ob ja ob nein, bis Ende dieſes Monats abzuwarten.

Nro. 2. Muß ich Sie bitten, ja an Niemanden etwas über den Preis zu ſagen. Wir ſind in Italien, und leider iſt hier mehr der Charlatanismo zu Haus wie in andern Ländern. Man macht hier immer mit den Sängern doppelte Kontrakte, einen wahren, und einen falſchen, wo dann das Dreifache geſetzt wird; man macht das, um ſowohl ſich als auch der Actrice mehr Ton zu geben.

Nro. 3. Bei Ihrem jetzigen Aufenthalt in Mailand müßte ich Sie bitten, weder in Geſellſchaften, noch Theatern, oder unter was immer für einer Urſache, öffentlich ſich hören zu laſſen: da ich mir das Glück vorbehalten will, Sie dem italieniſchen kunſtgeſinnten Publikum ſelbſt vorzuſtellen. Nicht, daß ich im Geringſten zweifelte, daß Sie überall, wo Sie ſingen werden, furore e enthusiasmo erregen würden, aber alle haben Neider, und Sie, die mit allen Talenten und Vortheilen von der Natur begabt ſind, haben mehr zu befürchten wie andere. Da ich den erſten und berühmteſten Tenor Donzelli haben werde, wie ich ſicher hoffen kann, ſo werde ich ſolche Opern geben, in denen Sie ſowohl als auch der Tenor alle Ehrenbezeugungen erhalten können. Weil nun Donzelli berühmt iſt als Othello, ſo würde ich Sie bitten, die Rolle der Desdemona, die Sie ſchon früher mit ſo großem Beifall gegeben haben, italieniſch umzuſtudiren. Dann die Rolle im Bravo von Mercadante. Herr A. Stecchi, der mit großem Vergnügen hofft, Sie bald zu ſehen, iſt ſicher, daß Sie Ihr Glück machen werden. Bald hoffe auch ich, das Vergnügen zu haben, Ihnen mündlich zu ſagen, wie ſehr ich bin Ihr ergebenſter Diener

Cavaliere Nicolo de Karajan.

* Mittlerweile hatte mich in Mailand eine Sängerin erſucht, in ihrer Benefice-Vorſtellung einige Scenen zu ſingen. Ich wußte nun nicht, was ich thun ſollte. Das Anerbieten nach Venedig

war ſo gut gemeint, daß ich es gerne angenommen hätte, und doch konnte ich, da ich nun 20 Monate lang von meiner Stimme keinen Gebrauch zu machen fähig war, nicht wohl jetzt ſchon ein ſolches Engagement annehmen, bei dem ich nicht nur hätte Gefahr laufen müſſen, meine Stimme durch die großen Anſtrengungen, die eine ſolche Stellung mit ſich bringt, und das Um- und Neueinſtudiren von Partien obendrein, ſogleich zu ruiniren. Italien verlaſſen ohne wenigſtens einmal dort geſungen zu haben, wollte ich auch nicht, denn unſere lieben Landsleute hätten ja allen Glauben an mich verloren, wenn ich dort zu ſingen nicht den Muth gehabt hätte. Ich verſprach alſo, der Beneficiantin den letzten Akt der Desdemona aus Othello und die Liebesſcene aus Romeo zu ſingen. Alles war ſchon vorbereitet, da wurde mit einem Male die Sängerin, welche die Emilie geben ſollte, krank, und ich mußte daher auf Verlangen anſtatt dieſen Akt der Desdemona, die erſte Scene des Romeo noch ſchnell mit italieniſchem Text hinzuſtudiren. Das Gefühl, welches mich vor dem erſten Auftritt überwältigte, kann ich nicht beſchreiben. Freude und Bangigkeit kämpften mit einander. Bangigkeit, nach ſo langer Unterbrechung in einem fremden Lande vor einem ſo kritiſchen Publikum erſcheinen zu müſſen, und Freude, daß ich endlich doch wieder einmal meine kleine Bretterwelt betreten konnte, ſie, wo ſich jede Regung meines Denkens und Fühlens bei Luſt und Schmerz in voller Freiheit entfalten durfte. Alle Pulſe flogen mir, und ich weiß nicht, was ich alles für niederſchlagende Mittel angewendet habe, um das aufgeregte Blut niederzukämpfen.

Das Ritornell begann und ein Schwindel überfiel mich ſo, daß ich das Aergſte für meinen Geſundheitszuſtand fürchtete. Aber: — du mußt hinaus! rief ich mir zu, und — wie ich geſungen habe, davon weiß ich nichts zu ſagen. Stimme, Mienen und Bewegungen müſſen diesmal, auch ohne daß ich zugegen war, ihre gewohnte Schuldigkeit gethan haben. Man rief mich

nach der ersten Scene heraus und nach jener darauf folgenden mit Giulietta ebenfalls.

Nach Kurzem wurde auch das Loos über den neuen Theaterunternehmer in Venedig entschieden, allein nicht jener Herr, sondern ein Anderer bekam die Entreprise. Aber auch dieser bot mir ein Engagement an und Herr Stecchi — nun Regisseur und Singmeister daselbst — war beauftragt, mir in seinem Namen die Kontrakte zur Unterschrift zuzusenden.

Ich muß gestehen, daß ich, obgleich sonst so schnell entschieden, dennoch nicht wußte, was ich diesmal thun sollte; in Venedig gefiel es mir gar zu sehr! Der redliche Signer Stecchi, der schon früher von Bologna mit mir unterhandelt hatte, mir persönlich aber so unbekannt blieb, wie der Mann im Monde, schrieb mir im Monat Juli voll Ungeduld:

Verehrteste Fräulein!

Einen Brief von 18. Dieses samt zwei einig lautenden Kontracten für das Theater alla Fenice habe ich das Vergnügen gehalt zu senden, aber leider ich habe nicht einen Antwort erhalten; Vielleicht habe ich verfält das Haus Nro. Ich bitte gütigst nachzufragen bey dem briefträger an der postamtoffice worin diese Leute sich täglich sammeln um 11 Uhr vormittag. Sollten sie schon bereit sein zu der Reise, dass wäre mir lieber, so würden wir können noch besser di Konditionen des Kontractes abschliessen. Ich bin beiligt weil di Post augenbliklich abfährt.

Schreiben sie bald an mich ein paar Zeilen? Ihr aufrichtigster und unterthänigster Diener

A. Stecchi.

Ich entschloß mich nun rasch, wenn auch mit schwerem

Herzen, die Kontrakte zurück zu senden, worauf mir der Direktor Folgendes erwiderte:

L'appaltatore teatrale Natale Fabrici

Alla Stimmata Agenzia Scheberl **Venezia, li 25 Luglio 1839.**
Milano.

Favorito dal gratis°. di foglio 21 andante, ebbi con quello anche di ritorno le scritture, che a mezzo del S. Stecchi Le avevo inviate, e sono ben dispiacente, che per addotteme ragioni abbiamo a rimanere senza effetto. Quale e quanto grande sarebbe stato il mio genio di poter conciliare il trattato, non so a sufficenza descriverlo; ma non perdo la lusinga per questo, che quanto prima, e forse anco nella prossima Stagione di Primavera, io vedessi conchiuso tra noi un più conveniente contratto al quale scopo; poiche rilevo, che nel prossimo Ottobre Ella sideve recare a Vienna, non le sarà discara di qui passare in Venezia, perche di presenze, senza dubbio, qualche cosa concilieremo. — Mi sono anche permesso, nella supposizione di farle cosa grata, di farle conoscere il celebre Maestro Mercadante, il quale, senza dubbio, potrà giovarle moltissimo nella carriera dei Teatri d'Italia, cui ora si deside calcare. Le tante dotti, onde è ha freggiato il suddetto Sig. Maestro giustificheranno tale mio arbitrio.

Approfitto di questo incontro per protestarle la mia stima e considerazione con la quale mi dico di Lei obbl°. amiliss°. e devotiss°. servitore

Natale Fabrici.

Die Ueberſetzung dieſes Briefes würde ungefähr lauten:

Der Theater-Unternehmer Natale Fabrice

dem verehrten Fräulein
Agnese Schebest
Mailand.

Venedig,
den 25. Juli 1839.

Mit Ihrem freundlichen Schreiben vom 21. dieſes beehrt, erhielt ich mit demſelben zugleich die Papiere zurück, welche ich Ihnen durch Hrn. Sterchi geſchickt hatte und es thut mir leid, daß ſolche aus denen mir angeführten Gründen ohne Erfolg zu bleiben haben. Wie groß mein Verlangen geweſen wäre, den Kontrakt abſchließen zu können, kann ich Ihnen nicht genügend beſchreiben. Doch gebe ich deßhalb die Ausſicht nicht auf, daß ich in nächſter Zeit, ja vielleicht noch im nächſten Frühling, zwiſchen uns einen noch erwünſchteren Kontrakt abgeſchloſſen ſehen dürfte. Und da ich in dieſer Beziehung erſehe, daß Sie in kommendem Oktober ſich nach Wien zu begeben haben, ſo wird es Ihnen nicht unlieb ſein, über Venedig dahin zu gelangen, denn in perſönlicher Anweſenheit werden wir ohne Fehl etwas verabreden. Ich habe mir erlaubt, in der Vorausſetzung, Ihnen etwas Angenehmes zu erweiſen, Sie mit dem berühmten Maeſtro Mercadante bekannt zu machen, welcher ohne Zweifel Ihnen in der Laufbahn des ital. Theaters, die Sie jetzt betreten, ſehr nützlich wird ſein können.

Die vielen Talente, mit welchen beſagter Hr. Maeſtro ausgeſtattet iſt, werden dieſe mir genommene Freiheit rechtfertigen.

Ich benütze dieſen Anlaß, um Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit auszudrücken, mit der ich mich nenne Ihre Wohlgeboren ganz ergebenſter Diener

Natale Fabrice.

Er ſchrieb mir noch einen zweiten Brief, worin er wegen eines Engagements zum nächſten Frühjahr ſein „ſehnlichſtes Verlangen" ausſprach, was ich bis dorthin am Ende auch noch

angenommen hätte, wär' ich mit dem Theaterunternehmer des Wiener Hofoperntheaters meiner Gaſtſpiele wegen in Ordnung gekommen. Dieſer Direktor unterhandelte jedoch vom Monat Juli bis Oktober ununterbrochen mit mir fort, und da ich durchaus darauf beſtand, daß man für meine Gaſtſpiele folgende Opern einſtudiren müſſe: Iphigenia, Fidelio, Titus, ſo brachte ich den guten Signor B. durch meine Beharrlichkeit zur größten Ungeduld, denn er war verpflichtet, während der Zeit der deutſchen Opernſtagione noch fünf Opern, zwei neue und drei ältere, zur Aufführung zu bringen. Er bat mich, doch um Alles in der Welt nicht darauf zu beſtehen, daß man obige alte Opern für mich einſtudiren ſoll, ich könne ja auch im Pferd von Erz, in der Ballnacht, in der Nachtwandlerin, in der Zauberflöte, im Figaro und der Entführung aus dem Serail Furore machen.

Da ich nun aber weder im Pferd von Erz noch in den andern Opern einſtudirt war, es auch für eine größere Ehre hielt, in jenen von mir bezeichneten Parthien mich vor meinen lieben Landsleuten wieder hören zu laſſen, anſtatt die tauſendmal abgeleierten italieniſchen und franzöſiſchen Klingeleien zu wiederholen, verſchob ich die Ehre, in Wien zu ſingen, für eine Zeit, wo die Direktion durch Umſtände weniger verhindert ſein werde, meinem — alten Geſchmack zu Liebe die nöthigen Vorbereitungen machen zu können.

Es verlangte uns nach der Mutter und wir reiſten über den majeſtätiſchen St. Gotthard vorerſt nach Zürich, wo ich unter der Direktion von Mad. Birch-Pfeifer mehrere Vorſtellungen gab.

Während meiner Gaſtſpiele brach Rebellion aus, nicht etwa meinetwegen, ſondern — um des heiligen Glaubens willen. Die Leute behaupteten, man wolle ihnen den lieben Gott wegnehmen und haben ſich mit Blut und Leben dagegen gewehrt, der liebe Gott iſt aber heute noch, wie von Anbeginn der da, und jene armen Menſchen würden es ſicherlich gefühlt haben, daß er

in friedliebenden Seelen wohnt, wären sie nur, statt mit Dreschflegeln und Morgensternen auf einander loszugehen, geduldigen Sinnes in das stille Kämmerlein ihres Herzens eingekehrt. — Der hohe Rath von Zürich war darüber in Noth, die Madame Birch-Pfeifer war in Noth, ich auch, denn ich fürchtete durch eine voreilige Abreise unversehens einer bewaffneten Schaar in die Hände zu kommen. Endlich wurde beschlossen, daß mich Madame Birch-Pfeifer nur singen lassen möge, dadurch würden die Leute doch auf andere Gedanken gebracht. Um nicht durch die Stadt zu müssen, da wir beide vor dem Thore wohnten, sie in Wolleshofen, ich über dem See, ihr gegenüber, so kamen wir die Stadt im Rücken, per Schiff zueinander und die lebensfrische, umsichtsvolle Frau wirkte wahrhaft herzstärkend auf meine gesunkene Zuversicht. Denn obgleich ich mit wahrem Löwenmuth mein Heldenschwert sogleich loszog, sobald es nämlich in meiner Rolle vorgeschrieben stand, so hätte ich unter diesen Schaaren mir doch nicht zu helfen gewußt.

Um die Leute durch kriegerische Leidenschaften nicht zu steigern, mußte ich den schmachtenden Langweiler Tancred singen. Dieser zahme Liebesheld ist eben so wenig dazu geeignet, die Gemüther zum Streit zu erhitzen als es die darauf folgende Emeline in der Schweizerfamilie war. Madame Birch-Pfeifer konnte jedoch ihr Gelüste nach einem Stückchen feurigen Lebens und innigen Seelenkämpfen nicht überwinden und setzte mit kühnem Muthe Romeo an. Bei der Wiederholung dieser Oper hatten jedoch die kampfgerüsteten Züricher ihre Mordwaffen längst abgelegt und brachten dem Liebeshelden Sträuße und Kränze.

Ich ging nun mit den neuen Lorbeeren und dem freundlichen Eindruck, den die gemüthvolle Frau, deren generöser Charakter für eine Theater-Direktorin viel zu gut war, nach meiner lieben Heimath, da ich durch anderweitige Gastspiele doch noch nicht so schnell auf meine Gesundheit losstürmen wollte.

Die Mutter und unſer Doktor waren nicht wenig erſtaunt über das Meiſterſtück, das ich als Arzt an meiner Schweſter vollzogen. — Wer übrigens bruſtkrank oder heiſer iſt, dem rathe ich, mit einer Hemöopathie in der Taſche an den Lago Maggiore auf die Isola madre oder nach Venedig zu ziehen, dort kann ihm ſicher geholfen werden, wenn irgend Hülfe noch möglich iſt.

Bei meiner Ankunft in der geliebten Heimath wurde ich durch einen lieben Brief von Freund Neukomm freudigſt überraſcht, der ſich wiederum auf einem „Abſtecher“, und zwar dießmal nach Konſtantinopel, befand und auf dem Rückweg bei uns einzukehren verſprach, was er auch hielt.

Ferner wurde mir durch einen Theater-Agenten, Mr. F. J. Collignon, exdirecteur de Spectacles zu Paris, im Namen des General-Direktors des kaiſerl. Theaters zu Petersburg, Hrn. v. Gedeonoff, ein Anerbieten gemacht, worin ich für drei Jahre engagirt werden ſollte. Der Gehalt für jedes derſelben war 25000 Silberrubel per Jahr und für jede Vorſtellung 100 Silberrubel Spielhonorar, nebſt einer alljährlichen Benefice-Vorſtellung. Das war ein großartiges Anerbieten. Allein ich war durch lange Leiden furchtſam geworden und wollte nun, kaum erſt wieder geneſen, nicht ſogleich nach Petersburg, wo man für eine glänzende Ausſicht mit einem Mal ſein Stimmen-Capital verlieren kann. Ich verſchob es daher für das nächſte Jahr und gedachte, mich vorerſt langſam gegen Norden einzuſingen.

Bevor ich zu einem neuen Ausfluge mich rüſte, möchte ich mir nur die Bemerkung erlauben, daß man die enger zuſammengefaßten Ereigniſſe, bei denen ich von nun an alle Nebendinge unerwähnt laſſe, die Einem auf Reiſen und insbeſondere einem Künſtler vorkommen können, nicht als Neigung zur Flüchtigkeit deuten möge. Um meine verehrten Leſerinnen ein wenig in das Innere alltäglicher Thätigkeit und einfacherer Erlebniſſe hineinblicken zu laſſen, habe ich ſchon bei meinen früheren Reiſen, wie

ich glaube, ſo ausführlich geſchrieben, daß ich fürchte, gelangweilt zu haben. Aber dennoch ſcheint es mir faſt nöthig zu ſein, auch darüber Einiges zu ſagen.

Ich gedenke mich nun um ſo kürzer zu faſſen und nur das Ungewöhnliche, noch nicht Erlebte hervorzuheben. Lorbeeren, Blüthenkränze und empfängliche Gemüther gibt es auch im Norden, und ſomit weiß man, daß dem Künſtler auch dort ſolche geſpendet werden.

Vor meiner Abreiſe aus Nürnberg wurde ich noch durch folgenden Brief meines alten verehrten Meiſters Mikſch aus Dresden freudig überraſcht:

Meine innigſt geliebte Freundin!

Jeder Verſuch, Dir meine Freude über Deinen Brief vom 11. Oktober d. J. mit Worten auszudrücken, iſt vergebens. Ich kann daher nur im Stillen dem Himmel danken, daß Du bei allen Schlägen des Schickſals Dich wie ein Held benommen haſt, den man nicht allein achten, ſondern auch bewundern muß, weil Tauſende in Deiner Lage dem Kampfe unterlägen wären.

Deine Beſchreibung von Venedig hat mich entzückt, und was Du von der ..... über ihr Spiel und ihren Geſang ſagſt, unterſchreibe auch ich. Sie hat mich in allen ihren Darſtellungen, welche ſie in Dresden gab, nur im Barbier von Roſſini ganz befriedigt, weil ſie als Deutſche eine ächte naive Italienerin trotz ihres Alters und Figur darzuſtellen wußte. Von einem ſchönen Ton ihrer Stimme kann bei einer Sängerin mit ſo außerordentlicher Koloratur wohl nie eine Rede geweſen ſein. Ihr Spiel iſt national ächt italieniſch, aber nicht plaſtiſch; in tragiſchen Scenen, wie z. B. im Othello, übertrieb ſie ſo, daß ſie einer Furie glich, wodurch der Ton ihrer Stimme einen Schimmer von dem eines alten Caſtraten erhielt; welches jedes muſikaliſche Ohr beleidigen mußte.

Du haſt ſehr klug gethan, das Engagement nach Venedig auszuſchlagen. Venedig ſowohl als alle Städte Italiens ſind für reconvalescirende Sängerinnen keine Oerter, wo ſich Schonung zu erholen wäre. Ich wünſche Dir viel Glück zur Reiſe nach Weimar, und bitte Dich ja recht ſehr, ſogleich zu melden, wie Du allda aufgenommen werden biſt, und ob Du in Leipzig ſingen wirſt. Vielleicht erlaubt es meine Geſundheit, daß ich Dich allda beſuche. Mein Heinrich grüßt Dich tauſendmal. Er iſt als Arzt in dem hieſigen Stadtkrankenhaus angeſtellt. Ich habe mich unterdeſſen aller früheren beſchwerlichen Dienſtgeſchäfte entledigt, und treibe die Kunſt blos als Liebhaberei, wenn ich irgendwo eine gute Stimme finde, die des Ausputzens verdient. Ich überſende Dir mit gegenwärtigem Schreiben ein Paar lithographirte Abdrücke von meinem ſehr alten Geſicht, wovon ich einen für Dich und den andern für Deine Schweſter beſtimme. Meine Schüler in Dresden haben ſich ihren Schulmeiſter abbilden laſſen, um ſich ſeines Geſichtes zu erinnern, und da ich Dich für meine vorzüglichſte Schülerin halte, ſo nimm es mit der Ueberzeugung an, daß er Dich am meiſten liebt und verehrt.

Dresden, am 6. Nov. 1827.

Johannes Mikſch.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt bei der geliebten Mutter, wobei ich auf Nürnbergs Bühne hie und da eine Parthie ſang, reiſten wir nach Weimar. Sextus im Titus war hier meine erſte Rolle, Fidelio meine zweite, alsdann folgte ein Hofkonzert und dann die weiteren Gaſtſpiele. Nach dem Hofkonzert hat meine Schweſter der Mutter folgendes berichtet:

Weimar, den 9. Dec. 1839.

Aufgepaßt!

Hübſch andächtig und langſam geleſen. Mein liebes Müt-

terchen! Freuen Sie ſich mit uns, eben hat Agnes einen wundervollen Schmuck von Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Frau Großherzogin geſchenkt bekommen: Ein Halsband und Ohrenringe von Gold, guten Perlen und mit Bouquetchen von bunten Steinchen gar ſehr geſchmackvoll verziert. Beim Fidelio war ein ſolcher Jubel, ein Applaudiren und Herausrufen, wie es nur dem großen Devrient bei ſeinen Gaſtſpielen zweimal widerfahren ſei. Morgen geben wir zu Frau von Göthe. Bei Genaſts wohnten wir jüngſt einem unvergleichlichen Abend bei. Dreiſchock ſpielte ergreifend und bezaubernd ſchön. Herr und Frau Genaſt ſind biederſinnige liebevolle Menſchen, deren Güte wir viel zu verdanken haben ꝛc.

Nach Beendigung meiner Gaſtrollen in Weimar folgte ich einer Einladung nach Göttingen; wie es mir dort erging, ſchildert gleichfalls ein Brief meiner Schweſter.

Göttingen, den 9. Jan. 1840.

Liebes Mütterchen!

Seit zehn Tagen ſind wir in dem heiteren Göttingen. Der hieſige Direktor ſchrieb, als Agnes in Weimar ſang, ob ſie nicht auch Göttingen mit ihrem Beſuch beehren wolle, da ja doch noch alle berühmten Sängerinnen hier geſungen hätten. Wozu jedoch Agnes gar keine Luſt bezeugte, nur auf mein Zureden gab ſie nach.

Als wir nun glücklich hier angekommen waren, ſind wir auch ſogleich von Sr. Durchlaucht dem Prinzen N. zu einem Soupée eingeladen worden, um das alte Jahr fröhlich zu beſchließen. Ein traulicher Kreis von Gelehrten und Profeſſoren war hier verſammelt, und jeder gab ſich Mühe, durch ſeinen Geiſt den Abend zu verherrlichen. Am andern Tag waren wir wieder zu einem großen Mittageſſen eingeladen, wo ſich die Erſten der Stadt und meiſtens gelehrte Herren: Profeſſoren, Juſtizräthe und Doktoren einfanden. Sie können ſich vorſtellen, wie wir zwei ungelehrte Frauenzimmerlen uns dabei ausnahmen.

Vorgestern war Norma, worin Agnes mit Kränzen und Blumen überschüttet wurde. Es ist hier bei 30 Thaler Strafe untersagt, nicht zu applaudiren, deßhalb auch aus besonderer Vorsicht die Polizei an allen Ecken zur Aufrechthaltung der Ruhe aufgestellt war. Norma erschien und wurde mit einem wahren Hagelwetter von Applaus empfangen. Wem sollte man nun die 30 Thaler abfordern? Nach der Vorstellung wurde unser Wagen ringsherum von Polizeidienern begleitet, denn die Studenten hatten ausgemacht, die Pferde aus- und sich einspannen zu wollen. Im feierlichen Trabe ging's nun langsam voran, als wäre Agnes der erste Mordbrenner und Räuberhauptmann, den man seiner verbrecherischen Streiche halber zum letzten Gange geleiten müsse. Man wollte ihr eine Nachtmusik bringen, aber dagegen wehrte sich die hohe Polizei mit dem strengen Ausspruch, daß dergleichen erst nach Hannover berichtet werden müsse. Da nun die Jugend nichts unternehmen durfte, so hielten die ernsteren Häupter der Stadt, der Herr Stadtsyndikus obenan, noch am selben Abend in unserem Gasthof eine Raths-Versammlung und es wurde beschlossen, am folgenden Tage ein großes Mittagsessen zu geben, wobei Agnes mit einem dreimaligen Tusch empfangen wurde, und bevor man noch Platz nahm, füllten die Herren ihre Gläser und tranken im Champagner auf Agnesens Gesundheit, wozu der Herr Professor der Aesthetik in gar sinniger Weise einige begeisterte Worte sprach. Nach Tische wurde ihr beifolgendes Gedicht überreicht, nebst einem sehr schönen Pokal, welchen ihr die verehrte Gesellschaft zum Andenken gab.

Es geht eben nichts über eine Universität! Schade, daß ich kein Justizrath geworden bin. Morgen sind wir in der lieben Familie des Herrn Professor Oesterlin, Bruder des Herrn Stadtsyndikus, eingeladen, der die Güte hat, Agnes in einem Moment aus Norma durch seine Kunst zu verewigen u. s. w.

Noch größere Geschäfte hatte die Polizei bei der zweiten

Vorſtellung, ja, man drohte endlich ſogar vor Beginn der dritten, daß wenn ſich die Zuhörer nicht ruhiger verhalten, dieſe genöthigt wäre, mir als „Unruheſtifterin" das fernere Auftreten geradezu unterſagen zu müſſen. Da ich nun aber nicht mehr als drei Vorſtellungen zu geben Zeit hatte, weil ich nach Schwerin mußte, und das Publikum ſich von dem fortwährenden Commando der Polizei durchaus nicht knechten laſſen wollte, im Gegentheil, Enthuſiasmus und Empörung ſich immer mehr Luft zu machen ſuchte, ſo reiste ich zum Frieden der Polizei ab. Es iſt doch ein eigenes Gefühl, unter polizeilicher Aufſicht ſingen zu müſſen. Bei jedem warmen Seelenausdruck mußte ich fürchten, die Zuhörer aufzuregen und die Polizei zu beleidigen und da nun einmal die Feuerköpfe einer Univerſität oft mehr geiſtige Empfänglichkeit in ihren Käppchen haben, als ſo ein Ruhebrüter im ganzen Hirn, ſo mußte ihnen der Dienſt im Tempel der Kunſt eine wahre Höllenplage geworden ſein.

In Schwerin, wo ich nachdem ſang, wurde das Fünkchen polizeiwidriger Zündſtoff, das mir ein gnädiges Geſchick verlieh, nicht mit ſolcher Aengſtlichkeit überwacht. Im Gegentheil hat hier ſogar Ihre Königliche Hoheit, die kunſtliebende, ſchöne und liebenswürdige Frau Großherzogin mit wahrer Engelsgüte meine Beſtrebungen durch alle möglichen Beweiſe innigſten Wohlwollens ermuntert. Nicht genug, daß Sie in Geſellſchaft ihres hohen Gemahls ſo mancher Opernprobe mit aufrichtigſtem Intereſſe beiwohnte, und mich bei einem Beſuch in ihrem Schloſſe mit einem koſtbaren Armband höchſt eigenhändig ſchmückte, auch zu einem Hofball waren wir eingeladen, wo mich die edelſte Frau für Sr. Königliche Hoheit den Herrn Großherzog zu einem Ehrentänzchen engagirte.

Während einer längeren Reihe von Gaſtſpielen ſtudirte ich zum Geburtsfeſt von Ihre Königl. Hoheit eine neue Parthie ein, die Mechtildis, Tochter Heinrichs des Löwen, in der intereſſanten

und originellen Oper: die Obotriten, Text von Christian Dahn, Musik von P. Lappe, einem Mitglied des großherzoglichen Hoforchesters. Nach der Vorstellung wurde mir im Auftrag der allerhöchsten Herrschaften eine Serenade gebracht, worauf ich mit bewegtem Gemüth für alle empfangene Huld und ächte Hoheit fürstlicher Herzen einem Rufe nach Hannover folgte.

Das Verhältniß zwischen Fürst und Volk war in Schwerin freilich ein anderes, als in Hannover; hier wußte man oft nicht, soll man sich die Gunst des Herrschers lieber wünschen oder die des Publikums, was dieser in Schutz nahm, darüber sahen jene nicht selten scheel drein und man hatte daher mitunter vor und hinter den Lampen zugleich eine Comödie. Ein gar heiterer und geistreicher Theaterdirektor war der Dichter Herr von Holbein; er, sowie der geniale und gemüthvolle Kapellmeister Marschner glichen wahren Himmelsleuchten an dem Horizont jenes Musensitzes. Während meiner Anwesenheit hatte der Herr Kapellmeister die Güte, die Jüdin in seiner Oper Templer und Jüdin, die bekanntlich eine der höchsten Gesangpartien ist, für meine Stimmlage einzurichten. Ich freute mich, mein Repertoire durch eine so interessante und dankbare Rolle bereichert zu haben. Leider konnte ich sie außer in Riga und Nürnberg nirgends während meiner Anwesenheit zur Aufführung bringen, ein Beweis, welche Pietät man für unsere deutschen Meisterwerke hegt. Nachdem ich während der Monate März und April in Hannover gastirt hatte, machte ich einen Abstecher nach Bremen und folgte alsdann einem Rufe nach Berlin. In Brandenburg angekommen, erreichte
1840. uns die traurige Nachricht von dem Ableben Sr. Majestät des Königs von Preußen. Mit Einemmale in ein Land versetzt zu werden, wo auf jedem Gesicht ungeheuchelte Trauer zu lesen war, ist für einen harmlosen Zugvogel niederbeugend. Wir erwarteten die nächste Post, um zu hören, auf wie lange das Hofoperntheater in der Residenz geschlossen bleiben wird. Da hieß es, sechszehn

Tage, die Hoftrauer aber ſolle drei volle Monate währen. Es iſt das eben kein glückliches Ereigniß für einen Künſtler, der unter eine ſolche Kataſtrophe geräth. Dennoch wurde die Zahl meiner Rollen erhöht. Bei dieſem meinem zweiten Künſtlerausflug haben die Intendanzen der größeren Hoftheater, jede meiner Rollen durch das Doppelte als ich früher erhielt, honorirt; und ich empfing nun für den Abend 20 bis 25 Louisd'or. Die Direktionen zu Frankfurt und Hamburg, die gegenwärtig umſonſt mit mir unterhandelten, da meine Zeit auf lange hinein verſagt war, fügten für jede Rolle noch die Einnahme einer Benefice-Vorſtellung bei. Dieſe Propoſitionen wiederholten ſie ſpäter noch einmal vor dem Schluſſe meiner künſtleriſchen Thätigkeit.

Während dieſer Zeit wurde auf dem Schloſſe von Sanſouci zur Gedächtnißfeier der hochſeligen Königin Louiſe Mozarts Requiem aufgeführt. Am Abend vorher trat Graf von Redern, Intendant des Königl. Hoftheaters, bei mir ein; er kam im Allerhöchſten Auftrage, mich zu veranlaſſen, daß ich einige beliebige Geſangſtücke darin übernehmen möge. Mich dauerten die armen Sängerinnen, die ſich wochenlang abgemüht hatten, und nun mir ihre beſten Geſangſtücke überlaſſen ſollten; doch erfüllte ich den ehrenvollen Auftrag allerdings mit größter Freude. Dann beſuchte mich der General-Muſik-Direktor Ritter von Spontini und wir wählten miteinander die Stücke aus, welche ich im Requiem übernehmen ſollte. Er zeigte ſich immer ſo wohlwollend und theilnehmend, daß ich ihm gerne volles Vertrauen in allem was er mir rieth, ſchenkte. Nun erklärte er mir aber mit Bedauern, daß es gänzlich unmöglich ſei, irgend eine Probe mit dem Orcheſter und den Sängern vor der Aufführung zuſammenzubringen. Man wird ſich meinen Schreck leicht vorſtellen können.

Ich hatte das Requiem ſeit meinem Aufenthalt in Peſth, wo ich es für unſern hochſeligen Kaiſer Franz geſungen, nicht wieder zu executiren Gelegenheit gehabt. Und nun ſollte ich unter

einem fremden, ſo gewaltigen Dirigenten ohne irgend ein Ineinanderüben mit dem Orcheſter eine ſolche Aufgabe würdig löſen, und mich nicht der Sünde und Schande fürchten. Ich hätte weinen mögen vor Wehmuth. Nach einer ruheloſen Nacht, holte mich am folgenden Morgen Herr v. Spontini mit ſeiner Frau nach Potsdam ab, denn das Requiem wurde, ſo viel ich mich erinnere, Nachmittags 3 Uhr aufgeführt. Wir traten in den Saal, es war noch keine Seele darin, alle Glieder zitterten mir vor Mozart's Geiſt, denn, daß ich ſeinem Werk unter ſolchen Umſtänden nur die größte Schande machen könne, das ſtand feſt in mir. Und was werden die hohen Herrſchaften von deinem ſtümperhaften Geſinge halten! rief ich mir zu. Bleich und kummervoll ſtand ich in einer Fenſterniſche, da ſtellte ſich Spontini mit wahrhaft feierlicher Grandezza auf die Tribüne und fing an inmitten des leeren Saales ohne Orcheſter zu dirigiren, und ich zu ſingen. Er nahm die Tempi viel langſamer als man ſie anderwärts zu nehmen pflegt und ſchlug gewöhnlich nicht nur das erſte, ſondern auch das zweite Viertel hinunterwärts, ſo daß ich bisweilen nicht wußte, in welchem Viertel ich ſtehe. Bei dem langſamen Zeitmaß aber iſt auch die Anwendung des Portomento der Stimme von weit größerer Wichtigkeit, denn es erfordert hiebei nicht nur die genaueſte Eintheilung des phyſiſchen, ſondern auch des rhythmiſchen Athmens, des phyſiſchen, um der Bruſt die nöthige Luft bei gewiſſen Tönen und Paſſagen zuzuführen und ſie ſo wie die Deklamation nicht auf unäſthetiſche Weiſe unterbrechen und verunglimpfen zu müſſen, und des rhythmiſchen, um, wo es erforderlich iſt, den Ausdruck beider zu heben und zu accentuiren. Ach, und meine Bruſt wurde immer beklommener und der Athem immer kürzer, denn Spontini wuchs vor meinen Augen zu einem rieſenhaften Perpetuum mobile, unter deſſen weißem Stäbchen ich mein letztes Stündlein herannahen fühlte. Es wäre ja leicht geweſen, hätte ich mir nur eben wie tauſend Andere nichts daraus gemacht, wie ich die Stücke

ſinge, ſo ein Mozart trägt ſeine Sänger ſchon durch. Auch hatte ich ja die Melodien ganz ſicher inne, und meine Tonzeichen, Athemzüge u. dergl. die Nacht vorher genau angegeben, allein ungeſchickte Leute wollen nicht nur äußerlich die Dinge ſchnell erfaſſen, ſondern das was ſie geben mit ganzem Herzen und Gewiſſen erſt ſorgſam gepflegt haben, ſoll es ihnen wohl darin werden. Es iſt nichts beleidigender in religiöſer Muſik, als jener monotone Ausdruck der Stimme, worin ſich der Sänger mit breitem Rücken gleichſam an ſeinen Text anlehnt und während einer ganzen Cantilene durch Schwerfälligkeit und materielle Selbſtgenügſamkeit breit zu machen ſucht. Während doch die Demuth des Herzens, ſein Leiden wie ſeine Sehnſucht nur durch ein ſanftes Anſchwellen und Abnehmen, ein ſanftes Hinübertragen und inniges Emporheben der Stimme wahr und innig ausgeſprochen werden kann.

Doch um dieſes Alles mit Ruhe und phyſiſcher Sicherheit ausführen zu können, gehörte doch wenigſtens eine Orcheſterprobe? — Die Mitglieder deſſelben kamen allmälig herbei und auch der Königl. Hofſtaat. Während ſich dieſe und jene verſammelten, hielten wir in einem Winkel der Tribüne auf das Allerheimlichſte eine Art Quartettprobe, bei der ich mit leiſer Stimme meine Soli durchſummte. Wie es mir nach ſolcher Spielerei bei der Execution zu Muthe war, will ich nicht beſchreiben, obgleich Herr v. Spontini mir nach jedem glücklich überſtandenen Muſikſtück ſeine vollſte Achtung bezeugte, ſo muß ich denn doch geſtehen, daß es mir bei dieſer Forcetour ganz unheimlich war. Ich möchte wohl wiſſen, was der unſterbliche Komponiſt geſagt hätte, wenn man einer fremden Sängerin zugemuthet, ſie ſolle ohne Probe auch nur eine Scene aus ſeiner Veſtalin ſingen? Er mußte mich für leichtfertiger gehalten haben als ich bin, oder viel Vertrauen zu mir gehabt haben, um für unſern Mozart weniger in Sorge zu ſein? —

Als mich Graf v. Redern wieder beſuchte, brachte er mir im

Namen Sr. Majeſtät ein koſtbares, höchſt geſchmackvoll gearbeitetes Bracelet, welches mit einem großen arabiſchen Rubin und Brillanten geſchmückt iſt. Wenn ich mir auch ſagen mußte, daß dieſes koſtbare Geſchenk für meine ſchwache Leiſtung ein unverdienter Lohn war, ſo kann ich doch verſichern, daß wenn der Königliche Geber und — Vater Mozart — mir bei der Löſung meiner Aufgabe in die Seele geblickt, ſie wenigſtens erkannt hätten, daß ich mit **ganzem** Willen das Beſte leiſten wollte.

Schon früher in Stuttgart wurde ich durch einen der berühmteſten Künſtler, der wohl je Deutſchlands Bühnen geziert, mit einem Lorbeerkranz überraſcht. Da nun das zu den Seltenheiten gehört, wenn Künſtler anderen Talenten Lorbeeren brechen, ſo dürften beifolgende Zeilen, welche auch hier einem duftenden Kranze beigefügt waren, wohl Manchem, der den verewigten Künſtler geſehen, Intereſſe gewähren.

Meine theuerſte Freundin!

Ich bin ſo ſehr ein Bauer geworden (in Lützow nämlich), daß ich Berlin nur, wenn ich muß und bei außerordentlichen Veranlaſſungen beſuche. Ich habe Ihren mir unvergeßlichen Künſtlerwerth in den Rollen des „Romeo“ und der „Norma“ auf's neue mit wahrem Herzjubel empfunden und bringe Ihnen dafür, wie ſich's gebührt, meinen wärmſten Dank! Es iſt der Dank eines Collegen, der ſich Ihnen verwandt fühlt und Gottes Segen auf Sie herab erfleht! Reiſen Sie neuen Freuden — neuem Glück entgegen und denken Sie ja zuweilen an Ihren

aufrichtigen Verehrer

Seydelmann.

Herzlichen Gruß Ihrer liebenswürdigen Schweſter!

Bei den hohen Feſtlichkeiten in Königsberg, wo der neue Regent von allen Ständen ſeines Reiches die Huldigungen empfing,

wurde zur Feier eines Abends Händels Meſſias aufgeführt; wobei mir gleichfalls der ehrenvolle Auftrag geworden, mehrere Soli zu übernehmen. Es war ein impoſantes Feſt. Durch alle Straßen waren Bogengänge von Blumenguirlanden gezogen. Großartige Pforten und Triumpfbogen waren daſelbſt aus friſchem Grün erbaut. Das Schönſte aber war das alte Schloß; das Innere des Hofes prangte in dichtbedeckten Mooswänden, vor denen ſich Bäume und Blumengewinde in und übereinander ſchlingend erhoben. Die Treppen, Gänge, Corridors, ſo wie der ungeheuere Saal waren ebenfalls auf das geſchmackvollſte verziert. Die Herren und Damen ſtrahlten von Glanz; und nun erſchien der König mit ſeiner hohen Gemahlin und wurde durch eine Feſtcantate feierlichſt begrüßt.

Ein hoher Herr, welcher neben mir ſtand, ſagte am Schluſſe derſelben voll aufwirbelnder Entzückung: Es geht doch nichts über den Händel! Ich entgegnete ihm: Durchlaucht werden entſchuldigen, das war nicht von Händel, ſondern von einem Königsberger Componiſten. So, es war aber auch ſchön! erwiederte er, indem er ſich mit leichter Wendung entfernte und glückwünſchend dem Componiſten zueilte.

Ob im weiteren Verlauf des Abends der Händel'ſche Meſſias oder Se. Majeſtät der König eine größere Märtyrerrolle ſpielen mußte, weiß ich nicht. Erſterer wurde alle Augenblicke durch das donnernde Vivatrufen der das Schloß umwogenden Menge unterbrochen, der König hingegen wurde nach jedem Muſikſtück von einer neuen Deputation glückwünſchend umringt.

Am 9. September wurde mir im Namen Sr. Majeſtät ein zweites prachtvolles Armband durch Hr. v. Meyerinck überreicht.

Ich ſang darauf noch in mehreren Opern und da ich bis zum Beginn meines Gaſtrollencyclus in Riga noch übrige Zeit hatte, folgte ich noch vorher einer Einladung des freundlichen Herrn von Holtei nach Danzig.

Dort wurde ich leider wieder von meinem alten Uebel heimgesucht, deſſen ich ſchon früher einmal erwähnte. Wie beneidete ich jene roth und blau bemalte Italienerin, die ſich wohl nie ſo gequält durchgeſchleppt haben mag.

Auf der Reiſe zwiſchen Königsberg und Elbing wurde mir trotz der geladenen Piſtolen, die wir im Wagen hatten, der obere Koffer an meinem Wagen abgeſchnitten. Was helfen einem Frauenzimmer aber auch ſolche Mordwaffen? ein Mann muß dabei ſein, der ſo viel Muth hat, wehrloſe Mädchen vor Schelmenſtreichen zu ſchützen. Aber du lieber Gott, da weiß man oft nicht, ob ein Beſchützer oder ein Kofferabſchneider mehr Vertrauen verdient und fährt darum in bitterſter Noth ſchutzlos einem Schelmenſtück entgegen. Wir hörten es ganz gut, als man den Koffer ablöste; auch den unteren größeren würde man wohl mitgenommen haben, wär' er nicht angeſchraubt geweſen. Wir ſahen es auch wie einige vermummte Männer während des langſamen Fahrens zu unſern Wagenfenſtern hereinblickten, allein wir ſchwiegen, aus Furcht und zugleich um ſie glauben zu machen, es ſeien lauter handfeſte Burſche darin, mit denen nicht gut anzubinden iſt. In Elbing angekommen, ließ ich ſofort eine Anzeige an die Polizei ergehen, habe jedoch meine Sachen nicht wieder bekommen. Dagegen fand man den Koffer am nächſten Tag leer an eine Mühle angelehnt. Die Schätze, die ſie darin fanden, konnten für ſie keinen Werth haben, denn es waren nur Spitzen- und Blondengarnituren und die Leibchen von meinen ſämmtlichen Kleidern, die zur Schonung, damit ſie nicht ſo verdrückt werden, ſtets von den Röcken abgetrennt wurden. Ich aber hatte dadurch immer einen bedeutenden Schaden, denn da ich von den meiſten Stoffen nichts Aehnliches bekam, ſo mußte ich mir lauter neue Kleider anſchaffen. —

Nachdem nun Hr. v. Holtei alles gethan hatte, um meine Gaſtſpiele mit aller Güte und Freundlichkeit nach Kräften zu

unterſtützen, reiste ich im November 1840 nach Riga, wo ich während eines dreimonatlichen Aufenthaltes eine lange Reihe Vorſtellungen gab. Dem Gouverneur der Stadt und der Banquierfamilie Wehrmann empfohlen, war ich in geſelliger Hinſicht hinlänglich geborgen. Als ich mich nun gründlich genug überzeugt hatte, daß das Reiſen im Norden für meine Stimme nicht nachtheilig war, frug ich in Petersburg an, ob ihnen mein Beſuch jetzt erwünſcht käme. Da lud man mich für ſpätere Monate ein.

Meine Schweſter, welche nicht nur das nordiſche Klima fürchtete, ſondern auch nach einigen kleinen Verſuchen in der Oper die traurige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ſie ihrer Geſundheit wegen nie mehr an's Singen denken dürfe, war ſchon von Elbing aus nach Nürnberg zurückgekehrt, um ſich daſelbſt dem Fache der bildenden Kunſt, für welche ſie von jeher Talent und Liebe hatte, zu widmen. Ich reiste nun mit Karolina allein.

Welches Vergnügen uns aber dabei geworden, ſchildert nachſtehender Brief.

Tauroggen vor der preußiſchen Gränze,
den 15. Febr. 1841.

Nun hab' ich die barbariſchen Kunſtreiſen ſatt, herzlich ſatt, und wenn hunderttauſend Rubel in den nächſten Monaten zu erholen wären (auf die Lorbeeren in Rußland thut man ſich ohnedem nicht viel zu gut), ſo reiſe ich dieſen Winter doch nicht weiter als bis Warſchau, denn ich liebe meine Geſundheit und Stimme immer noch mehr als Gold und Silber.

Gerne glaube ich, daß die Sänger auf den Reiſen im hieſigen Lande und auf ruſſiſche Weiſe ausgeführt ihre Stimme verlieren können. Hier fährt man nur in Kibitken, kleinen offenen Schlitten, die innen mit Stroh und außen mit Leinwand bedeckt ſind, aber vornen immer hübſch offen bleiben, daß man ſich die Naſe erfrieren kann. In einem ſolchen Fuhrwerk ſoll ich die

Reiſe nach Warſchau, Moskau und Petersburg machen, um mir einige Tauſend Rubel am Leibe zu erfrieren? — O nein, das laſſen wir bleiben. Herr v. Helmerſen, der zweite Direktor in Petersburg, lud mich im Namen des Hrn. v. Gnédeonoff ein, erſt nach Oſtern zu kommen, weil in den nächſten vierzehn Tagen die Bühne der Faſtenzeit wegen geſchloſſen bleibt und meine frühere Reiſe dahin zwecklos wäre. Ich nahm mir alſo vor, die lange Zeit der Faſten auf die beſte Weiſe zu benützen, wollte über Wilna nach Warſchau, von dort über Minsk nach Moskau und dann nach Petersburg. Ja ſchön! In Riga ließ ich mir einen Paß nach Wilna ausſtellen — man bekömmt hier nur von einer Stadt zur andern einen ſolchen, den man alsdann immer theuer genug bezahlen muß. Mein ehrlicher deutſcher Paß wurde mir ſchon in Mitau auf der Reiſe nach Riga abgenommen, den ſehe ich aber nie mehr wieder. Von Mitau nach Schawl blieben wir nur zweimal ſtecken. Von Schawl aber nahm ich deßhalb anſtatt drei — vier Pferde, weil wir hörten, der Weg würde ſchlechter bis nach Radziwil. Nicht eine halbe Stunde waren wir gefahren, ſo blieben wir ſo total ſtecken, daß die vier Pferde uns nicht heraus zu ziehen im Stande waren. Der Poſtillon ritt nach der Station und holte ſechs friſche Pferde nebſt vier Mann mit Schaufeln und Stangen, um den Wagen heraus zu heben, zu ſchaufeln und zu ziehen; unterdeſſen hatten wir übrige Zeit, der friſchen Winterluft zu genießen, wobei ich auch trotz meines ruſſiſchen Pelzes durch und durch gefroren habe, denn es waren 28 bis 30 Grad Kälte.

Nun ging es weiter, aber alle Augenblicke waren wir in der Situation, daß man hätte mit Schiller ſagen können: „Und Roß und Reiter ſah man niemals wieder!“ denn über eine Station von einer Meile und einige Werſt, alſo eine und eine viertel Meile, ſind wir einen ganzen Tag von früh ſieben bis Abends acht Uhr gefahren, immer in Begleitung der vier Männer,

ſammt den Stangen, welche helfen konnten, wenn der Wagen ſtecken blieb.

Ihr könnt euch denken, was das für Unkoſten macht, und euch meine Angſt verſtellen, wenn der Wagen auf eine Seite ſich neigte. Er paßt nicht auf ruſſiſche Reiſen; er iſt viel zu groß und ſchwer, auch waren ihm zu breite Schlitten untergelegt, ſo daß er mit leichter Wendung auf der einen Seite, wo der Weg nicht befahren war, ſogleich hinabhing und im Schnee faſt verſank.

Als wir nun nach dieſer ſehr abwechslungsvollen Reiſe Abends in Radziwil glücklich angelangt waren, fanden wir wohl ein Poſthaus, aber keinen Menſchen, der ein Wort deutſch ſprach. Endlich wurde ein Jude herbei gerufen, der unſre ſehr beſcheidenen Wünſche dem Wirth verdeutlichte, aber da war auch die beſcheidenſte Forderung zu viel. Der Wirth hatte wohl Pferde, Heu, Stroh, ſchlechtes Waſſer, noch ſchlechteres Bier, einige fette Schweine auf dem Hofe herum laufen, aber weder Kaffee noch Zucker, weder Milch noch Wein, nichts als nur ein freundliches Geſicht, das aber ſo wenig unſre erfrorenen Glieder, wie unſre hungrigen Mägen zu ſtärken vermochte. Der Jude, der auch Kunſtreiſen macht mit Tabak und Leder in die Umgegenden, ſagte, daß wir auf dem Wege nach Wilna mit dem ſchweren und breiten Wagen nicht vom Flecke kommen würden, wir möchten lieber eine Kibitke kaufen und den Wagen dort laſſen oder nach Schawl zurück ſenden. Aber da ich nicht Luſt habe, meine Sachen und meinen theuern Wagen in einem ſolchen Neſt ſtehen zu laſſen, um vielleicht nie wieder etwas davon zu Geſichte zu bekommen, ſo fuhren wir den andern Morgen nach Schawl zurück, um dann den Weg nach Tilſit weiter fortzuſetzen; dort ſollte mein Wagen bei Bekannten ſtehen bleiben, um ihn mir im Frühjahr nachkommen zu laſſen. Nun wäre das Alles recht gut, aber wir dürfen ja nicht über die Gränze, bis unſer Paß von Riga

hier iſt. Ob dieſer mich alsdann nach Deutſchland zurück führen, oder von dort aus nach Warſchau bringen wird, weiß ich noch nicht; darüber werde ich mich erſt in Tilſit entſcheiden, wo ich mir bei unterrichteten Leuten Rath erholen will. In keinem Fall aber reiſe ich dieſen Winter noch nach Petersburg, ſondern von Warſchau nach Deutſchland zurück, und gefällt es mir im nächſten Herbſt, die Reiſe nach Petersburg zu machen, ſo werde ich wie jeder vernünftige Menſch von Lübeck aus mit dem Dampfſchiff bei noch guter Zeit dahin fahren, denn die Landpartbie durch den Schnee kenne ich nun aus dem ÄÄ und ſehne mich nicht nach gründlicherer Erfahrung. Was helfen euch auch die armſeligen Rubel, wenn ich auf einer Reiſe von 300 deutſchen Meilen in dieſer furchtbaren Kälte zu Grunde gehen ſollte.

Nun wißt ihr meine Leidensgeſchichte; was noch weiter geſchah, werdet ihr von Warſchau aus erfahren. Die Reiſe über die Lüneburger Heide nach Schwerin war eine wahre Luſtfahrt gegen dieſe Partbie. O, man wird gar beſcheiden in ſeinen Landſtraßen-Anforderungen. Dazu gibt es in den polackiſchen Gaſthäuſern weder ein Bett noch einen Stuhl, noch einen Tiſch, nichts als leere Zimmer; warum? damit man ihnen nichts ſtehlen kann, denn es iſt hier gebräuchlich, daß man einſteckt, was da ſteht, liegt, kreucht und fleucht. Man muß alſo ſogleich einen Juden herbeibringen und ſich von ihm das Allernothwendigſte beſorgen laſſen; dieſer ſteht dann am andern Morgen, bevor es noch graut, ſchon an der Thüre, damit man ihm nicht etwa mit ſeinen ſieben Sachen durchgeht. Ja, es iſt viel angenehmer, in Nürnberg, hinter dem warmen Ofen, von ruſſiſchen Reiſen ſich etwas erzählen laſſen, als ſie ſelbſt durchmachen. Wenn wir aber einmal ſo viel beiſammen haben werden, daß wir in einem kleinen Landhäuschen, fern von allen Plagen und all' dem Flitter, ſorgenfrei mit einander leben können, dann will ich mich meines Lebens recht im innerſten Herzen freuen.

Lebt wohl! Thut euch Gutes und laßt mir meine liebe Alte nicht ſterben.

Eure **Agnes** mit erfrorenem Geſicht.

Von Tilſit wurde nun ein anderer Weg gemacht und Anfangs März war ich in dem an Paläſten reichen Warſchau.

Ich konnte dort nur einzelne Scenen geben, weil daſelbſt polniſche Oper iſt. Jedoch war es in pekuniärer Hinſicht ſchon der Mühe werth, in Warſchau zu ſingen; für das, was man ſich hier durch einige Scenen erwerben kann, muß man anderwärts Monate lang ſich abplagen. Allein die Unkoſten ſind auch ſehr bedeutend, bis man dahin gelangt, beſonders wenn man es ſo unpraktiſch anfängt, wie ich es that. Je nun, ich ſollte auch einmal Lehrgeld geben; alles das würde vielleicht gar nicht vorgekommen ſein, wenn mein kleiner Reiſemarſchall, meine Schweſter, mir noch zur Seite geweſen wäre.

In Warſchau herrſchte allenthalben große Eleganz, und auch die Intendanz des Theaters hatte nichts von jener krämerhaften Mäklerei, mit der man ſich im geliebten Vaterlande bisweilen abkämpfen muß.

In den geſelligen Kreiſen ſind beſonders die franzöſiſchen Sitten eingeführt, doch iſt der nationale Zug ſentimentaler Schwärmerei und leicht erregbare Begeiſterung vorherrſchend.

Eines Tages wurde ich zu einer Soirée des Fürſten Statthalter eingeladen, die jedoch eingetretener Krankheit halber verſchoben blieb. Es war mir hinterher leid, dieſen merkwürdigen Mann nicht geſehen zu haben, denn in Lemberg erfuhr ich durch unſern Couſin Franz Ulrich, deſſen Vater ein Bruder meiner Mutter und als Straßenbaumeiſter in Teſchen angeſtellt war, daß die Mutter des Fürſten eine Couſine der Frau unſeres Onkels war und ſomit meine durchlauchtigſte Frau Baſe geweſen wäre. Der Fürſt habe ſich von unten hinauf zum Generaliſſimus empor

gearbeitet und ist dann zum Statthalter von Warschau ernannt worden. Hätte ich das gewußt, so würde ich meinen durchlauchtigsten Herrn Vetter vor Allem gebeten haben, daß er über die Landstraßen und Posthäuser-Einrichtungen einen Machtspruch ergehen lasse, damit in Zukunft arme Sängerinnen sammt ihrem Schäferhaus sich nicht unter so herben Drangsalen durch diese Wüstenei hindurch winden müssen.

In Warschau traf ich den ehrenwerthen Musikdirektor Mosewius, der durch seine wissenschaftliche Bildung wie durch seine Talente viele Ehre genoß. Wenn sich auch die Kunst allenthalben die Herzen öffnet, und somit der Künstler nie vor der Thüre zu stehen braucht, so dankt man doch seinem Schöpfer, wenn man im fremden Lande einem deutschen Ehrenmanne begegnet.

Während meines dortigen Aufenthaltes kam auch Thalberg dahin, der sich jedoch weit mehr als ich bemühte, nach Moskau zu kommen.

Auf der Reise nach Lemberg kam ich über die tragische Polenstadt Krakau mit ihrem imposanten Schloß, das in seinem verwitterten Zustande von hohen Felsen trauernd herabsieht. Die darin enthaltene Kirche birgt die Särge und Reliquien der Polenkönige und Helden. Betrübend war dieser Anblick. Die Fenster der Kirche und Paläste sind oft nur mit Papier oder Lappen zugeklebt, die schönsten Anlagen waren von Unkraut überwuchert und verwildert, selten erblickte man einen anständig gekleideten Menschen, nichts als arme, zerlumpte Leute.

Die Reise nach Lemberg machte ich mehr um meiner Verwandten willen, als um meine künstlerischen Erfahrungen zu bereichern. Indessen glaube man ja nicht, daß dort alle tieferen Interessen für die Kunst aufhören. Die Lemberger Dilettanten spielten die alte klassische Musik mindestens mit demselben Eifer, wie es bei uns in den ersten Städten der Fall ist und mein Cousin Franz, der seinen Bach, Händel, Beethoven u. s. f. gründlich

ſtudirt hatte, fing förmlich mit mir zu hadern an, weil ich mich zu dem „Lumpenzeug" italieniſcher Muſik, wie er ſie zu tituliren beliebte, herum ziehen laſſe. Ja; hab' ich etwa nicht hinlängliche Erfahrungen gemacht, wie ſchwer ſelbſt die Intendanzen unſerer vorzüglichſten Theater dahin zu bringen waren, mir Gelegenheit zu verſchaffen, klaſſiſche Muſik ſingen zu dürfen? Wär' ich aber darauf beſtanden, einzig und allein nur dieſe zu wählen, ſo würde ich mit den Meinen Hungers geſtorben ſein. Zudem hatte ich auch immer den Grundſatz, daß, ſowie dem ächten Künſtler nichts in der Natur, weder der Grashalm, noch die Heuſchrecke, weder das Glockenblümchen noch der Käfer zu klein iſt „um ein menſchliches Kunſtwerk daraus zu ſchaffen, ſo dürfe auch dem Sänger keine Muſik zu gering ſein, um ihr nicht auch eine höhere Bedeutung, oder dem ihr eigenthümlichen Charakter volle Geltung zu verſchaffen. Mir ſchien darin jedenfalls ein ernſteres Streben zu liegen, als wenn — wie man das oft genug ſieht — halbgebildete Talente ſich mit kühnem Muth auf den höchſten Wipfeln wiegen, nur um ſich vor Andern ein Bischen groß zu machen — vor einigen Wenigen aber ob der Dreiſtigkeit, mit der ſie das Edelſte zu ſich herabziehen oder ſich davon tragen laſſen, nur um ſo kläglichere Blößen zeigen. Während des Monats Mai und Juni ſang ich in Lemberg und reiste alsdann über Poſen, wo ich ebenfalls gaſtirte, in die Heimath nach Nürnberg.

Ich hatte mir nun allen Ernſtes vorgenommen, mir einmal bei den Meinen ein wenig gütlich zu thun, und verſprach einzig und allein nur in den heiteren Mittwochskränzchen bei der geliebten und allgemein verehrten Frau Fürſtin, welche ſelbſt ſehr muſikaliſch war, mein Scherflein beizutragen. Herr v. F., der unſer Haupt-Muſikdirektor war, ſtöberte alle Muſik-Handlungen durch, um das ſeltenſte, noch kaum gehörte, von alten und neueren Muſiken herbeizuſchaffen. Es waren freundliche Stunden und edle Genüſſe in den traulichen Kreiſen dieſer ehrwürdigen Dame.

Mein dolce far niente dauerte indeſſen nicht gar zu lange, denn eines Tages trat der bekümmerte Theaterdirektor B. mit emporgezogenen Augenbrauen bei mir ein — ein Banquerott ſtand ihm bevor und er hatte alle ſeine Hoffnungen auf mich geſetzt. Er lud mich für zwanzig Vorſtellungen ein, garantirte mir jede derſelben mit einem Honorar, wie es vor Jahren nur die Hoftheater-Intendanzen zu bieten vermochten, und da ich bei dieſer Gelegenheit um ſo länger bei den Meinen ſein konnte, ſo erklärte ich mich zur Annahme gerne bereit.

Die letzte Parthie, womit ich hier mein Repertoire zu vergrößern mich bemühte, war die Roſe in Adlers Horſt von Bläſer. Nachdem nun die kunſtliebenden Nürnberger auch bei dieſem langen Cyclus zum Segen der Theaterkaſſe bewieſen hatten, daß ihre Begeiſterung für mein Streben kein Flackerfeuer war, ſchied ich unter Dankesthränen des Direktors, ſowie unter einem unermeßlichen Blumenregen und Ehrenbezeugungen aller Art von den biederſinnigen Kunſtfreunden der ehrwürdigen Stadt.

Ich machte nun einen neuen Ausflug und ſang in Regensburg, Stuttgart und Würzburg. Oft ſchon hatten die Direktionen von Hamburg und Frankfurt vergebens mit mir unterhandelt, weil ſie gerade dann bei mir anklopften, wenn ich anderwärts verſagt war. Nun kam der Kapellmeiſter und Mitdirektor C. Guhr von Frankfurt, um mich nach der Aufführung des Titus, der er beigewohnt hatte, für eine Reihe Gaſtſpiele perſönlich einzufangen, was jedoch abermals nicht geſchehen konnte, da ich mich bereits für das Leben anderweitig gebunden hatte, und mein Abſchied von den Brettern der Bühne bevorſtand.

Ich erfüllte daher nur noch meine nächſten Verbindlichkeiten, welche ich mit den Direktionen in Aachen und Karlsruhe abgeſchloſſen, und endigte in letztgenannter Stadt meine künſtleriſche Thätigkeit.

Würde man mich fragen, weßhalb ich dieſes mühevolle Wanderleben einem ſoliden Engagement an einer Hofbühne vorgezogen habe, ſo müßte ich antworten: daß es mir bei äußerer Solidität und innerer Unſolidität, bei äußerem Glanz und innerer Armuth auf die Dauer nie wohl geworden wäre.

Zu meiner Künſtlerexiſtenz hatte ich zwar enorme Ausgaben nöthig, und von den Reiſeunkoſten per Extrapoſt, Gaſthausrechnungen, Krankheitskoſten, den fortwährenden Trinkgeldern und der Erhaltung einer koſtſpieligen Theater- und Civilgarderobe, ſo wie den ſonſtigen Erforderniſſen, kann man ſich beim ruhigen Fortgang eines alltäglichen Privatlebens gar keinen Begriff machen. Hier kann man einen ganzen Monat ſchon recht anſtändig mit dem leben, was ich dort oft in einem Tage verbrauchte, ohne eben abſichtlich verſchwendet oder einen ſonderlichen Genuß davon gehabt zu haben. Indeſſen lebte ich abgeſchloſſen mit den Meinen ganz vergnügt in meinem Wagen, brauchte die Theaterwirthſchaften nur im Vorübergehen flüchtig anzublicken, mußte nicht dieſem oder jenem den Pantoffel küſſen, um vor Intriguen und Chicanen Schutz zu finden, durfte mir vielmehr unter unbeſtochener Protektion des allgemeinen Urtheils auf ehrliche Weiſe und geradem Wege mein Brod verdienen. Schon früher bemerkte ich einmal, welchen Widerwillen ich vor einer gewiſſen Klaſſe Theaterautoritäten hatte. Dieſer Widerwille ſteigerte ſich immer mehr. Nun könnte man mir zwar entgegnen, daß vielleicht an kleinen Bühnen, wo die Mittel zur höheren Begründung ſocialer und äſthetiſcher Verhältniſſe zu gering ſind, der Menſch wie der Künſtler leichter zurück geſchreckt werden mag. Darauf müßte ich entgegnen, daß es gerade Hofbühnen waren, wo es bisweilen am ſchlimmſten ausſah. An jenen Provinztheatern iſt man doch wenigſtens beſcheiden und ſucht ſich eben ſo gut es gehen will durchzubringen. Hier aber machte ſich Ignoranz, Dünkel und Grobſinnlichkeit oft weit ungenirter geltend. Finden

ſich hie und da vielleicht auch ein Intendant, ein Kapellmeiſter, ein Regiſſeur oder ein paar andere Künſtler, die das Ganze durch energiſche Thätigkeit und ſtrenge Haltung zu heben und herauszuputzen bemüht ſind, wie geht es aber beim Uebrigen in- und durcheinander her? —

Es iſt nicht meine Sache, zu erwägen, ob jene Herren hinter den Lampen oder jene vor den Lampen mehr zur Demoraliſirung beitragen; ich will auch darüber meine Beobachtungen unterdrücken, ob es mehr Frauenzimmer auf der Bühne oder außer derſelben gibt, die ſich aus Noth oder Verirrung förmlich darnach abmühen, zu Ehren oder zu Falle zu kommen. Jedenfalls wär' das aber weit mehr eines redlichen Mannes Sache, ſie zu Ehren zu bringen, anſtatt ſie zum Gegentheil herab zu ziehen.

Es iſt empörend, wenn man weiblichen Mitgliedern den Eheſtand kontraktlich zu erſchweren ſucht, und ihnen droht, denſelben umzuſtoßen, oder ihre Gage zu vermindern, wenn ſie ſich dergleichen einfallen laſſen. Solche Zumuthungen paſſen für gemüthloſe, überſpannte oder ſolche Frauenzimmer, an denen nichts mehr zu verderben iſt, nicht aber für körperlich geſunde und gemüthreiche Geſchöpfe.

Iſt das nicht ſchon traurig genug, wenn vornehme Männer zu ſtolz ſind, ihre Frauen im Dienſte der Kunſt fortwirken zu laſſen, ſie ihrer gewohnten Thätigkeit entziehen, und alsdann oft aus Noth dennoch zu dieſem Rettungsanker wieder zurückdrängen? Es muß auch das ſchmerzlich ſein, wenn eine ihrer ſicheren Exiſtenz beraubte Frau bei den Anſtrengungen und Mühen ihres Mannes ſich ſagen muß: All' dieſe Sorgen und Laſten ſind durch dich ihm geworden! Es iſt aber bekannt, daß alle unſere größten Sängerinnen, welche verheirathet waren — und das ſind: die Catalani, die Milder-Hauptmann, die Paſta, die Malibran, Sonntag, Schröder-Devrient und noch viele andere, — bei dieſem naturgemäßen Verhältniß nichts von ihren Kunſtfähigkeiten verloren

haben; im Gegentheil! einige davon ſind nicht nur nach wie vor die ausgezeichnetſten Sängerinnen geblieben, ſondern auch glückliche Mütter, zärtliche Gattinnen und brave Hausfrauen geworden.

Wenn die Leute zur Hebung ihrer Begeiſterung insbeſondere einer Jungfrau bedürfen, und verlangen können, daß ſie, weil ſie eine Künſtlerin iſt, aufhören müſſe, ein Weib zu ſein, ſo zeigen ſie hinlänglich, auf welcher Stufe ihr Kunſtſinn ſteht. — Was nun aber das Weitere und zwar das Allererſte betrifft, ſo habe ich in den verſchiedenen großen Städten des In- und Auslandes leider zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß es allenthalben an der Hauptſache, nämlich an dramatiſchen Schulen fehlt. Man verläßt ſich denn doch gar zu ſehr darauf, daß die Talente bemüht ſind, ihren eignen Weg ſich zu bahnen, deßhalb es auch weit mehr intereſſante Talente als Künſtler giebt. Sollte das nun nicht eine weit ſolidere Aufgabe ſein, anſtatt nur durch ſchöne Tempel, Decorationen, Garderobe und dergleichen Aeußerlichkeiten der Kunſt zu dienen, insbeſondere dafür zu ſorgen, daß der Rock den Geiſt nicht überſtrahle? — Wie leicht es aber einzelne Hoftheaterintendanten damit halten, die denn doch von ihren Fürſten dafür beſoldet werden, um die Hauptſache zu fördern, könnte folgendes Hiſtörchen ein Beiſpiel geben.

Einem jungen Mädchen, das aus innerem Drang für die Schauſpielkunſt ſich bei einem ſolchen Herrn Rath erholte, wie ſie es denn anfangen, wohin ſie ſich wenden müſſe, um durch pekuniäre Opfer ſich als Schauſpielerin auszubilden, wurde Folgendes erwiedert: „Schule haben wir keine, Sie ſind ja ein gebildetes Fräulein und werden ſich leicht in Ihrer Aufgabe zurecht finden, nehmen Sie nur gleich eine recht große Rolle, worin Sie vom Stoff getragen werden, etwa die Jungfrau von Orleans oder ſonſt eine impoſante Parthie, wodurch das Publikum ſogleich einen rechten Eindruck bekommt.“

So ſpricht der Vorſteher einer ſolchen Anſtalt. Ja, ich

habe sogar das schon sehr schön finden hören, wenn ein junges hübsches Mädchen dergestalt in den Tag hinein deklamirte:

Die Waff'n ruh'n, des Krieches Stürme schweich'n,
Auf plud'che Schlacht'n folcht Gesang und Tanz.
Durch alle Straß'n dönt der muntre Reich'n,
Altar und Kirche drangt in Festes Klanz,
Und Pferd'n dan'n sich aus grünen Zweich'n,
Und um die Säule windet sich der Geranz.

Auch findet man das bezaubernd, wenn eine vom Stoff getragene Jungfrau die Emphasis oder den Nachdruck des Tones, welcher sich auf die vorherrschende Idee des Sprechenden mehr als Anderer beziehe, in folgender Weise anwendet:

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'.
Doch du rissest mich in's Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl.

Ist nun schon im Allgemeinen in der Recitation und Deklamation keine Spur von den allernothwendigsten Vorstudien merkbar, so fällt die das Wort oft geradezu höhnende Aktion so möglich noch beleidigender auf. Daß Mozart und Schiller auch den Ungeschicktesten glücklich über die See tragen, weiß man; der Zuhörer hält sich dann eben an den Inhalt der Musik oder des Gedichtes und beachtet nicht den ungebildeten Vortrag. Was läßt sich aber machen, wenn nebenher auch noch ein paar Hände und Arme des Sprechenden in monotoner Weise einmal um das andere sich nach dem Publikum hin ausbreiten, alsdann wieder

nach ihrer eigenen Bruſt zurückkehren, ſich da kreuzen und winden, inzwiſchen aber immer wieder ohne alle Bedeutung nach dem Publikum hinausfahren? —

Wär' es nicht in der Ordnung, unſre jungen Talente vorerſt von der blos richtigen Artikulation bis anderweitigen zwanzig Stufen hinauf bis zum epiſchen und dramatiſchen Leſen auszubilden? Wär' es nicht am Platze, Anfänger vor Allem über die Stellung des Körpers: der untern Gliedmaßen, die Haltung des Leibes, des Kopfes, die Bewegung der Arme und Hände, ſowie den mimiſchen Ausdruck zu unterrichten und ihnen vor Allem einen Begriff von dem Weſen und der Beſchaffenheit der Aktion beizubringen, — auf welche die ſinnigen Griechen einen ſo hohen Werth legten; anſtatt die armen Geſchöpfe mit bunten Lappen zur Augenluſt herauszuputzen? Möchten doch unſre Herren Intendanten die hohe Wichtigkeit einer mimiſch-deklamatoriſchen Ausbildung erwägen! denn in der Mimik und Deklamation kommen alle Kunſterſcheinungen zur Darſtellung, die des gegliederten Körpers in der mimiſchen Stellung und Bewegung, der Ausdruck des denkenden und fühlenden Geiſtes in der deklamatoriſchen Betonung. Wie ſchön und ehrenvoll wär' es, wenn ſie mit aufrichtigen Geſinnungen dahin zu wirken ſuchten, daß im Menſchen wie im Künſtler das Licht der Seele reiner und geläuterter ſich entfalten und uns erwärmen dürfte, als es die vergänglichen Reize zu thun vermögen ihrer „vom Stoff getragenen" Jungfrauen.

Es war ein weiter, mühevoller Weg, den ich machte, und dennoch hab' ich mein Ziel verfehlt. Das gemüthliche, ſorgenloſe Zuſammenleben mit den Meinen, nach deſſen ſtillem Frieden ich mein ganzes Leben hindurch mich ſehnte, für deſſen Begrün-

dung ich von Kindheit an geſtrebt und gerungen, iſt uns nicht geworden; ein Erdhügel deckt die treuen Herzen meiner geliebten, gottergebenen Mutter und Schweſter.

Auch mein verehrteſter Freund und Wohlthäter, der edle Vater Mikich, deſſen Seele ſchon auf Erden himmliſche Harmonieen verklärten, wurde einem höheren Leben zugeführt. 1845.

Die Kerzen von dem Weihnachtsbaum meiner Jugenderinnerungen ſind abgeſchmolzen — und die frohen Kinderträume zu

Ende.